
Digitized by Google

Sagen und Legenden

der Stadt

Magdeburg

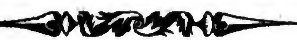
und

Umgegend

von

W. A. Relßieg.

Erster Theil.



Magdeburg, 1847.

Druck und Verlag der Frynta'schen Buchdruckerei.
(In Commission bei A. Quednow.)

Vorrede.

Dem freundlichen Leser wollen wir nicht verhehlen, daß wir mit eben so großer Freude als Besorgniß an das Werk gegangen sind, „Magdeburger Sagen und Legenden" zu schreiben; mit Freude, weil wir es uns zur Ehre anrechnen, die alte, weltberühmte, besonders durch die im dreißigjährigen Kriege erlittenen, in der Geschichte fast beispiellosen Drangsale hart geprüfte Handelsstadt von einer Seite an's Licht zu stellen, von welcher sie bisher noch gar nicht beleuchtet worden ist; mit Besorgniß, ja mit Zagen gingen wir an das Unternehmen, weil der Zeitgeist der Mode uns in den Weg tritt und eine mißlaunige Kritik die schönsten Lichtseiten einer Sache zu verdunkeln strebt. Aber Muth und Vertrauen sind unsere treuen Verbündeten und werden tapfer mit uns kämpfen, um das Ziel unsers Wagnisses zu erreichen. Magdeburgs Sturm ist historisch, dramatisch und poetisch bearbeitet in das weite Gebiet der phantastischen Romantik hinübergezogen und ihre Geschichte ist dergestalt aus-

gebeutet und erschöpft worden, daß uns kein Haltpunkt bleiben würde, wenn wir auf diesem großen und weiten Raume Anker werfen wollten. Aber die von Mund zu Mund, von Geschlecht zu Geschlecht fortgetragenen Zeit-Ereignisse und Momente, die aus der Aera des Aberglaubens und der Wunder sich fortbildenden Traditionen sind nirgends aufgezeichnet, noch kein Gegenstand der ihre Vergessenheit hemmenden Presse geworden. Unser Muth hat in dem Vertrauen zu den patriotischen Bewohnern Magdeburgs den treuen Gefährten gefunden, den wir erwarteten. Der erste Theil unserer Sagen ist vollendet, wir stehen auf dem Wege zum zweiten und rechnen mit demselben Vertrauen auf den patriotischen Volkssinn der biederen Magdeburger und aller Verehrer dieser Stadt und ihres alten Gebietes, wenn wir glücklich bis zum Ziele fortschreiten wollen. Mit den dankbarsten Gefühlen erkennen wir die Unterstützungen desjenigen Theils unserer Leser an, welcher uns mit der Mittheilung uns unbekannter Traditionen unaufgefordert entgegenkam, deßhalb wird die zweite Hälfte dieser Sagen gerade die unbekanntesten und doch interessantesten enthalten. Wohl mag uns die strenge Kritik den Vorwurf machen, daß wir in einzelnen Erzählungen zu breit geworden und in das Gebiet der Novellen gestreift seien! Wir wollen diesen Vorwurf nicht ablehnen, die bisweilige Einfachheit oder Einförmigkeit machte aber eine solche Manier nöthig, wenn wir das Interesse der Leser und ihre Aufmerksamkeit festhalten wollten. Ebenso dürfte uns vorgehalten werden mögen, daß

wir hie und da nur Märchen erzählt hätten; wenn man aber erwägt, daß wir nur Sagen und Legenden schreiben, und wenn man nicht übersehen will, daß wir überall auf einem geschichtlichen Grunde gebaut haben, so würde uns wehe gethan werden, wenn uns angesonnen werden sollte, die Wahrheit der erzählten Ereignisse zu verbürgen. Es hat uns viel Mühe gekostet, die einzelnen Sagen zu sammeln, und eine lange Zeit ist zu dieser Sammlung nöthig gewesen; wir fühlen uns aber belohnt in dem Bewußtsein, ein Werk gefördert zu haben, welches geeignet ist, den wandelbaren, nur auf unsicheren Ueberlieferungen ruhenden Schatz so vieler, für so manche Familie, für so manches Haus und für so manchen ganzen Ort interessanten Volkssagen der Nachwelt zu erhalten. Es haben viele Geschlechter eine Stelle, ein Haus oder sonst ein Grundstück besessen, woran ein alter, bedeutungsvoller Name, ein Bild oder irgend ein symbolisches Zeichen geknüpft war, dessen Sinn nicht enträthselt werden konnte. Unsere Sagen enthalten die Aufgabe, dergleichen Zeichen und Hieroglyphen zu deuten und zu lösen. Dieß kann nicht ohne Interesse sein. Wir haben den ersten Theil hie und da mit kleinen Zeichnungen, auf gewisse Ereignisse bezüglich, ausgestattet und in dem zugegebenen größeren Bilde einen Beweis geliefert, daß wir über die Sorge für Zufriedenstellung unseres Lesepublikums gern unsern eigenen Vortheil außer Augen lassen. Darum hoffen wir mit demselben Vertrauen auf kräftige Unterstützung, damit wir das Unternehmen glücklich hinausführen

können. Auch diesem zweiten Theile wird ein größeres Prachtbild beigegeben werden. Die bogenweise Lieferung macht es auch dem Unbemittelten möglich, sich die Magdeburger Sagen und Legenden anzuschaffen, deren Werth erst später gewürdiget und erkannt werden wird. „Ein großer Kopf und edler Geist — sagt der unsterbliche Schiller — weiß auch das Gemeine zu adeln, indem er es an etwas Geistiges anknüpft und eine große Seite darin entdeckt!!" Auch in der unbedeutendsten Sage bietet sich ein solcher Anknüpfspunkt dar.

Bei alle dem aber, daß die in dem ersten Theile gelieferten Sagen mit nachsichtiger Beurtheilung gelesen, nicht ohne Interesse hingenommen und von einigen unserer Leser uns Unterstützungen in Beiträgen von, wenn auch dunkeln Erzählungen, zugegangen sind, hat sich ein Wunsch ausgesprochen, der uns gewissermaßen in Verlegenheit gesetzt hat. Man will bei Gelegenheit dieser Sagen und Legenden gern etwas Geschichtliches über Magdeburg lesen; die Sagen stehen oft zu fremd, zu kalt gleichsam für den gefühlvollen Bewohner Magdeburgs da, er lieset sie, kann sich aber nicht überall auf dem weiten Gebiete, auf welchem sie wuchern, zurecht finden und möchte gern die Geschichte Magdeburgs in Verbindung mit diesen Nebelbildern lesen. Da könnten wir ihn nun gleich auf die vielen Chroniken, insbesondere auf die Berghauersche, zwar kurze aber übersichtliche, noch mehr auf die erst kürzlich im Druck erschienene: „Geschichte der Stadt Magdeburg von Hofmann," oder auf die

1831 in der Rubachschen Buchhandlung herausgekommene Chronik verweisen, — aber das sind Werke, die für die Leser unserer Sagen nicht wohl passen, weil sie in nothwendig systematisch geformter Ordnung ziemlich weitläufig werden mußten und eine Menge von Dingen enthalten, welche wohl für den Gelehrten und Geschichtsforscher, nicht aber für ein Publikum von Interesse sind, das nur dasjenige zu wissen begehrt, was so recht eigentlich und ausschließend die Stadt und ihre Bewohner, ihren steigenden und sinkenden Flor und die alterthümlichen Sitten und Gebräuche, Rechte und Gewohnheiten, Gerechtsame und Stiftungen betrifft. Soll der Leser einer Sage, wenn er in derselben auf ein wirklich geschichtliches Ereigniß geführt wird, ein anderes Werk, eine jener Chroniken oder mit Urkunden, Citaten und Weltgeschichte durchwebten Geschichten zur Hand nehmen und erst suchen, wo der Gegenstand, um dessen Wissen es sich für den Augenblick handelt, beschrieben ist? Gewiß, das würde ihm das Lesen sehr erschweren, vielleicht gerade das Pikante der Darstellung entziehen und ihn auf ein Land führen, in dem er den Wald vor den Bäumen nicht erkennen würde. Darum haben wir in dem zweiten Theile unsrer Sagen und Legenden sogleich das Nützliche mit dem Unterhaltenden verbinden zu müssen geglaubt und es für zweckmäßig erachtet, jeder einzelnen Sage sogleich das Geschichtliche, auf welches sich die Sage gründet oder in dessen Raume sie sich bewegt, folgen zu lassen. Bei diesem Verfahren mußten wir uns, um die uns bemessene Bogenzahl

nicht zu überfüllen, der Kürze befleißigen und stellen daher nur schroff das rein Geschichtliche hin, ohne uns auf Quellen zu beziehen, ohne Urkunden zu extrahiren, oder dem Werke einzuverleiben und ohne in das Gebiet von Erzählungen hinüberzuschweifen, welche, insofern sie Biographien von Fürsten oder anderen Personen enthalten, die eigentlich keine Magdeburger waren, mehr in die allgemeine Geschichte gehören.

Magdeburg, im September 1846.

Bevor wir die Darstellung unserer Sagen beginnen, können wir nicht umhin, den Blick der freundlichen Leser auf die Urzeit unserer lieben Vaterstadt zu lenken und dabei besonders des Kaiserlichen Paares zu gedenken, dem Magdeburg so Vieles verdankt. —

In alten Zeiten war der Name der Stadt nicht der, den sie heutzutage führt; man nannte sie ursprünglich Magadaburg, auch Maidburg, was gleichbedeutend ist mit Jungfernburg.

Die alten Chronikenschreiber leiten den Namen ohne Bedenken von einer, im grauen Alterthum von den Römern verehrten Göttin, der Venus, ab, indem sie behaupten: die Römer hätten während ihres kriegerischen Aufenthaltes in Deutschland dieser Göttin hier einen Tempel erbaut, und sie sei bis zu Kaiser Karl des Großen Zeit (768—814) hier verehrt worden. Dieser Tempel soll an der Stelle des ehemaligen Burggrafen-Schlosses, in der Gegend des *späteren* Maria Magdalenen- oder Jungfern-klosters gestanden haben. Die Umgegend des heutigen Fischerufers mag auch damals schon von Fischern bewohnt gewesen sein. Als eine Stadt existirte Magdeburg schon zu Karl des Großen Zeiten, also vor über tausend Jahren, und die ganze Gegend hieß damals Nord-Thüringen.

Die Burg, aus der die Stadt nach und nach entstand, wurde ohne Zweifel selbst schon im 6. Jahrhundert von den Sachsen zum Schutz gegen die

Einfälle der slavischen Völker erbaut. Im Jahre **784** wurde Magdeburg von den Wenden und Hunnen gänzlich zerstört. Mit der Unterjochung der Sachsen breitete Karl der Große auch hier das Christenthum aus; er soll oberhalb des Knochenhauerufers die St. Stephanskirche haben erbauen lassen. Nachdem die Stadt (923) noch ein Mal von den Hunnen zerstört worden, ließ Kaiser Otto des **1.** Gemahlin, die englische Prinzessin Editha, sie neu aufbauen, und nun erst beginnt die geschichtliche Kunde.

Editha hatte die Gegend um Magdeburg lieb gewonnen, weil sie zwischen dieser und der Umgegend von London, ihrer Vaterstadt, große Aehnlichkeit fand, und wünschte daselbst zu wohnen. Darum erhielt sie das Land von ihrem Gemahl (937) zum Hochzeitsgeschenk, als ein Gegenvermächtniß für die mitgebrachte reiche Aussteuer. Damals aber war Magdeburg nur ein kleiner offener Ort, ohne Mauern und Thore, ein Flecken, mehrentheils von Fischern bewohnt, deren Hütten und Wohnungen zerstreut am Elbufer umherlagen; gegen Mitternacht, am Ende der Stephansbrücke, stand nur noch das Burggrafenschloß und eine Kirche, die nach der von den Wenden erlittenen Zerstörung übrig geblieben war. Gegen Abend erstreckte sich die Stadt in jener Zeit noch nicht über die Goldschmiede-, Tischler- und Schuhbrücke, nach Mitternacht aber nicht über die Spiegel- und Stephansbrücke hinaus, und diese genannten Straßen haben

wahrscheinlich ihren Namen von ehemaligen Brücken die zur Stadt führten.

Nun wünschte Editha diesen Ort auch recht blühend und volkreich zu machen, und sie selbst bestimmte sofort den Umfang der neu zu erbauenden Stadt. Der Kaiser that alles um seiner frommen Gemahlin diesen Lieblingsaufenthalt angenehm zu machen, und auf den sonst verödeten Plätzen sah man prächtige Gebäude sich erheben; die Stadt wurde zum Theil mit Mauern umzogen, Schiffe mit Gütern reichlich befrachtet, landeten an den grünenden Elbufern und weckten den Handel zu einem wohlthätigen Leben. Erfreulicher Wohlstand verbreitete sich in den Häusern und Hütten der Bewohner, deren Herzen voll Dankbarkeit und Liebe der hohen, edelen Gönnerin entgegen schlugen.

Im Jahre 937 stiftete Otto an der Stelle des jetzigen Domes das Benediktiner- oder Moritzkloster und schenkte den Mönchen die kaiserliche Pfalz oder Burg, welche sich von der Stelle der jetzigen Möllenvogtei, bis hinter den heutigen Dom erstreckte. Editha wurde nach ihrem Tode (947) in diesem Kloster begraben. Dann erbaute der Kaiser noch auf der Seite des Domplatzes, wo jetzt die Regierung ihren Sitz hat, eine Kirche zu Ehren des heiligen Mauritius und ließ sie vom Pabste im Jahre 968 zum Erzbisthum erheben.*) Zugleich mußten

*) Den angeblichen Kopf des heil. Mauritius, eine Reliquie, empfing das Erzstift von dem Cisterzienser Kloster Langheim in Baiern, gegen eine jährliche Abgabe von 12 Fässern Heringe.

auch die Benediktiner ihr Kloster verlassen und das vor der Stadt neu erbaute Kloster=Bergen (jetzige Friedrich=Wilhelms=Garten) beziehen, von wo sie nachher jährlich, am Tage von Laurentius, barfuß eine Wallfahrt nach ihrem alten Wohnsitz machten.

Die nachmals so berühmt gewordene Domschule ließ Kaiser Otto durch einen der ersten damaligen Gelehrten, den Abt Gerber von Fleury, einrichten. Die Schüler machten bald große Fortschritte und der Ruhm dieser Schulanstalt verbreitete sich so sehr, daß selbst aus entfernten Ländern sich nach und nach so viel lernbegierige Schüler in Magdeburg einfanden, daß der Kaiser sogar die Stadt deßhalb noch mehr erweitern ließ. Aber auch den Handel suchte er noch mehr in Aufnahme zu bringen, deßhalb ordnete er Jahrmärkte an, belieh die Stadt mit dem Markt= und Münzenrechte und befreite überdies noch die Kaufleute von mancherlei umständlichen und kostbaren Zöllen, so daß bei seiner häufigen Anwesenheit Magdeburgs Ansehn, Reichthum und Verkehr schon damals zu einer ansehnlichen Höhe stieg.

Am 7 Mai 973 starb Otto der Große und wurde an der Seite seiner Gemahlin beerdigt. Die Magdeburger ehrten ihn, als den Stifter ihrer Stadt und ihres Wohlstandes und setzten ihm die noch heute vorhandene Statue auf dem alten Markte.

Das eingemauerte Kind am Krökenthor.

Wenn schon die fromme und ewig unvergeßliche Wohlthäterin Magdeburgs, des großen Otto Gemahlin, Editha, nur immer darauf bedacht war, Glück und Segen um sich her zu befördern, so vermochte sie doch nicht dem Geiste ihrer Zeit, der die damaligen Geschlechter mit einem schwarzen Schleier umhüllte, zu gebieten und gab wohl selbst bisweilen Veranlassung zu einem traurigen Ereigniß, welches sie bei vorurtheilsfreiern Denken und Handeln hätte verhüten können. Die in diesen Blättern vorzutragende Volkssage, welche durch lange Tradition wohl mit manchen Veränderungen und Zusätzen ausgeschmückt sein mag und deren Wahrheit als die einer Legende nicht verbürgt werden kann, liefert einen Beweis dafür. Editha war eine englische Prinzessin, die Tochter des Königs Eduard von England und, als ihr Gemahl Otto 936 zum deutschen König erwählt ward, mit den Sitten des deutschen Volks noch nicht bekannt genug. Von früher Jugend auf in großer Gottesfurcht erzogen und für alle Tugenden empfänglich, überstrahlte sie mit dem Glanze ihrer Frömmigkeit und Wohlthätigkeit alle Fürstinnen ihrer Zeit. Als sie Magdeburg und dessen Umgegend zum erstenmal sahe war sie ganz entzückt, denn sie fand eine Aehnlichkeit der Gegend mit der von London, dachte sich die Elbe als die Themse, und sahe sich gleichsam in die liebe, jedem Menschen theure Heimath versetzt Ihr Gemahl, der König Otto — denn er ward erst später zum römischen Kaiser ernannt — freute sich

dieses glücklichen Zufalls und machte ihr für den reichen Brautschatz, den sie ihm zugebracht hatte, Magdeburg zu einem Gegengeschenk oder Leibgedinge. Von nun an hielt sich Editha am liebsten in Magdeburg auf und gedachte aus dem Orte, der damals nur ein unbedeutender Flecken ohne Mauern war, eine ansehnliche Stadt und zu ihrer Residenz zu machen. Es bedurfte vorerst der Erweiterung der Stadt, welche die in der Einleitung angegebene Grenzen hatte, und diese Erweiterung war das große Werk, an dessen Ausführung Editha zuerst mit allem Eifer ging. Um die Stadt vor den Ueberfällen der damals von allen Seiten andrängenden fremden Volksstämmen, der Hunnen, Wenden und anderer meist slavischen Nationen zu schützen, mußte eine starke Mauer um sie herumgezogen werden, was der Anfang ihrer in der Folge immer stärkeren Befestigung ward. Wegen dieser für Magdeburgs Erhebung an den Tag gelegten Sorge, der damit verbundenen Freigebigkeit und insbesondere wegen der Milde und Herablassung, womit sie Jedermann, sogar ihre Diener und Dienerinnen behandelte, wurde die gütige Fürstin wie eine Heilige verehrt und konnte mit Recht Magdeburgs Engel genannt werden. Aber bei alle dem war sie als höchstes Muster eigener Sittenreinheit, eine unversöhnliche Feindin aller Laster und zum öffentlichen Aergerniß führenden Unsittlichkeiten, selbst wenn sie nur in menschlichen Schwächen und Verirrungen bestanden.

Eine ihrer Leibmägde, Margarethe Gerda, ein blühend schönes Mädchen von 19 Jahren, hatte ein geheimes Liebesverständniß mit den Junker Adalbert v. Stein, der als Knappe im Gefolge des Königs und nicht viel älter als Margarethe war. Die beiden Liebenden konnten sich öfters sehen und eben so oft im Geheimen sprechen; keins von Beiden hatte dem Andern seine Neigung in Worten erklärt, und nur freundliche Blicke, trauliche Zeichen des Wunsches, sich dann und wann allein und ungestört zu unterhalten, so wie lange, innige Händedrücke waren die Dolmetscher ihrer Liebe gewesen; weiter hinaus war nie ihr Verlangen gegangen, und die jungen Leute würden in diesem harmlosen Umgange haben verharren und sich, obschon Margarethe niederer Herkunft als Adalbert und nur die Tochter eines verschwundenen Minnesängers war, bei der Alles mit Wohlwollen vermittelnden Güte der Kaiserin — doch wohl einmal die Hände zum ehelichen Bunde reichen können, wenn nicht ein unglücklicher Zufall dazwischen gekommen wäre, der sie an den Rand der Verzweiflung führte. Der Kaiser, wie wir fortan den großen Otto nennen werden, mußte gegen die Ungarn in den Krieg ziehen und Adalbert von Stein erhielt Befehl, sich bereit zu halten, um nach vier Tagen dem Heere sich anzuschließen. Diese wenigen Tage glaubten die Liebenden benutzen und sich, weil den Tag über Adalbert mit Roß und Waffen vollauf zu thun hatte, längere Zeit sehen, ja die Nächte hindurch sprechen zu dürfen. —

Adalbert kehrte aus dem Felde nie wieder, er war im Kampfe, der siegreich für des Kaisers Waffen

endete — auf dem Lechfelde in Baiern, 955, geblieben. Otto's Gemahlin, Editha, hatte um diese Zeit ihr Hoflager in Magdeburg, von wo aus sie sich viel mit der Anlegung der Stadt Wolmirstädt beschäftigte, und Margarethe, die stille fromme Jungfrau, befand sich noch immer in ihrem Dienste. Bald zeigten sich bei ihr die Folgen eines Fehltritts, der in jener Zeit für ein durch keine Reue zu büßendes, mit der Schmach der Ehrlosigkeit behaftetes Verbrechen galt; daher geschah es denn auch, daß das unglückliche Mädchen zwar reich beschenkt von der großmüthigen Fürstin, aber in Ungnade entlassen wurde. Sie wendete sich an ihres Vaters Schwester, eine arme Witwe, welche sich seit Kurzem in Wolmirstädt aufhielt und sich da kümmerlich von ihrer Hände Arbeit nährte.

Kunigunde — so hieß die Tante Margarethens — war ein böses, im wüsten Leben ergrautes Weib, die kein Mittel scheute, welches dahin führte, ihre Habsucht zu befriedigen, und fremdes Eigenthum an sich zu reißen. Als sie wahr genommen hatte, daß Margarethe im Besitz einer ansehnlichen Summe Geldes war, bemühete sie sich, durch allerlei Künste und Schmeicheleien, die Gunst der schönen, jungen und gottesfürchtigen Nichte zu erwerben, betete mit ihr, bediente sie, gleich als ob diese ihre Herrin wäre, und überhob das der harten Handarbeit ungewohnte Mädchen aller Geschäfte, die einigermaßen Anstrengung erforderten. Jenes Geld, welches Margarethe bisher in einer besonderen Truhe verwahrt hatte, wurde auf den Rath der für die Zukunft ängstlich und mütterlich besorgten Tante Kunigunde, in zwei

ungleiche Theile geschieden, gezählt und der kleinere Theil zum Lebensunterhalt, der größere zur Aufbewahrung für die Zukunft bestimmt, um, wenn sich aus dem Zustande Margarethens eine viel Geldmittel bedingende Erscheinung entwickeln würde, für solchen Fall vorbereitet zu sein, da die Gefallene, sobald sie nur gesund sei, wieder in Dienste zu gehen beabsichtigte. Harmlos und ihrer Zeit wartend, lebte Margarethe eine Zeit lang, wenn auch nicht glücklich doch ruhiger als in den ersten Tagen ihres stillen Aufenthalts, wo sie stets von der Erinnerung an den geliebten Todten gepeinigt wurde; sie durchschritt oft die romantischen Umgebungen von Wolmirstädt, gar sinnig ihrer hohen Gebieterin, der Frau Editha gedenkend, wie sie in das Ohrethal schauend, ausgerufen: „Wohl mir Stätte!" und den ersten Gedanken zur Gründung einer Stadt daselbst gefaßt habe. Eines Abends kam sie später als gewöhnlich, in der Dämmerung nach Hause und fand, wider alle frühere Gewohnheit, das Zimmer der Tante verschlossen. In der Meinung, daß diese in Geschäften ausgegangen und irgendwo wider ihren Willen aufgehalten sei, wartete sie eine lange Zeit; da ihr aber endlich bange wurde, erkundigte sie sich bei einem gegenüberwohnenden Waffenschmied und vernahm von demselben, daß, kurz nach ihrem Fortgange, Kunigunde ebenfalls und zwar sehr eilig aus dem Hause gegangen, daß sie aber bald wieder zurückgekehrt und nach ihr ein Mann angekommen sei, den er nicht wieder habe fortgehen sehen. Das durch diese Erzählung in große Angst versetzte Mädchen ließ nun durch jenen Waffenschmied die Stubenthür

öffnen; aber wie entsetzte sich die Unglückliche mit den eintretenden Nachbarn, als sie Kunigunden mit gebundenen Händen und Füßen, anscheinend leblos am Boden liegend, als sie auf dem Tische die Geldtruhe erbrochen und leer fand und von diesen Wahrnehmungen auf eine gewaltsame Beraubung schließen mußte? Die gefesselte Kunigunde lebte zwar, konnte aber mehrere Minuten lang nicht reden; doch erzählte sie endlich in abgebrochenen Sätzen, daß zwei fremde Kerls sie in diesen Zustand versetzt und sich des Geldes aus der Truhe bemächtigt hätten. Jedermann bedauerte das unglückliche Mädchen sowohl als insbesondere die so arg gemißhandelte Witwe; nur der Waffenschmied schüttelte ungläubig den Kopf. Jetzt befand sich Margarethe, da sie ohne ausreichende Erhaltungsmittel war, in einer schlimmen Lage; sie arbeitete, um nur das Ziel ihres Leidens in Wolmirstädt abwarten zu können und sah mit Schrecken und Zagen der Stunde ihrer Erlösung entgegen. Nur der mitleidige Waffenschmied, ein junger Witwer, erbarmte sich des unglücklichen Mädchens, indem er sie nicht nur mit leiblichen Bedürfnissen unterstützte, sondern auch manchmal ihrem gebeugten Gemüthe Trost zusprach.

Etwa vier Wochen nach diesem Ereigniß, über welches, aller Bemühungen ohngeachtet, keine nähere Aufklärung erlangt werden konnte, genas Margarethe eines gesunden, kräftigen Knaben, den sie nach dem immer noch geliebten Vater, Adalbert nannte. Bald befand sich die junge Mutter wieder in dem Zustande

der Gesundheit, als ihr der Waffenschmied den Antrag machte, sie so lange, bis sie ihr Kind untergebracht und für sich einen Dienst ermittelt haben würde, in sein Haus zu nehmen, um seine bejahrte Mutter im Hauswesen zu unterstützen. Sie nahm den Antrag an. Nach und nach gewann dieser Waffenschmied, dessen Name Reinold war, das täglich um und neben ihm beschäftigte, in üppiger Fülle und Schönheit wieder aufblühende Mädchen so lieb, daß er im Stillen wirklich damit umging, um sie zu werben und sie zu seiner ehrsamen Hausfrau zu erheben, indem er nicht zweifelte, daß die schmachvoll Gefallene, schon aus dankbarer Rücksicht auf seine, ihr bezeigte Achtung, ihn würde lieben lernen. Nur ein einziges Hinderniß wußte er nicht aus dem Wege zu räumen, was darin bestand, daß er mit dem Hause, welches er besaß, seinen Geschwistern ziemlich verschuldet war und kein anderes Mittel, seine Verbindlichkeiten zu erfüllen und sich im Besitz des Hauses zu erhalten, vor sich sahe, als eine Frau zu nehmen, die ihm einiges Vermögen zubringe. Offen und ehrlich, wie in allen seinen Handlungen, sprach er sich eines Tages über seinen Wunsch aus, ohne dem Mädchen die Bedingung zu verheimlichen, unter welcher er nur an eine anderweite Verbindung denken konnte. Er gab dabei, wie er dies schon öfter gethan, der Armen sein herzliches Bedauern über ihren Geldverlust, bei welchem er, freilich ohne hinreichende Gründe die Tante Kunigunde verdächtigte, zu erkennen und

suchte in ihr den Entschluß zu wecken, sich noch einmal an ihre hohe Gebieterin, die Gemahlin des Kaisers, zu wenden und derselben ihren, sie an den Rand der Verzweiflung führenden Verlust vorzustellen. Margarethe überlegte, den Werth solchen Antrags und Rathes wohl erkennend, nicht lange, nahm eines Morgens den kleinen Adalbert und schritt mit ihm rüstig nach Magdeburg. Obschon Anfangs ziemlich heiter und unbefangen, begann sie doch, je näher sie der Stadt kam, zu zagen und machte sich allerlei schwarze Vorstellungen, wie es ihr am Hofe der Kaiserin deren übergroße Strenge gegen gefallene Jungfrauen sie kannte, ergehen werde, besonders wenn sie der ersten Kammerfrau, die schon früher ihre Feindin und immer auf sie wegen der von der gütigen Editha gegen bezeigten Liebe, neidisch gewesen war — in die Hände gerathen werde. Mit solchen Gedanken beschäftigt, hatte sie sich an dem schönen Frühlingsmorgen, nicht mehr fern von der Stadt, unter einen am Wege stehenden Baum gesetzt und verzehrte, ihr Kind säugend den Rest des vom Waffenschmied erhaltenen Frühstücks, wobei sie sich die Thränen, die ihr über die glühenden Wangen rannen, nicht erwehren konnte und bisweilen laut seufzte und schluchzte, sobald sie an die vergangene schöne Zeit dachte. —

Was fehlt Euch, junge Frau?" hörte sie sich auf einmal von einem Manne gefragt, der ihr unbemerkt so nahe gekommen war, daß sie heftig zusam-

sammenschrak: kann ich helfen, so bin ich bereit, wenn Ihr mir sagt, was für Euch zu thun ist.“ Margarethe blickte den großen, starken Mann, der mit einem finstern und abschreckenden Aeußeren eine so freundlich klingende Stimme verband, überdem bei der Wärme des schönen Tages in einen langen weitfaltigen Mantel von schwarzem Zeuge, aus dessen Innern ein blendendes Roth schimmerte, gehüllt war — einige Augenblicke mit großen Augen an und antwortete dann: „Ich danke Euch, Herr! für Eure Theilnahme an meinem Euch unbekannten Schmerz; Ihr vermögt mir nicht zu helfen, allein sagen könnt Ihr mir vielleicht, ob des Kaisers hohe Gemahlin, die gütige Frau und Herrin Editha, noch in Magdeburg, ob sie auch gesund und wohl zu sprechen ist? denn ich will zu ihr“ — setzte das Mädchen mit zitternder Stimme hinzu. „Wohl kann ich Euch darauf berichten, junge Frau,“ sagte der Unbekannte, „aber Ihr werdet schwerlich bei der hohen Dame vorkommen, weil sie seit längerer Zeit krank und der Zutritt zu ihr deßhalb sehr schwer ist.“

Nochmals dankte Margarethe dem fremden Mann, erhob sich dann von ihrem Sitze und wollte nach der Stadt weitergehen, da fragte Jener noch einmal:

„Darf ich wissen, ob dieses Büblein Euer oder ein Euerer Pflege anvertrautes Kind ist? Nehmt es nicht übel, junge Frau; aber will mich bedünken, das Kind möge wohl die Triebfeder Eures Schmerzes sein — Vielleicht könnte ich gerade in diesem Falle helfen.“

Eben wollte Margarethe antworten, als zwei Reiter angesprengt kamen, von welchen der eine dem Unbekannten einen leichten Schlag mit der Hand auf die Schulter gab und halb im Ernst, halb im Scherz ausrief:

„Ei, ei, gestrenger Herr Scharfrichter! Ihr geht wie es scheint, auf die Landstraßen, um Geschäfte zu machen, da es Euch in der Stadt nicht gelungen ist, ein Kind zu kaufen! thut das nicht! ein zu großer Diensteifer wird selten belohnt; und wie räumt sich ein solcher zu Eurem sonst so gefühlvollen Herzen?“

Das Weitere der Unterhaltung, die sich nun zwischen den drei Männern entspann, wartete Margarethe nicht ab und eilte um so schneller davon, als ihr der Gedanke, daß der Unbekannte in der That der Scharfrichter von Magdeburg sein möge, ein Grausen erregte. Sie kam glücklich auf der Hofburg der Kaiserin Editha, welche im nördlichen Theile der Stadt, nach der hohen Pforte zu gestanden hat, an, mußte aber gleich beim Eintritt von der Kammerfrau ihrer alten Feindin, die ihren Muth störende Nachricht entgegen nehmen, daß Frau Editha besorglich krank, und daß von ihrem Beichtiger und Arzt der strengste Befehl an die gesammte Dienerschaft ertheilt worden, Niemanden, wer es auch sei, vor sie zu lassen, Die der Unglücklichen feindliche Dienerin heuchelte zwar gegen sie ein inniges Bedauern über den durch

Raub erlittenen Verlust des von der gütigen Fürstin empfangenen Geldes, konnte aber nicht unterlassen, ihre Theilnahme mit den scharfen Tropfen bitterer Wehrmuth zu mischen, indem sie, anscheinend im Tone der alten Vertraulichkeit, hinzusetzte: „Ich bedaure dich aufrichtig, gutes Mädchen, ob wir sonst schon nie rechte Freundinnen waren, ja ich würde dich, ohngeachtet des strengen Verbotes, zur hohen Herrin führen, allein sie ist von dem vorgeblichen Unglück, das dich betroffen haben soll, bereits unterrichtet und würde uns, wenn wir den Befehl überträten, nur zürnen, weil man es ihr verläumderisch hinterbracht hat, du habest, im Einverständniß mit deiner bösen Tante, den Raub nur vorgespiegelt." Bei diesen Worten griff die schon bejahrte Frau in eine, in den weiten Falten ihres braunseidenen Kleides verborgene Tasche und brachte ein Beutelchen heraus, aus welchem sie einige Silbermünzen in die magere Hand gleiten ließ, die sie der Unglücklichen darreichte. Diese aber, von Wuth und Verzweiflung erfüllt, schlug der Heuchlerin den elenden Zehrpfennig aus der Hand und rannte mit den Worten: „Behaltet's für Euch, alte Hexe! und laßt dafür Messen lesen!" davon. —

Wenn der Mensch, der vom Unglück schwer gedrückte, bis zur Verzweiflung verfolgte Sterbliche am Scheidewege der Tugend steht und in die rosigen Wege des Lasters blickt, dann ist der Versucher nicht

fern, und wehe dem Armen, wenn er sich blenden, wenn er sich hinüber ziehen läßt in die das Auge umnebelnden Blumengefilde, welche ihn wie brandende Meereswogen verschlingen und in den Abgrund des Verderbens hinunterreißen! —

„Willkommen in der Venusburg, schöne Margarethe! hat man Euch ablaufen lassen von der hochgerühmten Gnadenschwelle der gütigen Fürstin? Ja, wäret Ihr nur kein Sächsisches Frauenbild, so würde Euch die Alte schon zur frommen Herrin gebracht haben; aber sie kann es nimmer vergessen, daß Ihr einst der stolzen Dienerin vorgezogen und der Liebling der Frau Editha war't. — Ihr seht so traurig aus? kommt mit zu meiner Mutter, die wird Euch aufheitern, und Euch und dem kleinen Stein einen Inbiß reichen!"

So hörte sich das betrübte Mägdlein auf einmal von einem Manne angeredet, den sie zwar kannte, aber stets als einen rohen Gesellen und tollen Wüstling geflohen hatte. Es war der Mundkoch der Kaiserin, dessen Mutter sie als eine fromme Frau, von ihrer Dienstzeit her, kannte und stets hoch geachtet hatte.

Der Aermsten zitterten alle Glieder, ihre Knie droheten zusammenzubrechen, und sie fühlte, daß ihr einige Ruhe nöthig sei, um den weiten Weg wieder zurücklegen zu können. „Bringt mich," sagte sie mit bebenden Lippen zum Küchenmeister, „zu Eurer Mut-

lieber Herr! denn mir ist, wie Ihr seht, unwohl; die gute, fromme Freundin wird mich wohl aufnehmen und gewiß über Nacht beherbergen.“ Mutter Else nahm das ihr von sonst her bekannte liebe Mädchen freundlich auf, sorgte vorerst für ihre leibliche Stärkung und ließ sich dann, als Margarethe ihre Fassung völlig wieder erlangt hatte, von derselben Alles, was ihr widerfahren, umständlich erzählen. Wenn Margarethe diese Frau ihre gute, fromme Freundin genannt hatte, so wolle man doch ja den Ausdruck „fromm“ nicht mit dem allgemeinen Begriff von derjenigen Frömmigkeit verwechseln, die wir in jedem guten Menschen mit andern Tugenden vereinigt finden. Elise, des Mundkochs Mutter, versäumte keinen Sonn- oder Festtag die Kirche, ließ sich, da sie selbst nicht lesen konnte, täglich von ihrem ziemlich weltlichen Sohne aus einer Postille vorlesen, fastete und betete regelmäßig, that aber sonst, was ihr zeitliches Interesse erheischte und hatte die strengsten Ansichten von äußerer Zucht, Ehre und Sittlichkeit. —

Als Margarethe des sonderbaren Zusammentreffens mit dem Scharfrichter erwähnte und sich zu wundern schien, was die beiden Reiter damit gemeint haben mochten, als sie laut geäußert: der Scharfrichter gehe auf die Landstraßen, um Kinder zu kaufen, weil es ihm damit in der Stadt nicht gelungen sei; — sagte Mutter Else: „Höre, Margarethe! du bist auf höheren Ruf gerade heute hierhergekommen, ich werde dir wei-

ler sagen, was du thun mußt, um den Weg zum Glücke zu finden.“ —

„Ihr macht mich sehr neugierig, Mutter! darum faßt Euch kurz, denn das Unglück hat mich so verzweifelt gemacht, daß ich das Aeußerste wagen würde, wenn ich damit mein Glück erkaufen könnte! Ihr seid eine gottesfürchtige, fromme Frau und werdet mir nicht zu meinem Verderben rathen.“

„Nun, so höre mich an, meine Tochter! unterbrich mich aber nicht, und sage mir deinen Entschluß nicht eher, bis ich völlig ausgeredet habe. Sieh, Kind! auf Befehl des großmächtigen Kaisers soll unsere Stadt in eine Festung verwandelt werden, damit die wilden Heiden, die Feinde des Christenthums, nicht eindringen, wenn der gefürchtete Otto wieder fort nach Italien oder in den Kampf gegen die Ungarn zieht. Nun ist der bereits aus Stein erbaute Eingang in die befestigte Stadt schon dreimal wieder eingestürzt, so kunstgerecht er auch angelegt und vollendet war. Die tüchtigsten Werkmeister der Maurer- und Steinhauerzunft, die erfahrensten Männer hatten den Bau geleitet und selbst mit Hand ans Werk gelegt, um den Fehler zu entdecken und zu meiden; als aber auch der dritte Bau eingestürzt war, da sank Allen der Muth, sie wandten sich in ihrer Verlegenheit an den großmächtigen Kaiser und berichteten ihm den Vorfall getreulich. Dieser beauftragte sofort einen Astrologen, in dieser bedenklichen Sache zu rathen.

Der Sternkundige schloß sich darauf drei Tage und drei Nächte ein, fastete während dieser Zeit und that dann folgenden Ausspruch: „Euer Festungsbau kann und wird nicht eher bestehen, bis ein von seiner Mutter freiwillig gebotenes, zartes Knäblein lebendig mit eingemauert wird."

„Seit drei Tagen geht nun der Scharfrichter mit einem ansehnlich gefüllten Geldsäckel umher, um eine Mutter zu finden, die gegen eine Belohnung von dreihundert Goldgulden ihr Söhnlein zu opfern entschlossen ist."

„Und glaubt Ihr, liebe Else," fiel Margarethe jetzt der Witwe in die Rede, „daß es wohl auf der Welt ein Weib giebt, die ihren Säugling von der Brust nehmen und ihn einem so qualvollen Tode preisgeben würde?"

„Ich zweifle wenigstens," entgegnete die Alte bedächtig, „daß ein aus rechtlicher Ehe entsprossenes Kind den Händen des Henkers überliefert werden möchte. Aber die Frucht einer strafbaren Leidenschaft hier zum Opfer zu bringen, das würde nicht Sünde, sondern Verdienst sein; dem gattenlosen Weibe, die solches thäte, müßte die Aufopferung ihres im Grunde zeitlebens gebrandmarkten Knäbleins, zum Schutze einer ganzen Stadt — sogar zum Ruhme gereichen. — Die Mutter, welche, so wie du, ihr Unglückskind unter quälenden Gewissensbissen und nothdürftig auferzieht bis zu der Zeit, wo der ehrlose Sohn der Un-

würdigen spottet und ihr sein elendes Dasein zum bitteren Vorwurf macht — die würde dereinst schwer bereuen, eine so günstige Gelegenheit, sich dieser Leiden für immer und bei Zeiten zu entziehen — unbenutzt vorübergelassen zu haben. — Was denkst du mit deinem Buben zu beginnen, wenn er einst deiner Zucht entwachsen ist? Der geringste Lanzenknecht wird sich schämen, mit ihm zu dienen und die Folge dürfte sein, daß der Verachtete dermaleinst ein Verbrecher, ja ein Räuber oder Mörder wird, der zuletzt doch unter Henkers Hand sein Leben enden müßte. Was hättest du da mit deinem unzeitigen Mitleiden gewonnen? Nichts, gar nichts! vielmehr würden dich der Vorwürfe noch mehr und gerechter treffen, als jetzt, wo dein großartiges Entsagen, zum Heil einer Stadt, jede Art von Vorwurf unterdrückt." Noch Vieles schwatzten die beiden Weiber über diesen wichtigen Gegenstand, und Frau Else unterließ dabei nicht, dem unglücklichen Mädchen das Glück in der zu hoffenden Ehe mit dem Waffenschmied Reinhold mit so lieblichen Farben, zu solch' einem reizenden Bilde auszumalen, daß Margarethe endlich in der Mutterliebe schwankte und sich mit der Erklärung in ihr Kämmerlein zurückzog, über Nacht alles nochmals reiflich zu überlegen und am nächsten Morgen den gefaßten Entschluß zu offenbaren.

Am Breitenwege, dieser längsten und schönsten Straße Magdeburgs, steht ein Haus, welches die große

und kleine Steinerne-Tischstraße von einander scheidet. Hinter diesem Hause liegt ein Garten, der zur Zeit der hier erzählten Begebenheit von bedeutendem Umfange war. Unter den vielen Bäumen in demselben zeichnete sich besonders eine prachtvolle Eiche aus, die von so außerordentlicher Größe war, daß deren Zweige wohl über hundert Menschen beschatten konnten. Unter derselben befand sich eine lange steinerne Tafel, an welcher — damaliger Sitte gemäß — so manche, das Gemeinwohl betreffende Gerichtsverhandlungen öffentlich abgehalten wurden.

So sah man auch am Morgen nach jener Unterredung zwischen der Frau Else und Margarethe, unter der großen Eiche zwölf würdige Männer am steinernen Tische, der mit sammetner Decke behängt war, sitzen. Sie Alle trugen gleiche Kleidung: schwarze, enganliegende Röcke, darüber lange, faltenreiche Mäntel von gleicher Farbe und weiße, gezackte, herabhängende Kragen; einzelne der Richter — denn das waren die Zwölf — schmückten goldene Ketten, die in ziemlicher Breite auf der Brust glänzten, während die schon ergrauten und bärtigen Häupter von schwarzen Baretts mit schwarzen Federn bedeckt waren. Links und rechts, in geringer Entfernung, schritten, in roth- und weißfarbigen Mänteln, entblößten Hauptes und mit Partisanen bewaffnet, die Büttel oder Gerichtsdiener langsam hin und her, um die, im eifrigen, aber leisen Gespräche begriffenen Gerichtsherren vor

dem etwaigen Andrange der sie umgebenden neugierigen Volksmenge zu schützen, obschon diese in gemessener Entfernung, ehrfurchtsvoll der Dinge harrend, stand, die sich heute hier vor ihren Augen und Ohren entwickeln sollten.

Da ward plötzlich die rings umher herrschende feierliche Stille durch die Erscheinung eines Mannes unterbrochen, der im bluthrothen Mantel von weitem Umfange, ebenfalls mit entblößtem Haupte, langsam und ehrfurchtsvoll auf die steinerne Tafel zuschritt, vor der er, einige Schritte entfernt, in gebeugter Haltung stehen blieb; dann zog er unter seinem Mantel einen schweren Beutel hervor, und übergab diesen dem herzugetretenen Frohn, der ihn auf den Tisch setzte, wobei der Metallklang des darin befindlichen Geldes deutlich vernommen wurde. Der Mann im rothen Mantel war kein anderer, als der Scharfrichter, welcher bereits an der Landstraße die Aufmerksamkeit Margarethens auf sich gezogen hatte und von dieser mit Grauen geflohen war. Er erschien heute vor den Richtern, um wegen des ihm von diesen ertheilten, seinem Amte angemessenen Auftrages Bericht zu erstatten. Da redete ihn einer der zwölf Männer also an: „Ich grüße Euch, im Namen des Gerichts und begehre zu wissen, ob Euch gelungen, ein Weib zu finden, welches, die Mutterliebe verläugnend, ihren Säugling der Stadt zu opfern bereit ist?“

Als der Scharfrichter mit kurzen Worten erklärte,

daß es ihm nicht geglückt, fuhr der Greis in seiner Rede fort: „Wohlan denn! so möge ein Herold durch Ausruf den letzten Versuch machen, und wenn auch dieser erfolglos bleibt, dann wohl uns! und Ehre den Frauen unserer Stadt! Wir werden ferner fortfahren können, den Mord zu strafen, welchen lohnen zu müssen uns die traurige Nothwendigkeit zur Pflicht macht.“ Der greise Richter winkte seinen Genossen und den wachhaltenden Bütteln, worauf diese Alle das eine Ende der Tafel dergestalt räumten, daß es dem gesammten Volke sichtbar wurde. Der Scharfrichter war indessen verschwunden; den von ihm hinterlassenen Beutel öffnete ein Frohn, und zählte die darin enthaltenen Goldgulden auf die Tafel. Die durch das Eichenlaub schimmernden Strahlen der Maisonne ließen das blanke Judasgeld noch deutlicher und lockender vor den Augen der neugierigen Umstehenden erglänzen, und ein lautes, helles Ah! ein kurzer, gellender Ausbruch innerer Begierde, rang sich aus tausend Kehlen. Darauf trat ein Herold, mit einer am weißen Stabe flatternden Fahne, vor den Tisch, und schien Befehle zu erwarten; er sollte eine nochmalige Aufforderung an die unter der Menge anwesenden Mütter ergehen lassen. Doch es entstand plötzlich ein dumpfes Gemurmel unter den Zuschauern, ein Brausen ließ sich vernehmen, gleich dem hohlen Toben eines heranziehenden Gewittersturmes. Das Volk öffnete seine Reihen, und aus ihnen hervor trat der gefürchtete

Scharfrichter, eine schlanke Jungfrau geleitend, die, mit verschleiertem Angesicht und im linken Arm ein zartes Kind tragend, gar keck einherschritt und mit ihrem Begleiter vor der mit den glänzenden Goldstücken bedeckten Tafel stehen blieb. Diesen beiden Personen folgte eine Schaar Gewappneter, die hinter der Tafel sich aufstellten. Darauf hob der Scharfrichter an zu reden: „Hochweise, gestrenge Herren, mir hat unerwartet der Zufall geboten, was meinen Bemühungen nicht gelingen wollte; dieses schöne, junge Frauenbild — dabei hob er Margarethen den Schleier vom Gesicht — ist entschlossen, ihr Söhnlein, das sie am Arme trägt, dem allgemeinen Besten, dem Gelingen des begonnen Festungsbaues williglich zum Opfer zu bringen, wenn ihr die blitzenden Goldstücke dagegen überlassen werden!“ Der Sprecher verneigte sich ehrerbietig, trat einen Schritt zurück und ließ Margarethe mit dem Kinde allein stehen. Mit leuchtenden Augen blickte diese auf das funkelnde Gold und eine hohe Purpurgluth ergoß sich über ihr Antlitz. Der greise Vorstand des ehrwürdigen Gerichts erhob alsbald seine Stimme: „Du hast die Worte dieses Mannes gehört, meine Tochter! und wirst hoffentlich deinen Entschluß reiflich erwogen haben. In Rücksicht auf die Pflicht, dem höchsten Befehle zu gehorchen, darf ich dich in dem Entschluß nicht wankend machen; doch muß ich loben, daß du den Muth hast, dem glücklichen Fortgang eines großen,



Die Wahl zwischen Geld und Kind.

von schwerer Zeit gebotenen Unternehmens dein Büblein, vielleicht dein Liebstes auf der Welt, zu opfern. Nur einen Schritt darf ich thun, um die Festigkeit deines Entschlusses nochmals zu prüfen!"

Nach dieser kurzen Anrede nahm der Greis den kleinen Adalbert aus dem Arme des immer noch mit starrem Blick auf die funkelnden Geldreihen schauenden Mädchens, trug ihn mit seinen vor Altersschwäche und wehmüthiger Entrüstung zitternden Händen nach dem Tisch und legte ihn auf ein, zu dem Zweck neben die Goldreihen geschobenes Polster von weißer Seide dergestalt, daß auf der einen Seite des steinernen Tisches die Goldstücke zu sehen waren, auf der andern der zum Opfer gebrachte Säugling; in die Mitte legte er einen weißen dünnen Stab und sprach dann, sich wieder zu des Kindes Mutter wendend: „Nun wähle, meine Tochter! wähle frei, zwanglos, nach eigenem Triebe deines Herzens!" Margarethe, das sonst so scheue Wesen, hatte kaum die an sie gerichtete Aufforderung vernommen, als sie mit bebenden Händen die blinkenden Goldgulden zusammenschob und nur die ängstliche Besorgniß verrieth, wie sie den Goldhaufen fortbringen möge. Der greise Richter begriff ihre augenblickliche Verlegenheit und winkte dem Scharfrichter, welcher den Beutel, worin er das Geld gebracht, der darauf harrenden, lieblosen Mutter zuwarf, dieser aber zugleich auch einen leichten Schlag auf die Wange gab. Obschon Margarethe, wie Jeder

im Volke, wissen konnte, daß ein solcher, von Henkers Hand gereichter Backenstreich als Zeichen der Ehrlosigkeit galt, so schien sie doch bei dem Eifer, mit welchem sie das Sündengeld barg und den schweren Beutel, über welchen sie einen Theil ihres Gewandes breitete, unter den Arm nahm — weder den kurzen Schmerz der Züchtigung, noch die erniedrigende Deutung derselben zu empfinden; sie schritt, auf einen Wink des Gerichtsvorstandes, dem Trupp der Gewappneten zu, die sie in ihre Mitte nahmen und, um sie vor dem rohen Spott und den etwaigen thätlichen Beleidigungen des Volkes zu schützen, fortführten.

Die von den trügerischen Einflüsterungen und durch Verblendung zu einer so verabscheuungswürdigen That verleitetete Margarethe begab sich mit dem empfangenen Gelde, damals eine erhebliche Summe, nach Wolmirstädt und hoffte, daß der Waffenschmied sie nun zu seiner Hausfrau machen würde. Doch das Gerücht von ihrer unnatürlichen That war schon in jenen Ort gedrungen, noch ehe Margarethe daselbst anlangte. Meister Reinhold war nicht der Mann, der sein reines Gewissen mit der Theilnahme an einer so schweren Schuld belasten mochte. Er fragte sie als sie sich zeigte: ob ihr der Erwerb des Geldes so leicht geworden und keinen Kummer mache? und als die bis zur Gefühllosigkeit verblendete Mutter weder Schmerz noch Reue zeigte, da hielt ihr der brave Mann die Sündhaftigkeit ihrer That vor und erklärte:

er habe, wie sie wohl wisse, die redliche Absicht, sie zu ehelichen, gehabt; aber ihre schaudervolle That setze sie in seinen, sowie in den Augen der ganzen Menschheit weit unter das seine Jungen liebende und mit dem eigenen Leben vertheidigende Thier herab. Er wolle nicht Theil an einer Schuld haben, die ihr Tag und Nacht keine Ruhe lassen werde, wenn sie zur vernünftigen Ueberlegung gelange, und er müsse deshalb, schon um seines eigenen guten Rufes willen, wünschen, daß sie sein Haus meide. So mußte sich Margarethe, tief beschämt, von dem Redlichen entfernen; überall, wohin sie in Wolmirstädt nur kam, fand sie gleiche Verachtung. Sie machte sich nun weit von da fort, nach dem Thüringer Walde, weil sie in Martinroda, bei Ilmenau, eine Verwandte und Freundin hatte, zu der sie in dem Glauben, daß diese ihre gottlose That nicht erfahren werde, flüchtete.

Man bildete in dem Mauerwerke des gedachten Thores eine Art Nische oder Höhlung, in welcher der kleine Knabe weder von dem Gestein erdrückt werden, noch aus Mangel an Luft ersticken konnte und befestigte vor seinem Munde ein Pfennigbrod, wohl meinend, damit dem Mitleidsgefühl, wenn das Kind sich noch eine Zeitlang nähren könne, genügt zu haben. Die Zeit, die glückliche Trösterin der Unglücklichen, die vermittelnde, die ausgleichende, oft mit vernichtender Kraft einschreitende Wohlthäterin, hatte das Bild dieses schauervollen Ereignisses in den Hintergrund

geschoben und viele Zeitgenossen, ja die meisten, welche Zeugen der Begebenheit gewesen, waren den Weg alles Irdischen gegangen, und Niemand sah mehr nach der Höhe des Gemäuers, wo einst, vor 50 Jahren, ein schuldloses Menschenleben dem blinden Aberglauben geopfert, ein von der Mutterliebe verstoßenes für eitles Gold verkauftes Knäblein lebendig eingemauert sein sollte. Die herangewachsenen Geschlechter glaubten nicht an die Wahrheit der von alten Greisen und frommen Mütterchen erzählten Geschichte und es fiel Niemanden ein, an jenem Mauerwerke Untersuchungen anzustellen. In den ersten Jahren der Regierung des Erzbischofs Gieselar, welcher seinem Vorgänger, dem ersten Bischof Adelbert im Jahre 981 gefolgt war, — genau kann die Zeit nicht angegeben werden — ließ sich eines Tages, wo eben Gieselar ein großes Bankett feierte, ein Weib bei ihm mit der Bitte melden: persönlich vorgelassen zu werden, da sie ihm ein dringendes Anliegen vorzutragen habe. Gieselar, der mehr ein rauher Krieger, als gefühlvoller Prälat war, mochte sich, eben mit seinen Zechgenossen bei Tafel sitzend, nicht sogleich stören lassen und ließ das Weib mit dem Bedeuten: zu einer andern Zeit wiederzukommen, zurückweisen; aber kaum hatte der mit diesem Bescheid beauftragte Diener das Weib entfernt und sich, um seinen Geschäften obzuliegen, unter die übrige Dienerschaft gemischt, als in das große Prachtgemach, in welchem

der Erzbischof mit seinen Gästen bei Tafel saß, ein Weib stürzte und sich mit flehentlichen Geberden vor dem strengen Gieselar niederwarf. Das Weib war nur mit Lumpen, aber mit solchen bedeckt, die, wie man auf den ersten Blick erkannte, Bruchstücke von Kleidern waren, deren reiche Stoffe vorzugsweise und ausschließend nur den Frauen der Ritter und vornehmen Edeln gebührten. Ihr Gesicht, wenn schon vom entsetzlichsten Schmerz entstellt, zeigte Spuren einer ehemaligen hohen Schönheit. Gieselar, obschon entrüstet über die unverschämte Zudringlichkeit des ihn durch ihr Aeußeres überraschenden Weibes, bezeugte oder heuchelte der Elenden Theilnahme und Mitleid und frug, in dem Glauben, daß der Alten etwa durch seine Dienerschaft oder sonst Jemanden ein Unbill zugefügt worden sei: was sie Uebels erlitten und worüber sie sich bei ihm zu beschweren habe: Die Kniende redete nun: „Hochwürdiger, gnädiger Herr Erzbischof! ich bin Margarethe Georg, das verworfene, elende Weib ohne Gatten, die einst im Taumel der Sinnenlust gefallene Leibmagd der frommen, in Gott ruhenden, hohen Frau Editha; ich komme, um Euer Gnaden zu bitten, in dem steinernen Mauergewänd der Eingangspforte, die ich bezeichnen werde, nach dem Leichnam oder Knochenskelett eines Knaben suchen zu lassen, der vor vielen Jahren, beim Bau der Festungswerke lebendig eingemauert wurde. Dieser, damals

eingemauerte Knabe, war mein leibliches Kind, welches ich für dreihundert Goldgulden opferte."

„Die Sage ist mir wohl bekannt — antwortete der gestrenge Erzbischof mit verwundernder Herablassung — es mag auch etwas Wahres daran sein; allein, Weib, laßt die Todten ruhen und sorgt für Eure Gemüthsruhe, wenn Ihr Euch bewußt seid, Euer Gewissen durch die unnatürliche That, wie sie im Volk erzählt wird, mit Schuld beladen zu haben! Ich werde Messen für Euch und Euer Kind lesen lassen und für Euern Unterhalt Sorge tragen, denn Ihr scheint arm zu sein und in großer Dürftigkeit zu leben!" — „Laßt, ich bitte Euch, gnädiger Herr! am Mauergewände noch heute suchen, sonst beschwöre ich den Geist, der mich quält und verfolgt, daß er sich zu Euch wende und Euch des Nachts peinige, denn hört, Herr! Seit vielen Wochen erschien mir das geopferte Büblein im Traume und sagte mir, daß es lebe, daß ihm ein Vogelpaar, welches über ihm genistet, funfzig Jahre lang Nahrung mitleidsvoll in den Schnäbeln zugetragen hätte. Ich habe mich seit jener Zeit weit von hier, bei einem Verwandten am Thüringer Walde aufgehalten, denn ein Waffenschmied in Wolmirstädt, von dem ich glaubte, er würde mich heirathen, wenn ich ihm das Sündengeld brächte, entsetzte sich ob meiner Unthat und überließ mich meinem Schicksale. Da mich nun mein Vetter am Thüringer Walde, der nur von

Raub und Wilddieberei sich nährte, nachdem er auch mein Geld vergeudet, verstoßen hat, und da mir der Geist meines Kindes allnächtlich zurief: ich möge nach Magdeburg kommen! so hab' ich mich hierher gebettelt und bin an der Stelle gewesen, wo, wie mir ein altes Mütterchen sagte, vor eben 50 Jahren ein Knäblein eingemauert worden sein soll. Dort gnädiger Herr! hörte ich aus dem Gestein am Thore „Mutter!" rufen, und da ich zweifelnd stehen blieb und Niemand sah, schien es mir, als ob ich mich täuschte oder irgend ein fremdes Kind seine Mutter rufen hörte; als ich aber meinen Fuß erhob, um weiter zu gehen, rief es nochmals und nannte meinen Namen und gebot mir, seine Erlösung aus dem Gemäuer zu veranlassen. Darum lass' ich nicht ab, Euch zu bitten, daß Ihr die Gnade haben wollet, nachforschen zu lassen!" — Wäre der über Aberglauben und Geisterseherei seiner Zeit erhaben stehende Erzbischof allein gewesen, er würde das Weib als eine unglückliche Wahnsinnige betrachtet und in engen Gewahrsam gebracht haben; die Gäste aber, zum Theil hochbejahrte Männer, welche von der Wahrheit des verhängnißvollen Ereignisses Zeugen gewesen waren, bestürmten den ungläubigen Gieselar, am selbigen Tage noch das Gemäuer an der Stelle, die das Weib nachweisen werde, untersuchen zu lassen. — Zuerst bestieg ein junger Steinmetz, eine lustige, verwegene Haut, die lange Leiter und fand nach Hinwegräumung einigen

Steingerülles, nicht nur die offene Nische, sondern erblickte auch darinnen eine menschliche Figur, die ihn, wie er nach dem Herabsteigen berichtete, mit hell funkelnden Augen angesehen hatte. Es war, nach der weiteren Beschreibung dieses Menschen, ein kleines, graues Männlein, dessen langer, weißer und zottig herabhängender Bart tief in das Gestein verwachsen war; über seinem Haupte befand sich zwischen zwei Steinplatten eine Vertiefung, in welcher die Vögel genistet hatten, und vor dem Munde hingen noch sichtbar die Brocken vom Brode. Man lehnte nun noch eine zweite Leiter an, welche ein achtbarer Bürger und Maurermeister bestieg. Diesem und jenem Steinmetz gelang es, das graue Männlein aus der Nische heraus und an das Tageslicht zu ziehen, und beide Männer schworen, daß das Männlein während des Herausziehens geseufzt habe. Als die kleine Gestalt heruntergebracht und auf den Erdboden gestellt war, fand sich zum Erstaunen alles Volks, welches zuschauete, daß das Männlein mit dem weißen Barte leblos und eine versteinerte Kindesleiche war. Daher wurde der Körper christlichem Gebrauche gemäß beerdiget, und der Herr Erzbischof befahl, daß sieben Tage nach einander für die Seele des Unglücklichen Messe gelesen wurde. Die unnatürliche Mutter, die nun hochbejahrte Margarethe, war am Tage der Erlösung des steinernen Männleins verschwunden, und ihr Leichnam wurde später auf einem Sandhügel vor dem Krökenthore so entstellt gefunden,

daß man ihn nur noch an den elenden Lumpen erkannte, womit er nothdürftig bekleidet war.

Diese traurigen Ueberreste scheute man sich, an geweihter Stelle zu beerdigen; deßhalb scharrte man sie an dem Orte, wo sie gefunden wurden, still und geräuschlos ein, und nur ein einfacher Felsstein bezeichnete noch lange die Stelle, an welcher die, schon auf Erden so hart gestrafte, lieblose Mutte endliche Ruhe fand. Jedermann mied diesen Ort, gleich der Grabesstätte eines Verbrechers, und Leute, die Nachts zufällig die Gegend passirten, wollen auf dem Grabhügel ein lichtes Flämmchen bemerkt haben. —

So schließt die Sage. — Das jetzige Krökenthor, ist nun freilich geschichtlich viel später und zwar erst unter dem Erzbischof Albert II. zugleich mit der Hohen-Pforte erbauet worden. Doch sollen die noch heutigen Tages in jener Mauerstelle ohnfern des Kröckenthors sichtbaren zwei steinernen Füße ein Wahrzeichen des in dieser Sage vorgetragenen Ereignisses sein und mögen den Glauben daran unter der lange noch von finstern Aberglauben umnebelten Volksmenge erhalten haben. Wir haben die Begebenheit als die uns erzählte Legende mitgetheilt und sehen in der Heldin der Geschichte, der strauchelnden Margarethe, ein von frömmelnder Heuchelei verführtes Wesen, welches die Mutterliebe bis zur unnatürlichsten Grausamkeit verleugnen, ihr in schmachvoller Unehre geborenes Knäblein für eitles Gold verkaufen und vielleicht,

einem Schicksale überliefern konnte, in dem es einen martervollen Tod finden mußte. Auch in unseren Tagen giebt es der verführten Jungfrauen noch manche, die Rath und Schutz bei frommen Betschwestern suchen, welche, wie Mutter Else, wie Kunigunde, oder der Vetter am Thüringer Walde, von Eigennutz und Habsucht geleitet, zu Verbrechen Veranlassung geben, die jene leichtgläubigen und unglücklichen Opfer ins Verderben führen. Möge deßhalb die Sage für Viele ein Lebensspiegel sein, in dem sie sich wahrhaft erkennen lernen.

Das Weinfaß in Gröningen.

Gröningen hatte das Glück, seinem geistlichen Oberherrn, dem Bischof Heinrich Julius von Halberstadt, so sehr zu gefallen, daß dieser sich hier einen bleibenden Sitz zu gründen beschloß. Er fand das vom Kardinal Albert schon früher hier angelegte Schloß zu klein, zu unansehnlich und zu geschmacklos; es genügte nicht seinem Bedürfnisse, nicht seinem Sinne für Schönheit und Größe. Daher ließ er dasselbe

durch den Baumeister Christoph Tendeler aus Torgau erweitern, Flügel erbauen und das Ganze in aller Hinsicht verschönern (1594). Das Innere war mit Schnitzwerken, Vergoldungen, Gemälden und Verzierungen aller Art überladen; natürlich aber galt dies von der Kirche. In der letzteren befand sich eine Orgel, welche sechzig Stimmen enthielt und dem Bischof mehr als zehntausend Thaler kostete.

Auf dem inneren Schloßhof ließ der Bischof ein Nebengebäude errichten und unter demselben den Keller für das riesenmäßige Weinfaß anlegen, welches er durch Michael Werner aus Landau erbauen ließ, und das in der Folge schlechtweg den Namen des großen Gröning'schen Weinfasses führte. Der Durchmesser seiner Länge betrug 30, der Durchmesser seiner Dicke etwas über 18 Werkschuh. Die Reifen waren mit eisernen Schienen beschlagen, die mit den 965 eisernen Schrauben, wodurch sie zusammengehalten waren, beinahe 124 Centner wogen. Das Faß selbst hatte 636 Centner Schwere und faßte 28,672 Stübchen, oder, nach damaliger Art zu rechnen, 141 Fuder und 16 Viertel Wein. Später kam es auf die Spiegel'schen Berge bei Halberstadt. Von diesem Fasse erzählt man folgende Begebenheit:

Einst wurde ein junger Maurer, Namens Andreas Reuter, von dem Kellermeister beauftragt, einen Schaden an der innern Kellerwand wieder auszubessern. Der Gesell war thätig und geschickt, pflegte aber lustig

in den Tag hineinzuleben und galt, seines wohlgebildeten Aeußern und seiner fröhlichen Laune wegen, viel bei Frauen und Mädchen. Da der Kellermeister ihn kannte, ließ er ihn fast den ganzen Tag ohne Aufsicht und kam nur dann und wann, um nach der Arbeit zu sehen und mit dem Gesellen zu scherzen. Es war nicht zu verwundern, daß diesem gegen Abend, als er von der Arbeit ruhte und sich allein sah, die Lust ankam, sich durch ein Schlückchen aus dem großem Fasse zu stärken. Er fand den Inhalt so wohlschmeckend, daß er allmählig immer stärker zog und zuletzt, vom Weindunst und von der Kellerluft betäubt, besinnungslos am Boden liegen blieb. In diesem Zustand fand ihn der Kellermeister, der sich leicht denken konnte, was vorgegangen war. Um nicht ein Aufsehen zu machen, daß ihm selbst zum Vorwurf gereicht hätte, ließ er ihn liegen und verschloß den Keller. Am andern Morgen wollte er ihn in aller Frühe aus der Gefangenschaft befreien und mit Scheltworten tüchtig abstrafen.

Um Mitternacht erwachte der Gesell aus seinem Taumel. Kaum vermochte er sich zu besinnen: wo er war und was mit ihm geschehen? in dem finstern Keller umhertappend, fand er die Thür verschlossen; zu klopfen wagte er nicht, aus Furcht sich zu verrathen. Indem er sich nachdenkend auf einen Stein setzte, gewahrte er bald in der entgegengesetzten Ecke des Kellers einen Schein, der aus der Erde aufzusteigen schien. Das Auge scharf darauf richtend, er-

blickte er ein kleines, graues Männchen, etwa einen Schuh hoch, das ernsten Schrittes auf ihn zukam. Eiskalt lief es dem sonst furchtlosen Gesellen über den Rücken; er hielt die Hand vor die Augen, als wollte er sich verbergen.

„Fürchte dich nicht, Andreas!" sagte das graue Männchen, dicht vor ihn hintretend: „ich bin dein Freund, ich habe wohlgefallen gefunden an dir. Ich herrsche unter der Erde, und wonach dich hier gelüstet, das will ich dir geben."

— So erlöse mich aus diesem Keller! — rief der Maurer.

„Folg mir. — Und wenn dir wieder einmal die Lust ankömmt, an dem Fasse dich zu erlaben, so komm zur Mitternachtsstunde und klopfe mit dem kleinen Finger der linken Hand sieben Mal auf den mittelsten Nagel am Schlosse der äußersten Thür; dann werde ich öffnen und dich einlassen."

Schüchtern folgte Andreas seinem Führer und blickte verstohlen nach ihm hin. Das graue Männchen berührte das Schloß an der Thür, und augenblicklich sprang diese auf. Ohne sich umzusehen, lief der Maurer davon und faßte zu Hause den ernstlichen Entschluß, sich künftig vor dem großen Fasse, noch mehr aber vor dem kleinen Gebieter der Unterwelt zu hüten.

Am andern Morgen machte er sich zeitig auf, um an die Arbeit zu gehen und zn diesen Behuf sich

von dem Kellermeister die Schlüssel zu erbitten. Vergeblich sann er auf einen Vorwand, wodurch er die gestrige Begebenheit und sein Entkommen aus dem Keller bemänteln wollte; da vernahm er, daß der Kellermeister noch schlief und erst um Mitternacht betrunken und bewußtlos zu Bette gebracht worden sei. Auf diesen Umstand baute er sogleich seinen Plan.

Als der Kellermeister erwachte und ihn über das Vorgegangene zur Rede stellte, nahm der Maurer den Schein des höchsten Befremdens an, und suchte Jenen zu überreden, daß er geträumt habe. Der Kellermeister untersuchte die riesenhaften Schlösser des Kellers, und als er sie völlig uuversehrt fand, wurde er wirklich irre. Da er zugleich in seinem eigenen Gewissen sich nicht rein fühlte, ließ er die Sache auf sich beruhen und verdoppelte nur die Aufsicht. — Der Bau wurde vollendet, ohne daß weiter etwas vorfiel. Reuter bezähmte die Lockungen des Weinfasses, und er schien dasselbe gänzlich vergessen zu haben, als kurz darauf andere Wünsche sein Herz erfüllten. Er verliebte sich in Marien, die Tochter eines der angesehensten Bürger in Gröningen, und sie kam ihm, wiewohl er unter ihrem Stande war, so sehr entgegen, daß er sie bald, mit Einwilligung ihres Vaters, heirathete. Er schien nunmehr der glücklichste Mann in Gröningen zu sein und wurde ein Gegenstand des Neides namentlich bei Denjenigen, die ihre Augen zu Marien erhoben hatten. Er mußte sein Handwerk aufgeben,

um sich statt dessen der Landwirtschaft zu widmen, und dereinst die schönen Besitzungen seines Schwiegervaters verwalten zu können. Diese neue Lebensweise machte ihm Vergnügen; sein Fleiß und sein Eifer brachten ihn schnell in landwirthschaftlichen Kenntnissen und Fertigkeiten so weit, daß sein Schwiegervater sich verwunderte, und eines so tüchtigen Schwiegersohnes um so froher war, als er sah, daß seine Kinder hier glücklich zusammen lebten.

Dieses häusliche Glück dauerte indeß nicht lange; Marien's Vater starb, und seine Tochter begann zu gleicher Zeit so arge Fehler vor ihrem Gatten zu entwickeln, wie dieser bis jetzt gar nicht an ihr gekannt hatte. Ihre Trauer um den Tod ihres Vaters hatte keinen Bestand; das süße Gefühl, Gebieterin eines so großen Vermögens zu sein, und die darauf gegründeten Pläne, die ihr von selbst in den Kopf kamen, zerstreuten sie bald. Ihre Eitelkeit und ihr Uebermuth stiegen von Tage zu Tage, und wenn der Mann ihr darüber Gegenvorstellungen machte, wurde sie empfindlich und erklärte es nicht undeutlich für Zeichen der abnehmenden Liebe, daß er ihr dieses Vergnügen nicht gönnen wolle. Da mußte Reuter nachgeben: und wenn er sie dann durch den großen Betrag der Rechnungen abzuschrecken hoffte, achtete sie nicht darauf. „Wozu haben wir denn das Geld? sagte sie, und ging lachend davon.

Der unglückliche Ehemann sah sich bald genöthigt Gelder aufzunehmen, um die Verschwendungen seiner

Gattin bestreiten zu können. Als sie ihm endlich vorwarf, daß er ein armer Maurergesell sei, den sie erst zum Manne gemacht, und daß er mithin über die Verwendung ihres Vermögens nichts zu sagen habe, entstand eine gegenseitige Bitterkeit und er ergab sich, um den heimlich nagenden Gram zu beschwichtigen, dem Trunke. Indem er Gastgebote gab und seine Gattin im lustigen Leben zu überbieten suchte, kam er bald an das Ziel, wohin Beide strebten: er wurde von Haus und Hof gejagt und war — ein Bettler.

Marie schwamm in Thränen und überhäufte ihn mit den bittersten Vorwürfen. Er gab diese eben so bitter zurück und wälzte alle Schuld auf Marien die sein ganzes Unglück ihm bereitet habe. So entstand zwischen ihnen der entschiedenste Haß. Reuter war in den ersten Tagen wie vernichtet; er griff zu seinem alten Handwerk, aber die Arbeit wollte ihm nicht mehr schmecken. Kam er nach Hause, so verfolgten ihn die Stachelreden seiner Gattin. Zur Verzweiflung getrieben, ließ ihn sein alter Leichtsinn ein Auskunftsmittel finden, daß sein Verderben vollends herbeiführte. Das graue Männlein im Keller des Bischofs fiel ihm ein.

Mit Ungeduld und Sehnsucht erwartete er die Stunde der Mitternacht. Da klopfte er an die Kellerthür, wie ihm geheißen war; leise öffnete sie sich. Er trat hinein.

„Kommst du endlich?" fragte das graue Männchen mit ganz besonderer Freundlichkeit, nachdem die

Thür sich eben so leise wieder zugethan hatte: „Ich habe lange auf dich gewartet.“

— So gieb mir zu trinken! da oben muß ich verdursten; erwiderte ihm der Maurer.

„Hier ist Vorrath. Erst gestern sind zehn Fuder vom besten Gewächs eingefüllt.“

Er fing an zu zapfen.

„Aber spute dich; wenn Mitternacht vorüber ist, kann ich die Thür nicht mehr öffnen.“

Reuter zechte nach Herzenslust. Mit jedem Becher stieg seine Begierde, und jemehr diese wuchs, desto weniger dachte er an die fliehende Zeit. Ueberfüllt und seiner Sinne nicht mehr mächtig, lag er am Boden, als Mitternacht vorüber und bereits verschwunden war. Das graue Männchen war auch fort.

Zu des Maurers größtem Unglück hatte der Kellermeister ein gleiches Loos gehabt. Lüstern den neu angekommenen Wein zu probiren, hatte er sich am nämlichen Abend im Keller eingeschlossen und sich dermaßen in Untersuchungen des neuen Weins eingelassen, daß er dabei erschöpft niedergesunken war. Nach Mitternacht erwachend, hörte dieser Jemand stark schnarchen. Nun besann er sich, daß er doch Niemanden mit in den Keller genommen habe; deßhalb überfiel ihn jetzt ein entsetzliches Grauen. Er raffte sich auf, tappte nach der Thür, sprang rasch hinaus und schloß sorgfältig hinter sich zu. Im Freien angelangt, fühlte er sich allmählig von der Angst verlassen; er hielt es für möglich, daß

das Schnarchen ganz natürlich zugegangen sein müsse und beschloß seine Maßregeln darnach zu nehmen.

Am frühen Morgen rief er seine Leute zusammen und nahm diese mit in den Keller, um unter hinreichendem Schutz den Schnarcher zu ermitteln. Unter dem Vorgeben: er habe im Keller ein werthvolles Goldstück verloren, ließ er alle Winkel durchsuchen und fand — Nichts.

Reuter war nämlich, nachdem er zur Besinnug gekommen und das Rasseln der Thür vernommen hatte, auf das große Faß gestiegen, wo ihn, nachdem er sich niedergelegt, Niemand bemerken konnte. Jedenfalls würde er unentdeckt geblieben sein, wenn er nicht den dummen Einfall gehabt hätte, während die Suchenden in der entlegenen Ecke des Kellers waren, an der Vorderseite des Fasses herunter zu springen, um aus dem Keller zu entwischen. Der Sprung mißlang und Reuter brach ein Bein.

Auf den Schrei, den dieser vor Schmerzen ausstieß, eilte der Kellermeister mit seinen Leuten herbei, dessen anfängliches Erstaunen sich aber in Schadenfreude verwandelte, als er sah, daß der Gefangene kein anderer als Reuter war.

Dem Kellermeister fiel der Vorfall von ehedem wieder ein, auch erinnerte er sich, daß Reuter ihn in seinen Absichten mit Marie gehindert nud sogar einmal bei seinem derartigen Besuche zum Hause hinausgeworfen hatte.

Jetzt freute er sich, den ihm angethanen Schimpf

vergelten zu können; nun wollte er auch seinen Gefangenen zugleich zum Sündenbock aller der Veruntreuungen machen, die er selbst im Keller sich hatte zu Schulden kommen lassen und die dem Bischof bereits hinterbracht waren.

Reuter wurde als Dieb ins Gefängniß gesetzt und sollte nöthigenfalls auf die Folter gebracht werden. Des Lebens überdrüssig gestand er jedoch Alles bei dem ersten Verhör und erzählte den ganzen Zusammenhang seines Vergehens, wie auch seine Verbindung mit dem grauen Männchen. — Da ward er als der Zauberei verdächtig, zum Scheiterhaufen verurtheilt. Doch ehe die schreckliche Strafe an ihm vollzogen wurde, starb der Unglückliche. Die kalte Kellerluft in jener unseligen Nacht, wo er vom Weine betäubt und innerlich glühend dagelegen, hatte ihm ein hitziges Fieber, der Beinbruch aber ein Wundfieber zugezogen; die Angst und der Aufruhr in seiner Seele brachen die letzte Kraft. Der Priester der ihn zum Tode bereiten sollte, fand ihn entseelt im Gefängniß. Das verzerrte Gesicht zeigte die Spuren von den gräßlichen Zuckungen, unter denen er in öder Einsamkeit fern von aller menschlichen Hülfe und tröstender Theilnahme gestorben war.

Der Jude im Kloak. *)

Vor Zeiten lebte in Magdeburg ein reicher Handelsmann, mosaischen Glaubens, Namens Salomon Itzig, den man aber bei seinem großen Vermögen

*) Die kurze Erzählung eines sonderbaren Ereignisses, welches wir den folgenden Zeilen einverleiben, glaubten wir deßhalb nicht übergehen zu dürfen, weil das Faktum, an sich wahr, in den alten Chroniken nicht unerwähnt gelassen, jedoch der Zeit nach ungewiß geblieben ist. Vulpius in seiner „Magnificentia Parthenopolitana" oder „Magdeburgs sonderbarer Herrlichkeit, erwähnt bloß, daß im Jahre 1493 unter dem Erzbischof Ernst der Jude Salomon an einem Sabbath in einen Kloak gefallen sei, und weil ihn an diesem Tage seine Glaubensgenossen nicht haben herausziehen wollen, bis zum dritten Tage darinnen habe aushalten müssen, indem der Bischof das Herausziehen des Unglücklichen auch am Sonntage verboten hätte. Nach anderen Nachrichten und Urkunden soll sich dies weit früher, um die Jahre 1268 — 1270 zugetragen haben. Einer der wesentlichsten Umstände, nämlich die Art und Weise, wie dieser Jude in eine Düngergrube gefallen sein und was das Ereigniß zunächst veranlaßt haben soll, ist übersehen, weßhalb wir, abgesehen von chronikalischen Notizen, den Hergang der Sache erzählen, wie ihn die Volkssage in sich aufgenommen hat.

das er in der That besaß, so wenig beachtete, daß er nur schlechtweg „Herr Salomon" genannt wurde und nur wenigen Bewohnern sein Glaubensbekenntniß bekannt war, zumal, da er den größten Theil des Jahres über abwesend und ihm, wie es schien, selbst daran gelegen war, das sein Glaubensverhältniß unbeachtet blieb. Seine Gattin war längst gestorben und der alte Herr hatte nur einen Sohn, der stets mit ihm reis'te und selbst zu der Zeit in Nürnberg oder Hamburg war, als sich der Vater in Magdeburg aufhielt. Itzig Salomon, so hieß der Sohn dem jüdischen Gebrauche nach, nannte sich aber überall nur Itzig und war dem Judenthum noch mehr abhold, als der Vater. Er war ein wohlgestalteter hübscher Jüngling von 23 Jahren, mit mancherlei Kenntnissen ausgerüstet, durch die er Viele seines Alters und höheren Standes übertraf; dabei fehlte es ihm auch nicht an den feinen Sitten seiner Zeit, wodurch er sich überall angenehm und beliebt zu machen und das Vertrauen eines Jeden zu erhalten wußte, obschon zu damaliger Zeit die jüdischen Glaubensgenossen von den Christen aller Orten noch sehr verachtet, ja in öffentlichen Gesellschaften kaum geduldet wurden. Dem alten Herrn Salomon Itzig fiel es in seinem 56sten Jahre ein, sich wieder zu verheirathen, denn er hatte das Reisen dem Sohne übertragen und gedachte nun, sein Leben in Mageburg, wo er ein schönes Haus besaß, welches zu Zeit dieser Begebenheit am Breitenwege auf dem

Platze stand, wo später die jetzige reformirte Kirche erbauet worden ist, und das seinen Ausgang nach der Prälatenstraße hatte, gemächlicher genießend, zu beschließen. Niemand verdachte es dem reichen Manne, daß er zu seiner Gattin ein sehr hübsches, aber blutarmes Mädchen wählte, die man nur deßhalb für keine ihm zusagende Partie ansehen wollte, weil sie kaum erst 18 Jahre alt, also für den wohl noch rüstigen Alten viel zu jung war. Sarah, die schon als Jungfrau einen durchaus sittlich guten Ruf genossen hatte, widerlegte als Salomons Gattin durch ihr musterhaftes Betragen alle Befürchtungen und Prophezeiungen des großen Publikums und schuf den glücklichen Eheherrn eine irdische Seligkeit, die er sich selbst nicht geträumt hatte. Sarah wußte zwar, daß Herr Salomon einen Sohn hatte, allein sie hatte ihn noch nie gesehen und fühlte auch gerade keinen Drang, seine Bekanntschaft zu machen, weil sie fürchtete, er möge nicht eben von guten Gesinnungen für sie erfüllt sein, da sie ihm dadurch, daß ihr Herr Salomon ein ansehnliches Witwenthum ausgesetzt hatte, einen erheblichen Theil seines Vermögens entzog. Der Stern dieser glücklichen Ehe sollte aber bald erbleichen; der alte Herr Salomon erlag nach kaum einem Jahre einer Auszehrung und segnete, aufrichtig beklagt und beweint von seiner jungen Gattin, welche ihn mit vieler Zärtlichkeit und Aufopferung gepflegt hatte, das Zeitliche. Jetzt mußte

sie dem Stiefsohn von des Vaters unerwarteten Tode Nachricht geben und ihn auffordern, nach Magdeburg zu kommen, um sich, mit Ausschluß des ihr verschriebenen Witwentheils, des väterlichen Nachlasses anzunehmen. Herr Itzig konnte aber wegen einer überseeischen Geschäftsreise, die er ohne großen Schaden nicht länger aufzuschieben vermochte, persönlich nicht erscheinen, entschuldigte sich deßhalb in einem gar ehrfurchtsvollen Briefe und bat die mütterliche Witwe, die Besorgung seiner Angelegenheiten einem Advokaten, den er ihr namhaft machte, auf den Grund einer beigefügten General-Vollmacht zu überlassen, übrigens in dem Hause, das sie bisher mit dem seligen Vater bewohnt habe, unter allen Umständen zu bleiben, da er nicht gesonnen sei sich jemals in Magdeburg niederzulassen und also auf den Besitz dieses Hauses zu ihren Gunsten verzichte. Sarah that, wie der Auftrag lautete. Sie lebte und wohnte in dem schönen Hause, das sie mit vollem Recht als ihr Eigenthum betrachtete, fort, legte nach damaliger Sitte ein ganzes Jahr lang Trauerkleider an und zog seit dieser Zeit, theils wegen ihrer blendenden Schönheit, die besonders in den schwarzen Trauergewändern sehr sichtbar hervortrat, theils wegen des ansehnlichen Vermögens, welches sie besaß, die Blicke aller heirathslustigen Männer auf sich. Sie lebte indeß, der strengen Sitte damaliger Zeit gemäß, als trauernde Witwe sehr still und eingezogen und ging, so selten dies auch geschah, fast

immer nur in Begleitung ihrer alten Magd, eines Erbstücks des seligen Eheherrn, aus, von der sie auch wußte, daß diese ihre Tugend, so wie alle Schritte, welche sie in und außer dem Hause that, mütterlich bewachte, da sie selbst ohne Eltern und Geschwister war. Sarah hatte eine vertraute Jugendfreundin, Judith, die einzige Tochter einer reichen Witwe ihres Glaubens, welche ihr ganz nahe wohnte, die sie bisweilen besuchte und von der auch sie in ihrem Hause besucht ward. Judith war eine stille Jungfrau und wagte schon um deßwillen nicht, an den öffentlichen Vergnügungen der Welt Theil zu nehmen, weil ihre Mutter eine Witwe, sie selbst aber die Verlobte eines jungen Mannes ihres Glaubens war, der entfernt von ihr in Hamburg lebte, gewiß aber seine Freunde und Späher hatte, die der Braut Schritte heimlich belauschten. Eines Nachmittags saß die junge Witwe Sarah im traulich warmen Stübchen bei der Freundin Judith und eröffnete ihr, daß, weil ihr Trauerjahr bald abgelaufen sei, sie doch nun die weiß und schwarzen Kleider ablegen müsse, wogegen diese keine ausreichenden Worte fand, um ihr beschreiben zu können, wie außerordentlich schön ihr die Trauer stehe und daß sie Eroberungen gemacht, überhaupt einen Ruf von selt'ner Schönheit erlangt habe, wovon sie sich keine Vorstellungen zu machen vermöge. Während die schwesterlichen Freundinnen so heimlich zusammen schwatzten und Sarah, die mit einem prachtvollen

Häubchen von ächten Blonden und Spitzen geziert und gerade mit ihren schwarzen Augen ausnehmend reizend war, der Vertrauten nicht verheimlichte, daß sie wohl einen innern Drang fühlte, einmal von den Freuden des geselligen Lebens einige zu kosten, welche die Welt der glücklichen Jugend in so reicher Fülle biete, von denen sie aber weder im Stande ihrer Jungfräulichkeit, noch in der kurzen Ehe habe Gebrauch machen können, und daß sie daher keinem Manne ihre Hand wieder zum ehelichen Bunde reichen werde, der über die Rosenjahre der Jugend hinaus und der Welt überdrüssig und abgestorben sei; daß sie vielmeh nur nach der Wahl ihres Herzens, oder nie wieder heirathen werde — hielt auf einmal ein kleines Fuhrwerk vor dem Hause, von welchem zwei Aufläder schweres Gepäck, Kisten und Ballen abluden und in das Haus trugen. Judith konnte nicht vermuthen, daß diese Sachen zu ihr gebracht würden, bis der fremde Fuhrmann eintrat und sagte: wohin sie die Sachen des Herrn Isaak Cohn wünsche, der bald selbst erscheinen werde? Judith, durch diese Meldung freudig überrascht, hatte nun mit Anweisung der Lastträger und Aufbewahrung der Sachen so vollauf zu thun, daß Sarah es für gut fand, sich zu verabschieden. Kaum war sie aus dem Hause auf die Straße getreten, als neben ihr zwei junge Männer in Reisekleidern in das Haus der Freundin schritten, von welchen sie in dem einen deren Verlobten, den jüdischen

Handelsmann Isaak Cohn erkannte, den sie öfters bei Judith gesehen hatte. Als sie zu Hause ankam, fand sie ebenfalls einen Besuch, denn ihr Stiefsohn, Itzig Salomon, war angekommen und erzählte ihr, wie er mit zwei Freunden, dem Isaak Cohn und einem Amsterdamer Glaubensgenossen, Levi Abraham gereiset, in Magdeburg angelangt und wie er eben am Nachbarhause der Judith abgestiegen sei. Dieser Levi sollte, wie Itzig erzählte, ein sehr reicher junger Mann, der Sohn eines der reichsten Handels-Juden in Amsterdam und Willens sein, in Magdeburg längere Zeit zu verweilen, um im Auftrage seines Vaters einige wichtige Contrakte abzuschließen. Sarah fand in ihrem Stiefsohne Itzig Salomon einen eben so uneigennützigen als fein gebildeten Jüngling und setzte sich bald mit ihm zu ihrer großen Zufriedenheit auseinander. Am nächstfolgenden Tage erhielt Itzig einen Besuch von dem jungen Levi Abraham, bei welchem Sarah anwesend war. So begierig sie gewesen war, den ihr von einer nur vortheilhaften Seite geschilderten Fremdling näher kennen zu lernen, um so unangenehmer wurde sie von seinem Anblick und Betragen überrascht. Sein Aeußeres zeugte zwar überall von Reichthum und gutem Geschmack, seine Seele schien aber nur für Besitz und Gewinn zu glühen, und keinem Gespräche wußte er harmlos zu folgen, ohne in dasselbe den Wunsch nach Vermehrung seiner irdischen Glücksgüter zu verflechten. Er kam die nächstfolgenden Tage wieder, und wurde der jungen Wittwe, die er nur immer nach ihrem Besitzthum ausfragte, und bei wel-

cher er über die Höhe des ihr zugefallenen Nachlasses forschte, am Ende so lästig, daß dieselbe sich jedesmal bei seinem Erscheinen entfernte und sich dann auch bei ihrem Stiefsohne Itzig darüber beklagte. Das ist, sagte dieser, ein Naturfehler, den er mit seinem Vater und, wie man sagt, mit seiner ganzen Familie gemein hat, kann Euch, theure Mutter, aber nur lieb sein, wenn die Naturgabe diesmal nicht fehlen sollte. Seht! er hält Euch für außerordentlich reich und behauptet, Ihr wäret im Besitz eines ungeheuren Schatzes. Das thut mir leid, erwiderte Sarah, öffnet ihm doch die Augen, indem Ihr ihm die Wahrheit sagt, daß ich nemlich nichts besitze, als was ich von Eurem Vater empfangen habe, wovon dieses Haus den besten Theil ausmacht.

Etwa drei Tage darauf besuchte Itzig seinen Freund Isaak Cohn, der in dem Hause der Judith mit Levi Abraham wohnte. Da es die Jungfrau wider den Anstand fand, mit zwei jungen Männern unter einem Dache zu wohnen, so hatte sie denselben ein geräumiges Seitengebäude eingeräumt, welches mit der hintern Seite an den Garten grenzte, der zu Sarah's Hause gehörte. Itzig fand nur den Levi Abraham im Zimmer, Cohn war im Vorderhause bei der Braut Levi schien sehr zerstreut, ging nachdenkend im Zimmer auf und ab und blieb einigemal am Fenster stehen, durch welches man den Garten der Sarah übersehen konnte. Wem gehört dieser Garten? frug er auf einmal.

Der gehört zum Hause meiner Mutter, in welchem Ihr mich besucht habt, antwortete Itzig.

Wird sie das Haus nicht verkaufen, wenn ihr ein guter Preis geboten wird?

Ich glaube schwerlich.

Warum nicht?

Es würde schwer halten, sich wieder so anzukaufen und dann ist das Haus das einzige Andenken meines Vaters, ihres verstorbenen Gatten, welcher nicht wünschte, daß es in fremde Hände gerathen möchte.

Aber unsere Glaubensgenossen werden unter dem Erzbischof einen schlimmen Stand in Magdeburg haben, vielleicht gar vertrieben werden!

Das wird nicht zu fürchten sein, wenn nicht von einigen Wucherern Veranlassung dazu gegeben wird.

Den folgenden Tag wurde Levi Abraham von Itzig zu einem Abendmahl eingeladen, bei welchem viele vornehme Juden Magdeburgs zugegen waren. Levi brachte das Gespräch auch hier auf seinen Wunsch, das Haus der Jüdin Sarah zu besitzen, dieselbe lehnte aber das Geschäft mit bestimmter Weigerung ab. In einer Fensterbrüstung stand neben Levi ein bejahrter Jude, dem der Wuchersinn an der Stirne geschrieben stand. Er nahm jenen bei der Hand und sagte leise, ihn näher ziehend: Es ist bei dem Unternehmen gar nichts zu riskiren, das Fenster in Judiths Hinterhause, wo Ihr mit Sohn wohnet, ist nicht hoch und führt gerade in den Garten. Gebt mir nur ein Zeichen,

wenn Ihr das Licht wieder brennen seht, dann bin ich zur Hand und halte Euch unten auf, daß Ihr nicht zu Schaden kommt, wenn ihr Euch herablasset; Hacke und Spaten werd' ich bereit halten. Doch bleibt es dabei, daß wir redlich theilen! So sei es! entgegnete Levi, die alberne Frau Sarah mag dann immerhin ihr Haus behalten, wenn wir den Schatz gehoben haben.

Nun kommt! fuhr der alte Wucherer fort, wenn wir uns im Garten umsehen wollen, so ist jetzt die beste Zeit, auch werden wir die wenigen Minuten nicht vermißt.

Die beiden Männer gingen, einer nach dem andern, unbemerkt aus dem Zimmer und fanden sich im Garten des Sarahschen Hauses wieder zusammen.

Nun wo sahet Ihr das Licht? frug der Wucherer, ich werde einen Stein auf die Stelle legen, um in der Nacht nicht lange suchen zu dürfen. Am nächsten Baume bei den Brettern hier, welche über den Kloak gelegt sind, meinte Levi, doch bin ich ungewiß, welcher von den Bäumen es sein möge; legt ihn nur unter diesen hier, der wird wohl der rechte sein!

Es war ein trüber Novembertag und senkte sich gegen Mittag ein dichter Nebel über die Stadt, als jener Wucherer in das Zimmer seines Freundes Levi trat, welcher eben sein Gebet beschlossen hatte, denn es war ein Sonnabend, der Sabath der Juden. „Hier, sagte er, bring ich Euch die Strickleiter, die Ihr nur um einen starken Stock zu schlingen und

damit am Fenster zu befestigen braucht, denn steigt nur frisch darauf! es hat keine Gefahr. Aber wo bringt Ihr denn Euren Stubengenossen Cohn hin, der doch das Wagstück nicht sehen darf?

Der schläft hier im Nebenzimmer und um Mitternacht schon so fest, daß ich ihn dreist in ein anderes Quartier tragen könnte. Doch nun geht, Freund! denn da wir heute keine Geschäfte machen dürfen, so möchte Euer Besuch leicht auffallen, da Cohn weiß, wie andächtig ich mich dem Gebet überlasse. Der Wucherer entfernte sich und Levi legte sich aufs Bett.

Ob er sich schon vorgenommen hatte, über sich zu wachen, daß er nicht einschlafe, so hatte ihn doch der Schlummergott überlistet, denn er schlief so fest, daß er ein wiederholtes Klopfen an seinem Fenster nicht eher hörte, bis die Glasscherben ins Zimmer rollten und ein kalter Luftzug ihn umwehte. Eilig stand er auf und trat ans Fenster, gerade als es auf dem Johannisthurme zwölf schlug. Er sahe das Flämmchen im Garten flackern.

Nach einem kurzen Gespräch mit dem Wucherer trat eine Pause ein, das Fenster ward weit geöffnet und Levi kletterte auf der oben wohl befestigten Strickleiter hinab, aber kaum mochte er einige Ellen tief gestiegen sein, als er ängstlich ausrief: Was habt Ihr mir denn für ein Instrument gebracht? Die Leiter ist ja viel zu kurz und ich bin kaum sechs Fuß unter dem Fenster!

Springt nur herunter! Ihr thut Euch keinen Schaden, es kann kaum noch zwei Ellen bis zum

Boden sein! munterte der alte Jude den kühnen Wagehals auf. — Levi sprang, daß sein Fall auf die bretterne Decke über dem Kloak einen lauten Schall verursachte und der alte Wucherer furchtsam nach der Mauer zu retirirte.

Nach einigen Minuten schlich er wieder näher und rief leise seinen jungen Glaubensgenossen, doch Levi war nirgend zu finden und gab auch keine Antwort.

Verdrüßlich entfernte sich der Alte und war eben im Begriff, über die Mauer zu steigen und den Garten zu verlassen, als er ein ängstliches Wimmern und dumpfe Klagetöne zu hören glaubte.

„Soll mich's doch bedünken, murmelte er, daß das der Levi wäre! Hat ihn der Spuk beim Schopf gefaßt oder ist er durch die Bretter in den Kloak gefallen! Es wäre christlich, wenn ich ihm nicht Hülfe leistete!"

Leider war die Besorgniß gegründet; als der Alte wieder nach dem Kloak zu schritt, hörte er deutlich, wie Levi von unten herauf seinen Namen rief und ihn zur schleunigen Hülfe aufforderte, weil er in dem abscheulichen Loche ersticken müsse. Der Wucherer würde wohl den guten Willen zur That verwandelt und dem Unglücklichen herausgeholfen haben, wenn ihm nicht bei seiner Annäherung eine Gestalt entgegengetreten wäre, die er für den bösen Geist hielt. Mit der seinem Stamme und Geschlecht eigenen Furchtsamkeit zog er sich eiligst wieder zurück und verschwand über die Mauer. Es kam nun allerdings anders und

unheilvoller für den unglücklichen Levi. Der Zufall hatte in jenen Garten eine Magd geführt, welcher sich der Unglückliche zu erkennen gab. Die Scheu der Christen vor den Juden war indeß zu jener Zeit so groß, daß Niemand in der ganzen Nachbarschaft zu bewegen war, dem Eingesunkenen herauszuhelfen. Man begnügte sich, seinen Glaubensgenossen Nachricht zu geben, welchen aber die Heiligkeit der Sabathfeier nicht erlaubte, an diesem Tage Hand ans Werk zu legen. Sie trugen die Sache der christlichen Obrigkeit vor und baten ihren Glaubensbruder aus jener Grube ziehen zu lassen, wobei sie nicht vergaßen, ihre Sabathfeierals die Ursache anzugeben, welche sie an der Arbeit, die mit ihres Glaubensgenossen Erlösung verbunden war, hindere. Als der Erzbischof Ernst —*) diesen, alle Menschenliebe, ja alles menschliche Gefühl verhöhnenden Grund hörte, sagte er zu den jenes lächerliche Gesuch vortragenden Juden: „Wennn Ihr, als Bekenner des mosaischen Glaubens, Euren Sabath mit einem solchen Werke zu entweihen glaubt, so müßt Ihr ihn eben so für entweihet halten wenn an diesem heiligen Tage ein Christ in Euren Angelegenheiten, sei es nun in Bezug auf eine Person oder Sache, etwas vornimmt; ich kann daher Eurem Gesuche für heute nicht statt geben.“ Der unglückliche Jüngling mußte daher die Nacht über in dem Kloak aushalten

---

*) Nach unsern Quellen und der Chronik von Vulpius.

und genoß nur den Trost seiner davor stehenden Glaubensgenossen, welche ihm mit der Erklärung des Sachverhältnisses die Versicherung gaben, daß er am frühen Morgen des folgenden Tages durch sie erlös't werden solle. Wirklich erschienen auch am folgenden Tage früh — es war nämlich Sonntag — im Garten jenes Hausnachbars einige Juden, in der Absicht den Glaubensbruder zu erlösen: aber wie staunten sie, als sie an der Grube mehrere Bewaffnete fanden, welche sie zurücktrieben und ihnen auf Befehl des Erzbischofs zu erkennen gaben: der heutige Tag sei der Sabath der Christen, und dürfe weder von einem Juden noch Christen durch eine solche Handlung oder werkthätige Arbeit entweihet werden. Dabei mußte es, aller Gegenvorstellungen ohngeachtet verbleiben, und der nur an die höchste Sauberkeit und Eleganz gewöhnte, sonst von Wohlgerüchen duftende Juden-Jüngling konnte erst am Montage aus dem, mit seiner mephitischen Ausdünstung jeden Athemzug verpestenden Kanale herausgezogen werden. Die junge Witwe Sarah erfuhr durch ihre alte Magd, welche dem ganzen Ereignisse im Garten zugesehen, auch das Gespräch der beiden Juden belauscht und verstanden hatte, sofort Alles wieder und ihr Stiefsohn Itzig Salomon erstaunte, als sie ihm ihre so vollständige Wissenschaft mittheilte. Sie soll sich später, als es nicht mehr geduldet wurde, daß ein Jude in der Stadt wohnte, doch haben entschließen müssen, jenes Haus nebst

Garten zu verkaufen, den Schatz soll sie aber wirklich gefunden haben — nämlich in einem jungen und hübschen Juden des damaligen Judendorfs, der die Schätze nicht in der Erde, sondern in Fleiß und Thätigkeit fand, womit er seine Geschäfte betrieb. Welche Bewandniß es mit den brennenden Lichtern, oder hüpfenden Flammen in dem Garten gehabt habe, die Levi gesehen haben wollte, kann sich jeder Leser unsers aufgeklärten Zeitalters leicht erklären.

Das goldene Zelt.

In der Citadelle bei Magdeburg sah es aus, als ob sie Monate lang beschossen und von Tausenden von Geschützkugeln darin eine furchtbare Zerstörung angerichtet sei; als ob der Feind noch vor den Thoren und Wällen und jeden Augenblick ein neuer Anfall zu besorgen wäre. — So hatte in der Mitte Februar eines ungemein milden Winters, mehrere Tage und Nächte hinter einander der Sturm gewüthet. Die stärksten Aeste der darin befindlichen Bäume waren gebrochen und lagen zerstreut am Boden, oder hingen noch lose an den entlaubten Stämmen; die Ziegel der Dächer hatten sich abgelöset und fielen mit einem Geräusch, gleich dem dumpfen Knattern kleiner Gewehrkugeln, in die mit Elbkies bestreuten Wege und die großen, plumpen Fahnen

auf den Schornsteinen der Kasematten heulten in so schauerlich gräßlichen Tönen, daß man in dem erschütternden Höllen-Konzert das vereinigte Heulen einer Schaar hungriger Wölfe zu hören glaubte. Niemand wagte sich aus den festen Gemächern, und wenn man nicht die an mehreren Stellen postirten Soldaten gesehen hätte, man müßte nothwendig auf den Gedanken gekommen sein, daß alles Leben vertilgt oder geflohen sei. Es war zu einer Zeit, wo der Soldat noch auf Kapitulation diente, daher man größtentheils nur männliche, bärtige Gesichter, insbesondere ergraute Unteroffiziere erblickte, die, wenn sie auch oft ihren eigenen Namen nicht schreiben konnten, doch immer das Herz auf dem rechten Flecke hatten und weder den Feind noch den Teufel fürchteten, der doch damals wie ein brüllender Löwe umherging und die Leute oft mit Haut und Haaren verschlang.

In einer so stürmischen und in der That grausigen Nacht nun, rief der, die Wache kommandirende Offizier, der nicht im langen Frieden alt geworden, sondern mit dem Ehrendenkmal einer langen Schmarre oder Narbe im Gesicht geziert, leider noch ohne ein Kreuz oder Bändchen im linken Knopfloche war, den Korporal vor sich und sagte — es war nämlich am frühen Morgen, doch noch finster —: „Hör' Er Amsel! was ist denn eigentlich an der vermaledeiten Spukgeschichte? die Bursche fürchten sich ja des Nachts auf dem Posten mehr, als vor dem lebendigen Teufel.

Rapportir' Er mir doch gleich, was Ihm davon bekannt ist! Ich weiß, daß es bei Ihm unter dem linken Knopfloche richtig ist und denke, Er wird schon ohne besondern Befehl die Sache untersucht haben!" „Zu Befehl, gestrenger Herr Lieutenant!" antwortete der graubärtige Krieger, der in dem nur erst vor Kurzem beendigten Kriege zum Halb-Invaliden geschossen und dennoch ohne Civildienstversorgungsschein war, „an der Sache ist allerdings etwas; nur ist es mir und meinen Kameraden noch nicht gelungen, der Veranlassung des Spuks auf die Spur zu kommen. Seit ohngefähr acht Tagen hat der jedesmalige Wachtposten am Stadt-Thore aus der Gegend der rechts, unter dem Walle, befindlichen Ausfallspforte ein sonderbares Gestöhne, ein dumpfes, wie aus der Tiefe emporbringendes Geächze gehört, das bei dem fürchterlichen Sturmwetter, welches die Tage und Nächte her gewüthet, in ein so vernehmlich lautes Seufzen übergegangen ist, daß die bangen Klagetöne oft den Wind überschrieen haben. Mehrere Bursche sind den schauervollen Lauten nachgegangen, so weit es ihnen der Dienst gestattete; aber keiner hat den eigentlichen Sitz des Unholds, der irgendwo verborgen sein und, wer weiß, was für ein neues Unglück ankündigen mag, ermitteln können."

„Nun," unterbrach der Offizier den Sprecher, „hat Er sich denn nicht in Bewegung gesetzt, um eine Entdeckung zu machen? Er scheint mir doch nicht

der Mann zu sein, der solche Narrenspossen, womit ein Dieb oder sonst ein loser Vogel die Posten einschüchtern will, fürchtet! oder glaubt er an den Spuk?" „Halten zu Gnaden, gestrenger Herr Lieutenant! ich fürchte mich vor Schuß und Hieb nicht, so lange ich weiß, daß ich es mit einem Feinde zu thun habe, der auch nur Fleisch und Bein hat, wie ich; aber einer Stimme, die aus der Erde kommt, zu Leibe zu gehen, halte ich für zuvermessen, da man ja weiß, daß Geister keinen Leib und schon manchem braven Kerl den Hals gebrochen haben, wenn er mit ihnen angebunden hat." „Er ist ein Narr, Amsel! Ihm hätte ich mehr Kurage zugetraut und kann ihn daher zu meinem Vorhaben nicht brauchen. Ruf Er mir mal den Korperal Pfeiffer, der soll mein Begleiter sein, wenn ich auf's Rekognosciren ausgehe; aber sogleich, denn grade in den Morgenstunden soll ja der Spuk am tollsten sein!" „Nein, Herr Lieutenant," sagte Amsel im gekränkten Ehrgefühl, so ist es nicht gemeint. Brauchen Sie einen Wagehals zu Ihrer Rekognoscirung, so einen rechten verwegenen Teufel, da wissen Sie wohl, daß der Amsel der rechte Mann ist, der die Befehle, die Sie geben, mit blinden Gehorsam befolgt; nur, auf seine eigene Hand etwas Großes zu wagen, dazu hat er kein Geschick. Mit dem Pfeiffer, mein Gott! was glauben Sie mit dem auszurichten? der folgt Ihnen, wenn Sie erst voran gehen; aber mich können Sie in die offene Hölle

kommandiren, ich kümmere mich den Henker darum, ob mir Jemand nach- oder vorausgeht." „Nun so mach' Er sich fertig! Nehm' Er eine scharf geladene Muskete mit und thu' Er, was ich befehlen werde! ich werde Ihn nicht im Stich lassen!"

Die beiden Eisenfresser machten sich noch im Halbdunkel des grauenden Morgens, wohl bewaffnet, auf den Weg, und umgingen mit großer Vorsicht und Behutsamkeit alle Räume und Winkel des innern Festungsbereichs. Wo sie nur irgend einen Versteck, ein Loch oder eine Grube wußten oder vermuthen konnten, da standen sie still und lauschten, immer nur das dumpfe Knistern ihrer eigenen Fußtritte auf dem sandigen Wege, höchstens das Athmen ihrer Brust hörend. „Es wird wohl Einbildung von den furchtsamen Burschen gewesen sein," sagte der Lieutenant, als sie nach fruchtlosem Versuche auf dem Wege von dem Stadtthor nach der Hauptwache zugingen; „die Kerls erzählen sich untereinander nichts wie Gespenster- und Spukgeschichten und haben die Köpfe von solchem Zeuge voll, wenn sie auf die Wache ziehen; da spiegelt ihnen ihre Fantasie lauter alberne Dinge vor und sie sehen und hören, was ein Mensch mit gesunden Sinnen nicht wahrnehmen kann, weil es in der Wirklichkeit nicht existirt."

„Kommandiren Sie, Halt! Herr Lieutenant!" raunte diesem auf einmal der unerschrockene Unteroffizier zu; „haben Sie nicht ganz in der Nähe ein

ängstliches Rufen, dem ein dumpfes Gewimmer, wie aus der Erde heraustönend, folgte, gehört?"

„Allah! Allah! i porgo pozzi!" erklang es jetzt deutlich vor den Ohren beider Krieger, welche sich, da es inzwischen taghell geworden war, verwundernd anstarrten, indem sie Niemand sahen und auf der Stelle, wo sie sich eben befanden und den Klageruf gehört hatten, kein unterirdisches Versteck, in welchem ein Mensch hätte verborgen sein können, zu vermuthen war. „Wer da? wo ist, wo spricht Jemand?" brüllte der Offizier mit einer Löwenstimme, so daß der überlaute Ausruf als Echo von den nicht allzufernen Wänden des hohen Walles herüberscholl. Aber keine Antwort, kein Laut erfolgte, nur zwei, aus den Steinluken aufgestörte Nachtvögel schwirrten ängstlich über die Köpfe der beiden Krieger und verschwanden in den knisternden Aesten der umstehenden Sträucher. Auf ein ermunterndes Kopfnicken des Korperals wiederholte der Lieutenant seinen Ausruf, der aber, wie der erste, unbeantwortet blieb.

So war denn diese Rekognoscirung zwar insofern, als sie zu keiner Entdeckung führte, erfolglos ausgefallen, hatte aber doch die Ehre der braven Soldaten vor dem Vorwurfe leerer Gespensterfurcht verwahrt. Als der Lieutenant vom Wachdienst abgelös't ward, erzählte er seinem Nachfolger das erlebte Ereigniß und erbot sich, ihn, wenn er ebenfalls auf Entdeckung ausgehen werde, zu begleiten. „Bleibt nur daheim und

erholt Euch von Eurem Schreck, Kamerad!" sagte dieser, ein gewisser Herr von Bärenklau, „Ihr wißt, daß meine Fänge oder Klauen Niemanden wieder loslassen, den sie einmal gefaßt haben; ich nehme, glaubt es mir, nicht einmal den Korporal mit, denn solche Bärte sehen und hören in ihrer angeborenen Gespensterfurcht, was ihnen die erhitzte Fantasie vorgaukelt und machen Einen am Ende mit glauben, daß es gespukt habe; ich instruire allenfalls die Wachtposten, auf ihrer Hut zu sein und mir beizuspringen, wenn ich den Kobold oder Erdgnomen gepackt habe und Beistand brauche!" Bärenklau war ein starker, kräftiger Mann von riesenhafter Größe und wahrem herkulischen Gliederbau, als der tollste Raufbold und Schläger beim ganzen Regiment gefürchtet und schien also der Mann zu sein, der dem immer mehr ruchbar werdenden Spuke ein Ende machen würde. Zu der Zeit, aus welcher sich diese Sage herleitet, die aber von der Tradition durchaus nicht näher angegeben werden kann, soll der Kommandant der Feste in der Citadelle gewohnt haben; aber auch dies ist nur Hypothese. Gewiß ist, daß daselbst ein hoher Offizier wohnte, dessen Köchin oder Jungemagd eben so furchtlos als verliebt war und manchen schönen Sommerabend, ja manche kühle Nacht lieber am Arme eines stattlichen Lieutenants im Freien, als in der dumpfigen Schlafkammer zubrachte. Das wirklich äußerlich hübsche Mädchen hatte im langen Umgange mit gebildeten Herr-

ergeben haben. Der Herr von Bärenklau, welcher den Gott der Liebe nicht weniger, als den Gott des Krieges verehrte, hatte schon längst die angenehme Bekanntschaft dieses Mädchens gemacht und nannte es scherzweise nur seine süße Bellona, obschon die schlaue Nachtwandlerin auf ihren Zügen weder Waffen noch Fackel bei sich führte, wodurch sich jene alte Urgöttin wesentlich von der höheren Minerva unterschied. In der Nacht nun, wo Bärenklau nach obigem Gespräch die Wacht kommandirte, finden wir ihn gerade in der furchtbaren Gespensterstunde Arm in Arm mit der süßen Bellona umherwandelnd. Die Liebenden oder doch wohl nur Verliebten, hatten sich eben recht traulich fest umschlungen und waren im Begriff an der Mauer des Walles, da, wo der Korporal Tags vorher mit seinem Lieutenant den kauderwelschen Ruf gehört hatte, stehen zu bleiben, um allen den blinzelnden Sternchen in die freundlichen Augen zu sehen, oder dem scheinenden Monde einen Abschiedsgruß zuzunicken, als sie auf einmal, und zwar Beide gleichzeitig, ein sonderbares Geräusch vernahmen, ein dumpfes Getöse, gleich dem Stampfen eines ungeduldigen Thieres, das sich seiner Fesseln zu entledigen sucht und mit den plumpen Füßen einen feuchten, schlammigten Boden tritt. Bärenklau drückte das furchtsam sich an ihn schmiegende Mädchen fester an sich und war eben im Begriff, ein militairisches „Wer da" zu rufen, als jene ihm jeden Laut verbot und ihn auf

die Gefahr aufmerksam machte, die für sie erwachsen könne, wenn ihre Herrschaft sie im Hause vermisse. Sie war indeß klug genug, dem Geliebten zu rathen, an dieser Stelle so still als möglich zu verweilen, um weitere etwaige Entdeckungen machen zu können. Der Rath war nicht übel, denn kaum hatte sich das zärtliche Liebespaar nur leise flüsternd an der Mauer postirt, als der dumpfe, geisterhafte Grabeston vernehmbar ward: „itzo porgo potzi, Allah! Allah!" und sich in derselben deutlichen Art mehrmals wiederholte, weßhalb ihn auch die beiden Lauschenden im Gedächtniß behielten. In diesem Augenblicke bemerkte die stets besorgt umherspähende Nachtwandlerin Licht in dem Wohnzimmer ihrer Herrschaft, sprang daher so eilig als möglich über den Weg und schlüpfte durch die noch offene, nur leicht angelehnte Thür ins Haus. Aber kaum befand sich der muthige Bärenklau allein, so begann auch wieder der vorige Spuk, diesmal aber von einem furchtbaren Kettengerassel und grausenhaften Gewinsel begleitet, so daß der Lieutenant in der That fürchtete, von einem wüthenden Hunde, der sich sammt der Kette von seinem Klotze losgerissen und in die Citadelle verirrt habe, angefallen zu werden. Er zog seinen Degen und wollte das Thier stehenden Fußes erwarten, um durch eine kühne That seinen Kameraden und Untergebenen zu beweisen, daß der arge Spuk nur ein gefesselter Hund, und der gehörte menschliche Laut eine Täuschung oder ein von der erhitzten

Fantasie der nicht furchtlosen Seele vorgespiegelter Ausruf gewesen sei. Doch kein Hund, kein Thier nah'te; — da ertönten von den Thürmen der Stadt die zwölf feierlichen Schläge der Mitternachtstunde und als der gewaltige Chor mit den tiefen Tönen des ehrwürdigen Doms sein geisterhaftes Amen brummte, da rang sich in seiner Nähe, wie aus dem finstern Schacht der Erde, ein grelles, gräßliches Lachen hervor, das sich aber bald in ein heulendes Gewinsel verlor und mit dem deutlich vernehmbaren „Allahruf" endigte. Alle Schrecken des Aberglaubens und der weibischen Gespensterfurcht drangen jetzt, wie mit eisernen Zacken, in die sonst furchtlose Brust des verwegenen Kriegers, das Blut begann in seinen Adern zu stocken und mit vom eisigen Frost klappernden Kinnbacken stürzte der Held in die dunstige, mit Rauch und Tabacksdampf angefüllte Wachtstube. Er sprach kein Wort; der in einem Buche lesende Unteroffizier aber mochte errathen, was dem Eisenfresser begegnet war, denn als er das Buch zusammenlegte und mit einem tiefen Seufzer ausrief: „Ja, ja, Herr Lieutenant! wir werden bald wieder Krieg und wahrscheinlich in dem Neste hier einen schweren Stand haben," da lös'te sich des Kommandirenden bisher so schwer gefesselte Zunge, er that einen kräftigen Zug aus seiner kleinen im Fenster stehenden Flasche und erzählte dem gläubigen Unteroffizier sein eben bestandenes Abenteuer. Der weiblichen Zofe, der süßen Bellona, war es vorbehalten,

das schwere Räthsel durch einen Zufall zu lösen, nachdem es tapfere Krieger vergebens versucht hatten. In der vielleicht etwas zu zärtlichen Umarmung mit dem Herrn von Bärenklau war ihr in jener verhängnißvollen Nacht ein gar sauberes Strumpfband, das unschätzbare Liebeszeichen eines treulosen Freundes, entfallen; sie erinnerte sich, wie sie beim schnellen Fortlaufen mit dem einen Fuße darauf getreten hatte. Daher ging sie mit der aufgehenden Sonne in aller Stille an den mitternächtlichen Standpunkt, und begann in dem etwas hohen Grase und unter dem dort liegenden Gestein zu suchen. Während sie sich zu dem Ende mit dem Gesichte tief zur Erde hinab beugte, bemerkte sie ganz nahe an der Mauer einen Spalt, aus welchem die natürliche Hand eines Menschen hervorragte und sich mit den Fingern bewegte. So sehr auch anfangs das Mädchen erschrocken war, so wenig konnte sie das schmerzliche Gefühl unterdrücken, ein lebendes Wesen und noch dazu einen Menschen, an einem Orte zu wissen, wo nur ein schmachvoller Tod die gewisse Folge sein mußte. Ohne an den allnächtlichen Spuk zu denken, machte sie ihrem Brodherren Anzeige, der sich unvorzüglich an die Stelle führen ließ und sich von der Wahrheit des sonderbaren Berichts überzeugte. Da sich nirgends ein Eingang zu dem Behältniß vorfand, in welchem der Unglückliche schmachtete, so wurde nachgegraben und ein lebender, noch ziemlich junger Mann zu Tage gefördert, der bis über den Gürtel

in fauligtem Schlamm und Koth gesessen, nur noch wenige Fetzen unkennbarer Kleidung an einigen Körpertheilen trug und in einer so fremdartigen Sprache redete, die Niemand verstehen und von der auch vorläufig Niemand sagen konnte, welcher Nation sie angehöre. Nachdem man den Unglücklichen gereinigt, ihm die schweren Fesseln abgenommen und anständige Kleider gereicht hatte, fand sich unter den vielen Zuschauern, welche von der Neugier angelockt waren, ein Jude, der des geretteten Mannes Sprache verstand, mit ihm redete und nun dessen ihm gemachte Erzählung verdollmetschte.

Der Unglückliche war ein im letzten Kriege gegen die Türken gefangen genommener Muselmann, der Sohn eines Pascha und hatte im Heere des Sultans eine hohe Stelle bekleidet. Aus seiner Erzählung ging zwar mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit hervor, daß man ihn aus Haß und Rache, mit schweren Ketten belastet, in jenen Raum gesperrt hatte, um ihn dem schmachvollen Hungertode preis zu geben, daß er aber auf unbegreifliche, ja wunderbare Weise am Leben erhalten worden war. Das ganze, an sich höchst merkwürdige und schaudervolle Ereigniß, durch die Erhaltung des Lebens während mehrere Jahre zu einem Wunder gestempelt, bewog die gefühlvollen Bewohner Magdeburgs, dem armen Geretteten alle nur mögliche Wohlthaten und Hülfe zu erweisen Um ihm zu beweisen, daß man ihm alle, seinem Range und Stande,

so wie den Sitten seines Volkes gebührende Ehre zu erzeigen beabsichtige, ließ man ihm ein gar stattliches Zelt bauen, in welchem er lange zufrieden und glücklich lebte. Als ihn sein noch lebender Vater, dem man von dem Schicksale und Aufenthalte des geliebten Sohnes Nachricht gegeben hatte, durch einige seiner Landsleute von Magdeburg abholen ließ, vermochte er die Gefühle seiner Dankbarkeit nur durch Thränen auszudrücken; in dem fernen Vaterlande aber glücklich angelangt, mochte er über einen wesentlichen Dank nachgedacht und seinen hochgestellten Vater zu dessen thätiger Vermittelung bei dem Sultan selbst bestimmt haben, denn nicht lange darnach sicherte die hohe Pforte dem glücklichen Preußenlande ein Schutz- und Trutzbündniß oder eine gegenseitige Alliance zu, vermöge welche sich beide Staaten in den Zeiten der Noth gegen alle äußeren Feinde als treue Freunde und Genossen beizustehn verpflichteten Diese Alliance gab später zu einem eigenthümlichen Sprichworte Veranlassung, welches sich lange im Munde des Volkes erhalten hat. So oft sich nämlich für Preußen die Besorgniß eines gefahrvollen Krieges kund gab, pflegten die Alten zur Beruhigung furchtsamer Geister zu äußern: „Es hat keine Noth! und kommt sie ja, so läßt der König seinen Kettenhund los.“ Damit wollten sie das Volk trösten und verstanden unter dem Kettenhunde den, unserm lieben Preußenlande so eng verbündeten und befreundeten, damals überall gefürch-



Das goldene Zelt.

teten Türken. Seitdem das türkische Reich schon längst keinem Staate und Lande ein gefürchteter Nachbar oder Feind mehr ist, hat freilich das Sprichwort seinen Werth verloren und man würde über Denjenigen nur mitleidig lächeln, der heut zu Tage bei einem bevorstehenden Kriege damit trösten wollte, daß im Fall der Noth der Kettenhund, der Türke losgelassen werde.

Der Platz, wo ehedem das von jenem Türken bewohnte Zelt gestanden hat, diente in der Folge dem Militair als Schmiedehof, von welchem auch die später dort angelegte Straße ihren noch gegenwärtigen Namen der „Schmiedehofstraße" herleitet; das Haus aber, welches auf der Stelle erbaut ist, wo jenes Türkenzelt stand, heißt noch heutigen Tages das goldene Zelt. Uebrigens darf man nicht glauben, das gerade jenes Zelt von Gold, von purem Golde gewesen sei. Es soll, wie die unserer Sage zum Grund gelegte Quelle berichtet, ein kostbares Zelt von himmelblauer Seide mit reichen Stickereien, kunstvollen Draperien und zwei aus Gold gearbeiteten halben Monden, die als Flaggen oder Fahnen empor geragt haben, verziert gewesen sein.

Möge auch diese Sage die Wahrheit der Lehre beherzigen lassen, daß der Aberglaube, so wie die vielleicht noch nicht überall völlig erloschene, wenn auch nur noch matt glimmende Furcht vor Gespenstern und übernatürlichen Erscheinungen gleich schädlich und ver-

derblich werden können, wenn sie auch nicht immer Unglück oder Unheil stiften, sondern nur Edles und Gutes verhindern.

Die wandelnde Nonne auf der alten Burg zu Loburg.

Die Sage von der wohlthätigen Nonne auf der alten Burg zu Loburg und von ihrer wunderbaren Erlösung ist zwar in der ganzen dortigen Umgegend noch heutigen Tages bekannt, doch aber durch die Uebertragung von Geschlecht zu Geschlecht so verschiedenartig erzählt worden, daß man nie und nirgends einen innern Zusammenhang vernommen hat. Eine Familie — die jedoch nicht genannt sein will — ist indeß noch gegenwärtig die glaubwürdige Bewohnerin derselben und besitzt unter ihren Familienpapieren alte Urkunden, welche das Ereigniß enthalten, dem diese Familie ihr Glück verdankt, das bis diese Stunde in einem festbegründeten Wohlstande fortblüht. In der ersten Hälfte des 16ten Jahrhunderts, wo die alte Burg noch ein Kloster war, soll Schwester Cäcilie

mit einem jungen Edelknaben ein geheimes Liebesverständniß unterhalten, mit vielen Schätzen und Kostbarkeiten das Kloster, dessen Mauern der muthige Liebesheld erstiegen, verlassen und sich auf des nachherigen Ehegemahls Burg in Thüringen begeben haben, wo Beide zwar lange Zeit in glücklicher Ehe gelebt, die holde Schwester Cäcilie aber nach dem Tode wieder im Kloster erschienen und ihren Treubruch des Klostergelübdes bereut und beklagt haben soll. Lange nachher, als schon die Burg ziemlich verfallen und nur der Thurm noch als Ruine vorhanden war, sahe das Hofgesinde des Burgherrn zu gewissen Zeiten am Tage sowohl, als bei Nachtzeit eine mit dem Gewand einer Nonne bekleidete Frauensperson über den weiten Hofraum hinweg nach jenem Thurm und wieder zurückwandern, wo sie jedesmal in der Gegend des großen Kellers verschwand. Auch viele andere Personen sahen diese Nonne; Niemand aber hatte so viel Muth, sie aufzuhalten oder anzureden, weil man wußte, daß ein solcher Versuch einem ehemaligen Knechte übel bekommen war. Dieser Knecht hatte nämlich gegen sein Mitgesinde freventlich behauptet, er werde die Nonne nicht nur aufhalten, sondern sie mit in den Stall nehmen und sich da entweder sagen lassen, warum sie sich ruhelos umhertreibe oder sie, wenn es eine Betrügerin sei, entlarven. Eines Mittags kam gerade dieser Knecht über den Hof, um zum Essen nach der Gesindestube zu gehen, als ihm die Nonne begegnete. Er

trat ihr in den Weg und wollte sie, als sie ihm auswich, mit beiden Händen um den Leib fassen und festhalten; bei dieser Operation kam er aber zum Fallen und weil er demohngeachtet die Nonne nicht loslassen wollte, so fiel sie auf ihn und er fing auf einmal an so gewaltig zu schreien, daß seine Mitknechte herbeikamen. Diese sahen nun zwar den auf dem Boden liegenden und mit den Füßen zappelnden Burschen, aber keine Nonne. Als sie ihn halbtodt in das Zimmer getragen und auf eine lange Bank gelegt hatten, begann er sich nach und nach wieder zu erholen, erzählte sein Abenteuer und schwur, daß, als er niedergefallen sei, nicht die Nonne, sondern ein großer Leichenstein mit vielen Bildern und Inschriften auf ihm gelegen habe. Er wies seine Seiten und Beine vor, welche überall mit Schwielen bedeckt waren. Es war eines Morgens, im Mai eines nicht genau bekannten Jahres, als Katharine Richter, die arme Witwe eines vor kurzem verstorbenen Maurergesellen aus der nahen Mühle kam, wo sie etwas Weizenmehl hatte holen wollen, denn ihre einzige Tochter Eleonore sollte am folgenden Tage mit dem Maurergesellen Rohr, einem zwar fleißigen und gottesfürchtigen, aber eben so blutarmen Menschen getrauet werden, und es hatte sich die Mutter Katharine lange schon einige Groschen gesammelt, um wenigstens an der Tochter Ehrentage einmal ein Stück Kuchen zu genießen, den sie seit dem Tode ihres Mannes wohl

oft genug gesehen, aber nie mehr genossen hatte. Der Müller war jedoch ein gefühlloser Mann, der — selbst steinreich — die Armuth nicht leiden konnte und deßhalb die Witwe mit dem Bescheid abgewiesen hatte, daß er um einer so geringen Quantität willen nicht ein frisches Faß aufthun könne. Alle Bitten und Vorstellungen, daß ihrer Tochter Ehrentag sei, fanden in das harte Herz des Müllers keinen Eingang. Als nun Katharine traurig und betrübt mit dem leeren Gefäße zurückkehrte und auf der sogenannten Burgwiese fortschreitend an den Zaun kam, wo sich noch heutigen Tages eine Uebersteige, das ist ein niedriges, zum Uebersteigen eingerichtetes Stück Zaun, befindet, sahe sie daselbst eine in ein Nonnengewand gehüllte Frauensperson sitzen, die keine Lust zu haben schien, aufzustehen und ihr zum Uebersteigen Platz zu machen. Katharine, die wohl Ursache hatte, mißmuthig und übler Laune zu sein, forderte die ihr unbekannte Frau auf, aufzustehen und sie übersteigen zu lassen; diese aber blieb ruhig auf dem Zaune sitzen, so daß sich die Witwe, um nicht wieder umkehren zu müssen, neben ihr vorüberdrängen mußte. Bei dieser Gelegenheit bemerkte die arme Witwe, daß die Unbekannte sehr schön, aber im Gesicht leichenblaß und mit glänzenden Perlen und Steinen behangen war, welche einen großen Werth haben mochten, denn Katharine hatte in ihrer Jugend bei einer vornehmen Herrschaft gedient, wo sie derartige Pretiosen gesehen und kennen gelernt hatte.

Als sie nach Hause kam, erzählte sie, was ihr begegnet war, und gedachte auch der fremden Dame am Uebersteige bei der Burgwiese. Das ist — sagte ihre Tochter Eleonore — gewiß die Nonne gewesen, Mutter. Ihr hättet sie anreden sollen, vielleicht hätte sie Euch etwas geschenkt, denn sie soll, wie ich habe erzählen gehört, zu Zeiten sehr freigebig sein und schon manchen Armen glücklich gemacht haben! Katharine ließ sich so etwas nicht zweimal sagen und begab sich in aller Stille wieder nach der Burgwiese, um nur die fremde Frau — möge sie nun die wandernde Nonne oder sonst eine vornehme Dame sein, anzureden und um ein Geschenk anzusprechen. Sie sah auch wirklich die Frauensperson, aus der Ferne schon, noch auf der Uebersteige sitzen; als sie sich aber näherte, stand jene rasch auf und war auf der entgegengesetzten Seite verschwunden. Katharine lief eilig hinzu, in der Hoffnung, sie auf der Wiese noch zu sehen, doch alle Mühe war vergebens, besonders da die Wiese kein Versteck bot, wo sich die Unbekannte verborgen haben konnte. Indem nun die Witwe abermals traurig und betrübt umkehrte und wieder an die niedere Stelle des Zaunes kam, wo man gewöhnlich überstieg, sahe sie an einem etwas hervorragenden Pfahle, gerade da, wo die Unbekannte gegessen hatte, ein zierlich geflochtenes Beutelchen hangen, durch welches beim Glanz der leuchtenden Morgensonne pure Goldstücke schimmerten. Gierig faßte sie nach dem schweren Funde, verbarg

ihn eilig im Busen und eilte nach Hause, wo sie ihn ihrer Tochter, sowie ihrem künftigen Schwiegersohne, dem Maurergesellen Rohr zeigte. Dieser besah die Goldstücke und sagte: „Das dürft Ihr nicht behalten, Mutter! das hat gewiß die fremde Edelfrau, oder wer es sonst gewesen sein mag, nicht für Euch hingehangen, sondern in der Eile vergessen; denn seht! es sind gerade 50 Dublonen, und die beiden goldenen Kreuzchen mit den goldenen Steinen mögen wohl noch einen größeren Werth haben. Wenn Ihr nicht haben wollt, daß ich künftig Eure Schwelle nicht wieder überschreite, so tragt den Beutel sammt dem Inhalte auf's Rathhaus oder seht, ob Ihr die fremde Frau wieder findet und händiget ihr es ein!" Nur ungern mochte Katharine solchem Rathe Folge leisten, da sie mit dem Besitz dieses Schatzes auf einmal ihr und ihrer Tochter Glück zu gründen glaubte; Rohr aber nahm sie beim Arme und führte sie nach der Burgwiese. Schon aus der Ferne sahen sie die seltsam gekleidete Frau wieder auf der Uebersteige sitzen und, dem Anscheine nach, mit niedergebeugtem Gesicht auf dem Boden suchend. „Da seht!" sagte Rohr, „die Frau sucht ihren Beutel mit dem Gelde und Pretiosen und wird Euch für Eure Ehrlichkeit gewiß lohnen! Mein Gott!" setzte er, als sie näher gekommen waren, hinzu: „das ist gewiß die wandernde Nonne!" Dabei schritt er beherzt auf die Unbekannte zu, grüßte sie höflich und reichte ihr den seiner Schwiegermutter ab-

genommenen Beutel mit dem Inhalte, indem er ihr erzählte, wie diese in dessen Besitz gekommen sei. Die Nonne nahm den Beutel und gab ihm dagegen eine wunderschöne Rose, war aber, noch ehe er mit Mutter Katharine seine Verwunderung über den seltsamen Tausch äußern konnte, vor Beider Augen verschwunden. Rohr schenkte die Rose seiner Verlobten, die sie in ein Glas Wasser stellte; nur ein einziges Blatt war bei dieser Operation auf den Tisch gefallen. Als Eleonore am Morgen darauf erwachte, fand sie statt des Blattes ein Goldstück; sie glaubte nun, alle Blätter würden sich augenblicklich in Goldstücke verwandeln und bemühete sich die Rose zu entblättern. Diese hatte sich aber zu einer so festen und harten Knospe zusammengezogen, daß es unmöglich war, ohne sie ganz zu vernichten, ein Blatt loszubrechen. Der nächste Morgen brachte aber wieder ein Goldstück, und so löseten sich nach und nach alle Goldstücke ab. Rohr wurde nun ein reicher Mann und baute sich von den Goldstücken ein Haus, das er, da die Rosenknospe nach und nach unzählige Goldstücke entwickelte und täglich eins fallen ließ, auf's angenehmste und geschmackvollste ausschmücken konnte. Aber er gedachte auch mit Dankbarkeit seiner Wohlthäterin und legte in dem untern Raume des Hauses eine kleine Kapelle an, die er mit dem heiligen Geräthe kirchlicher Gebräuche versah, und worin er öfters allein oder mit seiner Gattin für die Erlösung der

Nonne aus ihrem noch nicht erreichten Zustande der ewigen Glückseligkeit betete. Auf dem Thurm der alten Burg befand sich eine lose, vom Zahne der Zeit ziemlich zerstörte und verwitterte Thür, an welche eine Nonne gemalt war. Diese Thür ließ der Burgherr, als er an dem Thurme Veränderungen vornehmen mußte, hinwegreißen und verbrennen; seitdem ließ sich aber auch die wandernde Nonne nirgends mehr sehen, und ein Unglück in der Gastwirthschaft folgte auf das andere, so daß der Besitzer sehr bald in Schulden und Verfall gerieth. Als der Maurergesell Rohr ein hochbejahrter Greis von 95 Jahren war, ward die Burg verkauft und der neue Besitzer, v. H. ließ auf des alten Rohrs Rath eine neue Thür mit dem Bilde einer Nonne fertigen, worauf die wandernde Nonne nicht nur wieder, wie früher, ihre Umgänge hielt, sondern auch Wohlstand und Segen bei dem Burgherrn wieder einkehrten. Eines Tages betete der Greis Rohr in seiner kleinen Hauskapelle, da erschien vor ihm die Nonne und dankte ihm für seinen frommen Glauben an ihre Menschenliebe und Mildthätigkeit mit der Erklärung, daß die Zeit ihrer Buße abgelaufen und sie eben auf dem Wege der ewigen Glückseligkeit sei. Sie gab ihm noch einmal eine schöne Rose, befahl ihm aber, dieselbe in der kleinen Kapelle zu verwahren und diese durch seinen Sohn zumauern zu lassen, da er ihrer nicht mehr bedürfen werde. Rohr befolgte den Auftrag, starb den Tag

darauf und seitdem hat sich die wandernde Nonne nie wieder sehen lassen. Das Haus mit der vermauerten kleinen Kapelle steht noch heute, und die geheimen Papiere enthalten Aufschluß darüber, wie und wenn dereinst von der darin verwahrten Rose Gebrauch zu machen sei.

Die silbernen Läuse.

Zu Ende des 16ten Jahrhunderts, als Markgraf Christian Wilhelm von Brandenburg Erzbischof, und Thomas Sülz Bürgermeister zu Magdeburg war, soll es — wie wohl heutigen Tages noch — schon Leute gegeben haben, die mit dem väterlichen, oft kümmerlich gesparten und mit mehr als ängstlicher Entsagung zusammengescharrten Vermögen nicht gar säuberlich umgegangen, vielmehr dem alten deutschen Sprichworte „der Sparer will Zehrer haben“ recht geflissentlich treu geblieben sind, indem sie so zu sagen drauf los lebten, gleich als ob das gold'ne Faß keinen Boden hätte und sich von unten auf immer wieder

von selbst stillte. In einem schönen Hause am alten Markte, welches bei der am 10. Mai 1631 erfolgten Erstürmung unsrer lieben Stadt durch Tilly mit zerstört wurde; also gegenwärtig nicht mehr vorhanden ist, lebte der steinreiche Kauf- und Handelsherr Klön, zwar hochgeehrt und geachtet von Jedermann ob seines redlichen Wandels, aber von den Vornehmen und Lebensfrohen wenig beachtet, weil er eben für geselligen Lebensgenuß keinen Sinn hatte, nur immer seine Gelder hütete, und täglich ja stündlich auf deren möglichste Vermehrung bedacht war. Seine an einer bösartigen Seuche verstorbene Gattin hatte ihm zwei Söhne geschenkt, und um diesen einmal ein großes Erbe hinterlassen, sie also nach seiner Meinung irdisch glücklich machen zu können, opferte er alle, auch die kleinsten Lebensfreuden, wenn ihr Genuß auch nur mit der geringsten Geldausgabe verbunden war, einem tief eingewurzelten Geize. Die beiden Stammhalter waren kaum über die Jahre der Kindheit hinaus, als er erkrankte und, kurz vor seinem Dahinscheiden, seinen mit ihm gleichgesinnten Freund, den Bürgermeister Thomas Sülz, zum Vormund derselben ernannte. Die letzten Worte des Herrn Klön bestanden in der an Herrn Sülz gerichteten dringenden Bitte, sie nach Maßgabe ihrer Neigungen etwas Tüchtiges lernen, ihnen aber nicht sobald den Besitz ihres Erbe bekannt werden und sie überhaupt so erziehen zu lassen, daß sie im Stande wären, aus eigener Kraft, auch



ohne Vermögen sich Güter erwerben und anständig leben zu können. Der Bürgermeister Sülz war, was die bürgerlichen Tugenden betraf, der würdigste Freund des dahingeschiedenen Klön und hatte, wenn auch ohne Testament, dessen liebsten und unvergänglichen Schatz, seinen Geiz geerbt, nur mit dem Unterschiede, daß er mit großer Aengstlichkeit auf das hohe Amtsansehen hielt, wozu ihn die Würde desselben allerdings berechtigte, denn ein damaliger Bürgermeister Magdeburgs stand so ziemlich einem kleinen Fürsten gleich. Herr Sülz war zu jener Zeit ein Mann in seinen besten Jahren, kaum mittler, fast kleiner Statur, aber so rund und zierlich gebaut, wie wenn alle seine Glieder und Formen nach einem Modell oder Normalmaße gedrechselt wären. Wenn er in den kurzen Beinkleidern von glänzend schwarzer Seide mit kleinen Schnallen von massivem Golde, weißen Strümpfen und hohen Schuhen, die von ähnlichen Schnallen geziert wurden, mit einer reich gestickten, bis weit über den Leib herabgehenden Weste und einem eben so elegant bordirten Fracke bekleidet, den langen spitzen Degen an der Seite einher stolzierte und aus angeborner Herablassung mit dem niedlichen chapeau-bas (Hut) vornehm grüßte, ohne dabei der wie mit Schnee gepuderten Perrücke einen verletzenden Stoß zu geben, so mußte man ihm unbedingt das ehrenvolle Zeugniß geben, daß er nicht nur ein grundgelehrter Mann, sondern ein, die Fülle seines Amtes

vollkommen begreifender Bürgermeister sei. Die Erziehung seiner beiden Pflegbefohlenen, nach dem letzten Willen seines verstorbenen Freundes, machte ihm schwere Sorge, indem sie seiner Gewissenhaftigkeit und Wahrheitsliebe mit der Verheimlichung des großen Reichthums ein Hinderniß in den Weg legte, worüber hinwegzusteigen er sich nicht getraute; doch die Bedingung mußte erfüllt werden, und der ihn stets leitende Rechtsgrundsatz „summum jus summa injuria“ half endlich die Bedenklichkeiten besiegen. Die beiden Knaben mußten das väterliche Erbhaus verlassen und unter der steten Aufsicht eines Hofmeisters, wozu ein ziemlich bejahrter Magister auserlesen ward, die Wohnung des Vormundes beziehen, so daß sie zwar indem sie eine Treppe höher wohnten, mit diesem in keine unmittelbare Berührung kamen, doch aber Nichts unternehmen konnten, was der väterliche Stellvertreter nicht alsbald beobachtet oder erfahren haben würde. Die beiden Klöne mochten, als sie in des Bürgermeisters Haus zogen, ohngefähr 12 und 14 Jahre alt sein und zeigten Beide glückliche, bei einer zweckmäßigen Unterrichts- und Erziehungs-Methode viel versprechende Geistesanlagen. Der Aeltere, Kurt, besaß bei einer kräftigen Gesundheitsfülle und festen Gestalt, ein feuriges, nach kühnen Thaten und gefahrvollen Unternehmungen dürstendes Temperament und hörte von Nichts lieber als von Rittergeschichten und Kriegsgeschichten, von Tur-

niren und Schlachten, bunten, abenteuerlichen Irrfahrten, sowie von Wagnissen und Kämpfen für schöne, tugendhafte Frauen erzählen und würde, wäre man von dieser Zeit ab seinen, die Wahl des Kriegerstandes klar aussprechenden Neigungen gefolgt, gewiß der furchtbarste Soldat und tapferste Held geworden sein. Der Jüngere, Herrmann, stand an körperlicher Kraftentwickelung, Größe und Gesundheit Jenem bei weiten nach, doch hielt er mit ihm in geistiger Beziehung nicht nur Schritt, sondern zeigte von Tage zu Tage eine Tiefe des Verstandes, in welche weder der Bruder, noch der Herr Magister Kurze hinabzusehen vermochte. Herrmann glich einem stillen Wasser, das seine gefährlichen Tiefen unter einer stets ruhigen Oberfläche verbirgt. Wenn er sich in alten Geschichtsforschungen wozu er sich nur immer hingezogen fühlte, satt studirt hatte, so suchte er sich für neue Anstrengungen durch den Zauber der Musik im Lautenspiel, zu begeistern, das er ohne alle Anleitung auf dem nachgelassenen Instrumente der geliebten Mutter gelernt hatte, deren theure Züge er gesehen zu haben sich gar nicht erinnern konnte. Diesen, in Temperament, Karakter und Neigungen so ungemein sich von einander unterscheidenden Brüdern sollte Herr Kurze der nächste Pfleger und Führer sein; er sollte, gleich einem Gärtner, den emporstrebenden jungen Pflanzen den zu ihrem kräftigen Gedeihen geeigneten Boden anweisen und sie sorgfältig mit

schützenden Stäben und Pfählen versehen, damit sie der nie ausbleibende Gewittersturm nicht breche. Herr Kurze war in dieser Rücksicht ein gar eigener, für die beiden jungen Klönen zu unwissender Gärtner, der wohl ein Beet mit Kraut und Kohl zu behandeln, allenfalls die langrebigen Feuerbohnen zu stängeln verstand, aber die edeln Gewächse des Treibhauses, die aus dem heißen Süden eingeführten, nur unter der Hand des sinnigen Gärtners kräftig gedeihenden Zier- und Geschmackspflanzen kaum dem Namen nach kannnte. Seine Hauptbeschäftigung bestand im Lesen, wobei er die ihm anvertrauten Zöglinge im Christenthume so wie in den Elementen der Lateinischen und Griechischen Sprache nothdürftig genug unterrichtete. Der gute Mann von **40** Jahren hatte aber, wie ein jeder unvollkommene Sterbliche, schwache Seiten, die hier um so mehr zu entschuldigen waren, als sie ausschließend in einem nicht zu bezähmenden Gelüst nach gutem Essen und Trinken bestanden, woran es indeß gerade in Küch' und Keller des Herrn Vormunds, der als Hagestolz sehr einfach lebte, meistens fehlte. Die beiden Knaben hatten nicht sobald des Magisters schwache Seiten erkannt, als sie auch schon auf Pläne sannen, sie zu ihrem Vortheil zu benutzen da sie es unerträglich fanden, den sich täglich wiederholenden trockenen Unterrichtsstunden ihre Neigungen und Kräfte zu opfern. Sie öffneten daher einmal ihre vom Taschengelde reichlich gefüllten Spaarbüch-

sen und suchten sich dafür Backwerk und geistige Getränke zu verschaffen, womit sie, erst nur vorzugsweise an Fest- und Geburtstagen oder andern feierlichen Gelegenheiten, dann ohne weitere Rücksicht auf Zeit und Stunde, den theuren Lehrer beglückten. Dies hatte den erwünschten Erfolg, daß Herr Kurze gewöhnlich bei dem Unterricht einschlief und seine Schüler ihren eigenen Neigungen überließ. Um den Vormund Bürgermeister zu täuschen, lernten sie, im Einverständnisse des ihnen bald blind ergebenen Magisters, einige Formeln auswendig; die sie, wenn ja Herr Sülz einmal eine Prüfung verlangte, mit großer Fertigkeit herzusagen wußten. Da sie Beide zum Studiren bestimmt wurden, so mußte sie Herr Kurze auch nach Leipzig begleiten, wo sie einige Jahre lang die Hochschule besuchten, diese Zeit aber mehr an den öffentlichen Vergnügungsorten, woran es schon damals in dem berühmten Pleiß-athen nicht fehlte, als in den Hörsälen der Wissenschaften zubrachten. Hatten sie schon als Knaben und Schüler ihren Mentor für ein nach ihren Launen und muthwilligen Einfällen zu brauchendes Lastthier erkannt, so wagten sie es nun dreist, ihn als ihren Kammerdiener, Spaßmacher oder Hofnarren zu benutzen und sich dadurch ein Ansehen zu verschaffen, welches sie bei allen ihren Kameraden beliebt machte und lange nach ihrem Abgange als ein Denkmal der angenehmsten Erinnerung fortlebte. Es würde die Ten-

denz dieser für Magdeburgs Bewohner interessanten Sage überschreiten heißen, wenn wir auch nur einer der unzähligen Thorheiten erwähnen wollten, denen sich der nun über das Schwabenalter hinausgerückte Magister preis gab. Des letzten Streichs, welchen die ausgelassenen Buben dem ungeschickten Führer spielten, gedenken wir nur deßhalb, weil er den schöner Studien, sowie überhaupt dem längeren Aufenthalte des ziemlich liederlichen Kleeblattes in Leipzig mit einemmale ein Ende machte. Es war in der Michaelismesse des 3ten Jahres, als sich die beiden Brüder Klön mit ihrem Hofmeisters eines Abends in einem Kaffeehause auf dem Brühl befanden, das sie gewöhnlich einigemal in der Woche zu besuchen pflegten. Schon etliche Tage hinter einander hatten sie daselbst einem jungen Engländer getroffen, der außerordentlich an Zahnweh litt, und, wie sie hörten, sich vor dem Schmerze der Operation des Ausziehens fürchtete, auch keinen seiner Zähne gern verlieren wollte und im Gespräch mit seinen Geschäftsfreunden von einer bedeuten Belohnung sprach, die er Demjenigen zusicherte, der ihm, ohne den Zahn zu beschädigen von dem Schmerze befreien würde. Die Brüder nahmen natürlich keine Notiz davon, opferten vielmehr wie fast jeden Abend, dem fröhlichen Bachus und vergaßen dabei nicht, dem geliebten Führer, der ein eifriger Priester desselben Gottes war, wacker zuzutrinken. Bei Gelegenheit eines Ganges, den ein solches Opfer seinen Priestern gegen die gewöhnlichen

Naturgesetze zur Pflicht macht, bemerkte Kurt Klön auf dem langen Korridor eine halb offen stehende Thür zu einem engen Gemache, in welchem der junge Engländer in einer solchen Stellung saß, die ihm ebenso von der Verfolgung, als von der Flucht, wenn ihm irgend ein Feind zu nahe kommen sollte, abhalten mußte; er saß aber eben so friedlich, als furchtlos mit auf beide Hände gestütztem Haupte, über den heftigen Zahnschmerz wahrscheinlich nicht seiner goldenen, mit ächten Steinen besetzten Taschenuhr gedenkend, die er an einen Nagel an der Thür aufgehangen hatte. Kurt hatte dies nicht sobald bemerkt, als er, mit einem boshaften Plane in der Seele, die kostbare Uhr an sich nahm und ungesehen in das Gesellschaftszimmer zurückkehrte, aus dem er sich mit dem Bruder und Führer entfernte. Die beiden Klönen und Herr Kurze wohnten in einem Hause in der Schloßgasse, nicht weit vom Petersthore; Erstere in der belle Etage, Letzterer in einem Zimmer parterre. Am nächsten Morgen und Mittage wurden in alle öffentlichen und Privat-Häuser gedruckte Zettel des Inhalts geschickt: „Daß in der Schloßgasse Nr. 9 der Zahnarzt Doktor Kurze wohne, welcher jede Art Zahnweh ohne nur den Zahn oder Patienten zu berühren, mithin völlig schmerzlos auf der Stelle kurire.“ Die schadenfrohen Brüder hatten sich nicht verrechnet, als sie annahmen, der junge Engländer werde einer der ersten Hülfe Suchenden sein, sie warteten daher so lange vor dem Hause

bis sie ihn vom Gasthofe aus der Peterstraße herkommen sahen, dann gingen sie in das Zimmer ihres Lehrers und hingen die Uhr an einen Nagel unter dem Spiegel auf, sich im voraus an der Verlegenheit des armen Kurze weidend, wenn der Engländer ihn als Zahnarzt begrüßen, ihm seine Leiden klagen, aber auch in ihm den gewiß unredlichen Besitzer der ihm gestohlenen Uhr erkennen würde. Daß diesem natürlichen Laufe der Dinge ein zu ihrem eigenen Verderben gereichendes Ereigniß begegnen könne, würden sie, wenn man sie auch darauf aufmerksam gemacht hätte, durchaus für unmöglich gehalten haben, da sie den ehrlichen Kurze zu gut kannten, als daß sie von seiner Entschlossenheit Etwas hätten fürchten sollen. Und doch fiel das Spiel anders, als die Karten gemischt waren. Der Vormund, Bürgermeister Sülz, war nämlich an demselben Abend spät noch in Leipzig angekommen und gelangte gleichzeitig am Morgen darauf mit dem jungen Engländer in dem Hause in der Schloßgasse an, wo seine Mündel mit Herrn Kurze wohnten. Erstere hatten sich, nachdem es ihnen gelungen war, die Uhr unter dem Spiegel in Kurze's Zimmer aufzuhängen, eben auf ihre Wohnstube zurückgezogen und lauschten in der offenen Thür des Auftritts, der nothwendig nach dem Eintritt des Engländers erfolgen mußte, als sie mitten in dem starken Wortwechsel, der sich alsbald hören ließ, die ihnen wohlbekannte Stimme ihres Vormundes

erkannten. Er suchte, wie sie vernahmen, den Engländer zu beruhigen, indem er ihm die von ihnen verhangene, boshafte Mystifikation so klar und wahrhaft auseinander setzte, als hatte er an ihrem Komplott unmittelbar Theil genommen. Als der Britte sich mit der ihm zurückgegebenen Uhr entfernt hatte, hielt Herr Sülz dem verblüfften Mentor eine nicht eben schmeichelhafte Lobrede auf sein ihm angeborenes Talent und kündigte ihm zugleich mit aller Bestimmtheit an, daß ihm mit Ablauf der Studien seiner Pflegbefohlenen, welche er sofort mit sich nach Magdeburg nehmen werde, seiner Stellung als Führer und Rathgeber ein Ziel gesetzt, er mit einem Worte des Dienstes entlassen sei, zumal er, dem Vernehmen und glaubwürdigen Mittheilungen nach, die einem Hofmeister nothwendig gebührenden Eigenschaften nicht besitze. Herr Sülz wollte eben einen Akt der Großmuth ausüben und dem zur Bildsäule gewordenen unglücklichen Mann eine kleine Geldsumme einhändigen, von der er allenfalls ein Vierteljahr nothdürftig hätte leben können, als ein Kellner aus dem Gasthause mit einem an „Herrn Magister Kurze" überschriebenen Briefe erschien, den er dem in Verzweiflung versunkenen Kandidaten einhändigte und zu ihm sagte: der junge Engländer sei in diesem Augenblicke abgereiset und habe den Brief an ihn zurückgelassen. Es standen nur wenige Worte in englischer Sprache darin, auch lag ein schmaler ebenfalls mit englischen Worten

beschriebener Papierstreifen dabei. Kurze, der kein Englisch verstand, reichte Beides dem Bürgermeister, welcher mit dieser fremden Sprache vertraut war, und der übersetzte den Inhalt: „Da die ohne Ihr Verschulden bei Ihnen gefundene Taschenuhr einen unschätzbaren Werth für mich hat, so freut es mich, Ihnen ein Andenken zurücklassen zu dürfen, welches Sie für den gewiß deßhalb erlittenen Verdruß einigermaßen entschädigen wird.“ Der Papierstreifen enthielt eine an ein nahmhaftes Handelshaus gerichtete Anweisung auf 100 Louisd'or.

Als sich Herr Sülz nach dem Fleiß und sittlichen Wandel seiner beiden Mündel in Leipzig näher erkundigt und, leider, keine erfreulichen Nachrichten darüber vernommen, vielmehr noch die Entdeckung gemacht hatte, daß die gemachten Schulden den Betrag der ihnen ausgesetzten Geldsummen erheblich überstiegen, daß mithin ein längerer Aufenthalt daselbst mehr verderblich, als in Beziehung auf die fortzusetzenden Studien nützlich sei, so nahm er, nachdem er sich mit den Gläubigern arrangirt hatte, die beiden Brüder mit sich fort und überließ das Quartier, dessen Miete bis Weinacht pränumerando bezahlt war, dem, nun einem traurigen Schicksal, wenn auch langsam doch sicher entgegengehenden Magister Kurze. Was war nun mit beiden Jünglingen anzufangen, um sie, dem Wunsche ihres Vaters, seines verstorbenen Freundes, gemäß, zu nützlichen Gliedern der Gesellschaft heraufzu-

bilden? Wie war es möglich, die jungen Wüstlinge, die recht gut von dem Umfange des ihnen zugefallenen väterlichen Vermögens unterrichtet waren, zur Einschränkung im häuslichen und geselligen Leben, sowie zur Wahl einer solchen Laufbahn anzuhalten, auf welcher sie durch Erwerb den Besitz des väterlichen Nachlasses vermehren, nicht aber durch Verschwendung verringern und nach und nach wohl gar aufzehren sollten? Als Sülz mit ihnen in Magdeburg wieder angekommen war und sich überzeugte, daß sie in den zum Studium irgend einer Wissenschaft durchaus erforderlichen Vorkenntnissen ganz und gar keine genügende Fortschritte gemacht hatten, ging er mit ihnen über ihre künftige Bestimmung so ernstlich als gewissenhaft zu Rathe, konnte aber die gegen alle soliden Beschäftigungen ankämpfenden, nur auf ihr großes Vermögen pochenden Jünglinge kaum dazu vermögen, daß sie sich der Handlung znwendeten und in einem dem Herrn Sülz befreundeten Hause in die Lehre zu treten sich entschlossen. Doch nur ein Paar Monate hielten sie aus, und als inzwischen Kurt die Minderjährigkeit überschritten und auf Theilung und Ausantwortung des väterlichen Nachlasses gedrungen hatte, da war an die Bestimmung zu irgend einem soliden Geschäft, sowie überhaupt an ein sittlich geregeltes Leben gar nicht mehr zu denken. Auch der jüngere Bruder, Herrmann, wurde im gewaltigen Strome der Verschwendung und Liederlichkeit mit fortgerissen, ließ sich, nach bald

erlangter Volljährigkeit ebenfalls in den Besitz seines Vermögensantheils setzen und begann nun recht planmäßig mit dem schon tiefer gesunkenen Kurt zu wetteifern. Unzähligemale hatte der redliche Sülz, als er noch Vormund war, die tollen Jünglinge gewarnt, sich mit den nicht dispositionsfähigen jungen Leuten in kein Darlehnsgeschäft einzulassen; es hatte aber kein Versuch einen günstigen Erfolg, da es, wie in unsern Zeiten, auch damals Wucherer gab, welche um die Gunst der jungen Optimaten buhlten und auf eine reiche Erndte von ihrer Aussaat spekulirten. Seitdem die Brüder ihr Vermögen selbstständig verwalteten, würde es Thorheit gewesen sein, wenn sie der Ehrenmann ferner hätte ermahnen wollen, da sie über die Worte Enthaltsamkeit, Sparsamkeit und Mäßigkeit lachten und der Meinung waren, daß der Reiche dieser Tugenden nicht bedürfe, und daß Ueberfluß mit dem Begriffe eines dieser Worte durchaus nicht vereinbar sei.

Eines Tages war einer ihrer entfernten Verwandten in großer Dürftigkeit gestorben und mußte, da sich die beiden Klönen weder im Leben noch im Tode um ihn bekümmert hatten, aus dem öffentlichen Armenfonds beerdigt werden. An demselben Abend traf Herr Thomas Sülz seine vormaligen Pflegebefohlenen, als er noch spät vom Rathhause kam, vor ihrem am alten Markte gelegenen Erbhause und hörte im Vorübergehen zufällig ein sonderbares Gespräch zwischen ihnen.

Ob es schon sonst durchaus seine Sache nicht war, Jemanden zu behorchen, so glaubte er diesmal doch eine Ausnahme machen zu müssen, da die Rede von zwei Frauen war, mit welchen er nahe verwandt, und deren unbescholtener Ruf ihr einziger Reichthum und ihm daher sehr werth war. „Du bist ein Tölpel!“ sagte Kurt zum Bruder Herrmann — „bist nun bald ein halbes Jahr lang fast täglich hingelaufen, weißt, daß dir das Mädchen gut ist und stehst immer noch vor der verschlossenen Himmelspforte! Oder willst du das fromme Täubchen etwa gar heirathen und dich in des Herrn Exvormundes Sippschaft einschmuggeln? Du kommst mir seit einiger Zeit so schlaff, so kopfhängerig vor, wendest erst den Groschen zehnmal um, ehe du dich ihn auszugeben getrauest. Pfui, Herrmann! ermanne dich! Nur Derjenige kann ein freier deutscher Mann genannt werden, der Keinem pflichtig ist mit seinem Leibe, der weder einem Fürsten, noch einem Bauer dient und nicht „der Sklave eines Weibes ist.“ — „Laß mich, Bruder!“ antwortete Herrmann Klön, „Charlotte muß mein, und wenn es nicht anders sein kann, mein Weib werden! Glaubst du denn, ich werde anders denken lernen, wenn auch ein Pfaffe uns vereinigt hat? ha, ha, ha! Ueber solche Possen sind wir hinaus und philosophiren mit unsrer gesunden Vernunft weiter! Wenn aber die Unvernunft einmal Formen haben will, so schmiegt man sich wohl mit hinein und freut sich dann desto mehr, wenn

man die Fesseln mit starker Faust gesprengt und — verstehst du mich? seinen Zweck nur erreicht hat. Darum sei unbesorgt und laß mich machen! Punkt 10 Uhr hol' ich dich von Alippi ab, dann schwatzen wir beim Schlafengehen weiter über das Abenteuer." Die Beiden trennten sich nach diesem kurzen, für den Bürgermeister bedeutungsvollen Gespräche, und letzterer folgte dem Jüngern, Herrmann, eine lange Strecke auf dem Breitenwege hin, bis zum Eingange in die Braunehirschstraße, wo, ziemlich am andern Ende nach dem Schrotsdorferthore zu, seine Verwandte, die Witwe Bergin mit ihrer 19jährigen Tochter, Charlotte, wohnte. Die Bergin war die arme Witwe eines Goldschmiedes und ließ zu Zeiten noch durch einen Gesellen arbeiten, um sich ihr altes Recht nicht zu vergeben, trieb aber beim Mangel der erforderlichen Mittel keinen Handel, sondern förderte nur bestellte Stücke größtentheils für wohlhabige Meister. Brauchte sie ja einmal einen Vorschuß, so sprach sie den sehr gütigen Oheim, Bürgermeister Sülz, an, der dann gewöhnlich dem jungen Mädchen, welches seine Pathe war, das von der Mutter zurückempfangene Darlehn schenkte. Er hatte Charlotten verboten, dies der Mutter, welche sich sonst wohl gescheuet haben würde neue Anleihen zu machen, zu offenbaren und freute sich, daß sich das Mädchen dadurch nach und nach ein Kapitälchen gesammelt hatte, welches schon eine ziemliche ansehnliche Ausstattung betrug. Dieses Verhältnisses ohngeachtet

kam der Bürgermeister nur höchst selten zu seinen Verwandten, denn eines Theils hielten ihn seine Amts-geschäfte von solchen Besuchen ab, dann wollte er die beiden Frauen, die immer fleißig arbeiteten, nicht gern stören. Es war ihm daher von dem Verhältniß in welchem Charlotte zu Herrmann Klön zu stehen schien, eben so wenig, als überhaupt von dessen Besuchen bei Bergins etwas bekannt. Das zufällig angehörte Gespräch der beiden Brüder war nun allerdings von der Art, daß es ihm für das Glück und die Ruhe der so harm- als schuldlosen Charlotte Besorgniß einflößen mußte. Ohne längeres Säumen besuchte er daher am nächsten Tage die Frau Bergin, fand Charlotte ziemlich heiter und gesprächig und glaubte nicht anders, als daß sie sich gegen ihn erklären, ihn wohl gar um seinen väterlichen Rath fragen werde. Das sonst immer nur häuslich und sehr einfach gekleidete Mädchen kam ihm diesmal ganz anders vor. Sie trug sich viel sorgfältiger und eleganter und schien sich sogar einen etwas höhern Umgangston angeeignet zu haben. Es war dem Herrn Sülz wohl bekannt, daß Charlotte Bergin die Brüder Klönen, als sie noch unter seiner Vormundschaft standen, gesehen, auch wohl mit ihnen in seinem Hause gesprochen hatte, da war aber die während der Zeit herangewachsene Jungfrau noch ein Kind und nicht so ausgezeichnet schön oder nur hübsch gewesen, um die Aufmerksamkeit junger Männer auf sich zu ziehen. Er wunderte sich jetzt, daß Mutter

und Tochter, die sonst kein Geheimniß vor ihm hatten, der Klön'schen Besuche nicht mit einer Silbe erwähnten, und blieb zwar seinem Vorsatze, die arglose Taube aus den Klauen des Geiers zu retten, treu, entfernte sich aber diesmal, ohne sich in dieser Beziehung zu äußern, indem er bei Charlotten sich Handmanschetten und Busenstreife, die sie ihm immer besorgt hatte, bestellte, um nur eine baldige Veranlassung zu weiteren Besuchen zu haben. Wider alles Erwarten besuchten ihn eines Sonntags Vormittags die Brüder Klönen und fragten ihn wegen des väterlichen Nachlaßhauses am Markte, das künftig nur Einer von ihnen besitzen, oder lieber verkauft werden sollte, um Rath, indem sie vermutheten, der Vater habe vielleicht bei Lebzeiten seinen Wunsch deßhalb gegen ihn ausgesprochen. Beide Jünglinge befanden sich dem stets nüchternen Geschäfsmann gegenüber in einem Zustande von Erhitzung und Aufregung, woraus man mit Zuverlässigkeit schließen konnte, daß sie nicht etwa aus der Kirche, sondern von einem wilden Zechgelage oder sonst aus einem Hause roher Freuden kommen mochten, auch begannen sie gleich nach dem Vortrage ihres Gesuchs einen Zank unter sich, der sich bis zu gemeinen Schimpfreden steigerte und den höchsten Grad moralischer Verworfenheit verrieth. Herr Sülz hatte weder Zeit noch Lust, die, alles Ehr- und Schaamgefühl verletzenden Aeußerungen der so tief gesunkenen, entarteten Burschen länger mit anzuhören, gab ihnen kurz die erbetene Auskunft,

konnte sich aber doch nicht enthalten, sie, bevor sie von ihm schieden, nochmals recht väterlich zu ermahnen, daß sie die trügerischen Wege des Lasters zu verlassen, sich endlich einmal einer gewissen Bestimmung widmen und die ihnen vom gütigen Schöpfer verliehenen Kräfte nicht unnütz vergeuden, sondern zu ihrem und der menschlichen Gesellschaft Wohlfahrt anwenden möchten. Als ihm die Brüder darauf mit Hohnlachen entgegneten, daß sie nur Thoren sein würden, wenn sie bei ihrem großen Vermögen sich irgend einer Arbeit unterziehen und ihr freies Haupt unter ein, in jeder Beziehung den Menschen zum Thier herabwürdigendes Joch beugen wollten, daß das Leben überhaupt zu kurz sei, als daß sie das väterliche Erbe würden verbrauchen können, ja, als sie die Gottheit lästerten mit der Behauptung, der Mensch sei sein eigener Herr und der Vater der Gott seiner Kinder, daß sie daher nur für ihren Vater dankbar fühlen könnten, der ihnen so viel Reichthümer gewiß nur erworben und hinterlassen habe, damit sie in dessen Besitz die höchste irdische Glückseligkeit genießen sollten, da verließ den redlichen Exvormund Sülz die bisher beobachtete Gemüthsruhe. Er gedachte seines dahingeschiedenen Freundes, des Vaters der beiden entarteten Brüder, wie er im Leben gearbeitet, sich angestrengt, sich aller Freuden entsagt und nur für die unwürdigen Söhne gesammelt und gespart, wie sehr er sich aber getäuscht habe wenn er geglaubt, das Erworbene möge durch fortgesetzte

Thätigkeit noch vermehrt und gewiß einst zu einem Stamme werden, aus welchem gar viele Zweige und Aeste emporwachsen, blühen und edle Früchte tragen könnten; und im warmen Eifer solcher Erinnerung, im Gefühl seiner guten Gesinnung, welche der verworfene Charakter der Brüder nicht erkennen mochte, vergaß er sich und sprach mit der rücksichtlosen Derbheit eines Mannes, der seinen innern Werth und die Wahrheit seiner, auf Erfahrung gegründeten Prophezeihungsgabe fühlt, zu den Klönen: „Nun so lauft hin in das Euch mit offenem Rachen erwartende Elend! Schwelgt und frevelt, bis Ihr in die Grube der Dürftigkeit hinabsinkt, aus welcher keine Erlösung ist, wo Euch die Menschen, Eure Brüder, verachten, wo Euch die Läuse fressen werden!“ Die Brüder lachten und verließen den eifernden Redlichen. —

Etwa acht Tage nach diesem Auftritte, nach dem Vormittags-Gottesdienste eines Sonntags, trat Herr Thomas Sülz in das Zimmer der Witwe Bergin und hatte sich schon einige Fragen ausgedacht, die er an das fromme Töchterlein über die Predigt, die sie angehört hatte, richten wollte, denn Charlotte war eine gar eifrige Kirchengängerin, die keine Arbeit, so dringend sie auch sein mochte, höchstens nur Krankheit, von dem gewohnten Besuche des Bethauses abhielt; da fand er wider Erwartung das Mädchen noch im tiefsten Negligée. Charlotte saß aber bei keiner weiblichen Arbeit, sondern polirte und bürstete gar niedliche Ge-

genstände von feinem Silber, welche der Goldschmied-gesell in einem flachen Gefäß herbeibrachte und vor ihr auf ein Stück grünes Tuch hinschüttete. Herr Sülz betrachtete zwar die kleinen silbernen Dingerchen, konnte aber durchaus nicht errathen, was sie vorstellen oder wozu sie dienen sollten und fragte auch nicht darnach, da er von der Goldschmiedekunst keine Kenntniß und immer nur eine Freude hatte, wenn Frau Bergin mit Arbeit bedacht wurde. Nur die einfache Frage richtete er an die fleißig fortarbeitende Jungfrau: „Gewiß bestellte Arbeit, mein Töchterchen?" und erhielt von ihr die eben so kurze und einfache Antwort: „Ja, bester Onkel! die noch heute fertig werden muß, weil sie morgen früh abgeholt werden soll." Darum ließ es auch Herr Sülz bewenden, daß Charlotte den Gottesdienst verabsäumt hatte, da ihn ja auch bisweilen seine Amtsgeschäfte davon abhielten und er sich dann mit dem schon damals bekannten Sprichworte tröstete: „Herrendienst geht vor Gottesdienst." Auch diesmal wurde der beiden Brüder Klönen von keiner Seite Erwähnung gethan, da der Gesell öfters im Zimmer ab und zu ging und fertige Waare brachte.

Herr Thomas Sülz, der bei seinen vielen und oft beschwerlichen Amtsgeschäften immer sehr mäßig lebte, pflegte regelmäßig ein paar Geschäftsfreie Abendstunden auf dem Rathskeller — sonst die Löwenburg genannt, zuzubringen und sich mit etlichen Krügen Broihan oder Zerbster Bier zu laben, dann legte er

sich, zu Hause angelangt, zeitig schlafen und war unter allen Magdeburgern gewiß jeden Morgen der Erste bei der Arbeit. Als er nun ebenfalls eines Abends vor dem geschliffenen Bierkruge saß, den ihm der sinnige Wirth als ein seine amtliche Würde ehrendes Trinkgeschirr ausnahmsweise vor andern Gästen vorzusetzten pflegte, kamen lachend und lärmend die Brüder Klönen, und nahmen links und rechts neben ihm dergestalt Platz, daß er sie bei der hellen Beleuchtung recht betrachten konnte. Sie waren diesmal auffallend geputzt, sie trugen himmelblaue Röcke, grauseidene Beinkleider mit zierlichen Schnallen und den blankpolirten Galanteriedegen an der Seite, welcher in jenen Zeiten das charakteristische Zeichen der Stutzer und höheren Stände ausmachte. Herr Sülz schien wenig Notiz von ihnen zu nehmen, bemerkte aber, daß die ihm und den Brüdern gegenüber sitzenden Gäste ihre Gesichtsorgane anstrengten, um irgend' Etwas genau und deutlich erkennen zu wollen, was ihnen an den Klönen auffallend erscheinen mochte, sowie, das die letzteren sich unruhig umherwarfen, auf ihre Kleider griffen und sich so gebehrdeten, als ob sie am Leibe vom Ungeziefer gepeinigt würden, dessen sie sich kaum zu erwehren wußten. Unwillkührlich mußte auch Herr Sülz seine Blicke auf sie heften. Aber wie staunte, ja wie erschrak er, als er auf den blauen feinen Tuchröcken eine Menge Läuse sitzen sah, die hauptsächlich auf dem Kragen klebten und aus dem Innern des

Busens und Halses hervorgekrochen zu sein schienen. Kaum hatten es die Brüder bemerkt, daß sie aufmerksam von dem Erzvormund betrachtet wurden, als Kurt mehrere solcher Insekten mit dem Finger vom Kleide seines Bruders nahm, sie in das Zimmer schleuderte und dabei mit einer Miene und Gebehrde, woraus Ekel und Abscheu sprachen, zu dem Herrn Sülz sagte! „Da seht, Herr Vormund, wie uns allbereit die Läuse fressen!" Darüber entstand, als der Bürgermeister mit Entsetzen sich abwandte und weit von den Brüdern fortrückte, unter den anwesenden Gästen und den beiden Klönen ein so lautes und tolles Gelächter, daß Herr Sülz es für gerathen fand, sich für diesen Abend zu verabschieden. Vor der Thür des Gastzimmers kam ihm ein Freund nach, zeigte ihm beim Schein der Flurlaterne eine Handvoll kleiner, glänzender Körper und sagte: „Da seht, hochedler Herr Bürgermeister! welchen Frevel diese wüsten Gesellen treiben, es sind silberne Läuse, die sie sich auf die Kleider gesetzt haben, und womit sie Eurer, im gerechten Eifer gegen sie geäußerten Prophezeihung, daß die Läuse sie noch einmal fressen würden — begegnen und spotten wollen!" Herr Sülz untersuchte die künstlichen Thierchen und überzeugte sich nicht nur von der Wahrheit des Gesagten, sondern erinnerte sich auch, daß er dieselben Figürchen bei der Witwe Bergin, und zwar unter den Händen seiner Pathe Charlotte gesehen hatte. Er hatte nichts eiliger zu thun, als sofort in die Bergin=

sche Wohnung zu laufen, und das ihm begnete Ereigniß zu erzählen. Beide Frauen läugneten nicht, daß Herrmann Klön öfters bei ihnen ein- und ausgehe, ja sie bekannten, daß, als ihm die Mutter die weiteren Besuche untersagt habe, um den guten Ruf ihrer Tochter zu schonen, er um diese förmlich geworben und sie nur gebeten habe, ihre Verlobung so lange geheim zu halten, bis er sich mit dem Bruder über den Besitz des väterlichen Hauses geeiniget haben würde, indem er dann unverzüglich die Vollziehung der Ehe durch den Segen der Kirche bewirken wolle. —

„Und glaubst du, Charlotte!" fragte jetzt Herr Sülz, „mit dem Wüstlinge glücklich, glaubst du von ihm geliebt zu werden oder ihn lieben zu können, den gegenwärtig der Geringste im Volk nicht achten kann? Kennst du seine Grundsätze und Gesinnungen vom rechten Gebrauch des Lebens, von irdischer Glückseligkeit und vom Glauben an eine jenseitige Fortdauer der Geister, sowie von Vergeltung und Strafe? Sprich, meine Tochter! ist es nicht der, diesen beiden unwürdigen Söhnen von einem braven Vater, ohne alles Verdienst zugefallene Reichthum der dich blendet, indem er dir Luftschlösser vorgespiegelt, in welchen du, einer Fürstin gleich, prunken und auf die übrige armselige Welt herabschauen zu können dir schmeichelst?"

Charlotte erröthete, schlug die Augen nieder und sagte: Worauf kann ich armes Mädchen in der Welt noch Ansprüche machen? lieber Herr Pathe! Muß ich

es nicht für das größte Glück erkennen wenn ein so reicher Mann um meine Hand wirbt?" — „Weißt du denn Lottchen, ob dich Klön wirklich so heiß und innig liebt, wie er dir gewiß unter vielen Schwüren versichert hat?"

Das Mädchen schlug jetzt die Augen wieder auf und blickte den ehrlichen Herrn Pathen ängstlich an, denn sie wußte, daß, wenn er sie Lottchen nannnte, er ihr jedesmal was Wichtiges zu vertrauen habe. —

„Ja, ja!" sagte Herr Sülz, „ich muß als Pathe und Blutsverwandter dein Glück, deine Seelenruhe und deine frohe Zukunft mehr im Auge haben, als mein eigenes Leben, welches nur insofern Werth hat, als es sich für Andere thätig äußern kann. Wenn du daher nicht mit ganzer Seele an Herrmann Klön hangest, wenn du einen Andern ihm vorziehen kannst, er möge sein, wer und weß Standes er wolle, so rathe ich dir, das eingeleitete Verhältniß sofort abzubrechen und ihn nie wieder bei dir zu sehen." Darauf erzählte er mit der den beiden Frauen bekannten und von ihnen mehrmals erprobten Wahrheitsliebe, die man in der ganzen Stadt an ihm bewährt gefunden hatte, das eines Abends ungesehen belauschte Gespräch der beiden Brüder und setzte hinzu: Seht Kinder! ich könnte es auf einen Versuch ankommen lassen, ob der junge Mann im Ehestande durch ein vernünftiges Weib, das er liebte, zu bessern sei; allein auch diese Hoffnung zu hegen wäre Thorheit, wenn ich Euch

versichern und Beweise durch den Augenschein geben will, daß der Wüstling Herrman Klön jeden Tag mehrere Stunden lang in einem verrufenen Hause der Judengasse zubringt und solches sogar dann noch besucht, wenn er bei Euch gewesen ist. Die Frau Bergin war jetzt von dem Unwerthe des ihr widerlichen Freiers, der ihrer schlicht und einfach erzogenen Tochter nur den Kopf verrückte, so vollkommen überzeugt, daß sie dem guten Onkel beipflichtete, wogegen Charlotte es rücksichtlich der letzten Beschuldigung auf Beweis durch eigene Ueberzeugung ankommen lassen wollte. Am nächsten Tage als Herrmann gegen 10 Uhr Abends sich verabschiedet hatte, schlich sie ihm, mit dem Mantel ihrer Mutter behangen und von dem Gesellen, der ihr auf Befehl der Mutter in der Ferne folgen mußte, in sichern Schutz genommen, nach. Leider bestätigte sich nicht nur die Beschuldigung des Herrn Pathen, sondern Charlotte bemerkte sogar ganz deutlich, daß ihm an bewußtem Hause ein Mädchen die Thür öffnete und diese, als er eingetreten war, wieder sorgfältig hinter ihm schloß. —

Am nächsten Morgen schrieb ihm Frau Bergin, daß er ihre Wohnung nicht wieder betreten möge, indem ihre Tochter auf das ihr von ihm gebotene Glück verzichte.

Noch drei Jahre lang trieben die Brüder ihr wüstes Leben, reiseten in entfernte Länder, nicht um ihre Gesundheit, sondern um das schon leck gewordene

Schiff ihres Mammons auszubessern und wurden zuletzt, da sie nichts gelernt hatten, verächtliche Spieler von Profession, die, den Stempel der Unehrlichkeit im Gesicht, der Abscheu aller Tugendhaften waren. Als der letzte Rest des großen Vermögens vergeudet war, wohnten sie, mit einer Zuhalterin niedrigster Herkunft, eine Zeitlang in der Sudenburg, wo man sie, krank und elend, Einen nach dem Andern in die Stadt brachte und sie dem Rathe als elende Vagabonden überwies, die so kraftlos und hinfällig waren, daß sie nicht einmal die ihnen zugetheilten öffentlichen Arbeiten leisten konnten. In der That von den Läusen gefressen und bis auf Haut und Knochen abgezehrt starben Beide sehr bald bei St. Jakob im Beinhause, wo sie — wie im Einverständniß mit unsrer Sage die Chronik berichtet — elendiglich verschmachten mußten. —

Charlotte wurde die glückliche Gattin des Goldschmieds Schulz, der als Gesell die silbernen Läuse gefertigt hatte. Beide Gatten bedauerten die unglücklichen Brüder Klönen mit vollem Recht, indem sie meinten, daß, wenn man sie einem Berufe überlassen hätte wozu sie von ihren natürlichen Neigungen gezogen wurden, gewiß brauchbare Männer aus ihnen hätten, gebildet werden können. Viele der silbernen Läuse welche die Brüder Klönen im Schenkzimmer des alten Rathskellers auf den Boden geworfen hatten, sind auf einem Stück himmelblauen Tuches da-

selbst noch lange Zeit gezeigt und von jedem Gaste, der ihre Geschichte nicht gekannt hat, für wirkliche lebende Thierchen gehalten worden.

Die Geißler in Magdeburg.*)

Wer erinnert sich nicht noch der Zeit von 1829 bis 1830, wo hier die Besorgniß und Furcht vor der nahenden Cholera zu ernsten Maßregeln zwang, die jedoch den Eingang dieser verheerenden Krankheit nicht hinderten, der später manches Opfer fiel. Gleiche Furcht und Bangigkeit herrschte schon im Jahre 1350 in unserer Vaterstadt, denn eine auf ihrem Wege Alles um sich her verheerende Pest war aus Asien in Europa gedrungen und eilte da von Stadt zu Stadt.

*) Es ist uns der Wunsch zu erkennen gegeben, hin und wieder auch interessante Begebenheiten aus der Geschichte Magdeburgs zu lesen. Dem wollen wir gern genügen, in der Ueberzeugung, daß den geehrten Lesern eine derartige Abwechselung nur willkommen sein wird.

Bald war sie auch in Magdeburg und der umliegenden Gegend, wo sie von Pfingsten bis Michaelis des genannten Jahres schrecklich wüthete und unzählige Menschen hinwegraffte. Da die Kirchhöfe bald überall mit Leichen gefüllt waren, so mußte man bei dem jetzt wüsten Dorfe Rottersdorf nach Lemsdorf hin große Gruben machen, denn zwei Karren und ein Wagen hatten Tag für Tag unaufhörlich damit zu thun, um die Todten zum Begräbniß dahin zu fahren. Der Jammer in allen Häusern und Familien war unbeschreiblich; manche davon starben ganz aus. In dem zahlreich besetzten Barfüßer-Kloßer zu Magdeburg blieben nur drei Mönche am Leben, und von den elf Schöppen starben fünf. Man gab sich nicht einmal die Mühe, die große Menge der Hingestorbenen zu zählen, weßhalb denn auch die ungeheure Zahl derselben in den Chroniken nicht bestimmt angegeben wird. Der Unverstand im Volke konnte das Natürliche der Entstehung dieser Krankheit nicht begreifen, und im Irrthum schrieb man sie den hier anwesenden Juden zu die denn auch unschuldiger Weise verfolgt und grausam gemißhandelt wurden.

In jener Zeit durchzogen nun eine eigene Art Menschen, die man Flagellanten oder Geißler nannte, Deutschland. Sie waren anfänglich nur geringe Leute, die ihr Wesen in Ungarn begannen, als die Pest aus Italien auch dahin kam und sich über Deutschland verbreitete. Jene Geißler näheten sich

rothe Kreuze auf ihre mehrentheils weißen Kleider, auch vorn und hinten auf ihre Hüte; dann zogen sie Gruppenweise umher, von einem Orte zum andern und gaben vor, es sei ihnen vom Himmel selbst durch einen Engel die Geißelung zur Abwehr der Pest vorgeschrieben. Ihre Aussage fand Anklang im Volke und es gesellten sich ihnen binnen kurzer Zeit viel Leute von allerlei Stand und Lebensart bei; sogar Priester und Mönche, Weltliche vom Adel schlossen sich ihnen an. Wer ihnen angehören wollte, mußte sich verpflichten, wenigstens 34 Tage bei ihnen zu bleiben, sich ihrer Lebensart zu fügen. sich selbst zu unterhalten und sich vorschriftsmäßig zu geißeln. Sie bildeten verschiedene Truppen, deren jede einen Hauptanführer und zwei Unterhauptleute hatte, denen strenger Gehorsam geleistet werden mußte.

Die ersten Flagellanten, die sich in Magdeburg sehen ließen, waren aus Pirna an der Elbe (Sachsen). Sie kamen im Jahre 1349 Sonntags nach Ostern an und baten um Aufnahme in der Stadt. Unter dem Läuten der Glocken hielten sie in feierlicher Prozession, paarweise ihren Einzug, wobei sie ihre schön gestickten seidenen oder purpurnen Fahnen schwenkten. Da sie erklärten, daß sie keine Frauenzimmer anrühren düften, so mußten sich alle Frauenzimmer von ihrem Zuge entfert halten. Sie sangen ein langes Lied ganz im Geiste jenes finstern Zeitalters. Wenn sie nun mit ihrer Prozession in Kirchen, oder auf

Kirchhöfe und andere geräumige Plätze kamen, so zogen sie ihre Kleider bis auf das Unterkleid, desgleichen ihre Schuhe aus; ein Tuch oder weißes Hemde hing um die Hüften und Kniee her, bis auf die Füße herab, so daß der untere Theil des Körpers ganz damit bedeckt, der obere Theil aber bis an den Gürtel ganz bloß und unbedeckt war. In ihren Händen trugen sie Geißeln von dreien Strängen, worin nicht nur harte Knoten gemacht, sondern auch scharfe Nadeln oder vier eiserne Stacheln kreuzweis befestigt waren. Damit schlugen sie sich heftig bis auf's Blut; jedoch bemerkte man auch, daß einige sich damit so sanft schlugen, daß sie es kaum fühlen konnten. So zogen sie dreimal in der Kirche und auf dem Kirchhofe herum, fielen bei jeglichen Umgange von Zeit zu Zeit kreuzweis auf die Erde nieder und beteten auf den Zuruf ihres Anführers mit Schluchzen und Thränen für das Volk, für ihre Wohlthäter, auch für ihre Beleidiger, für alle armen Sünder und für die Seelen im Fegfeuer. Alsdann sangen ihre Anführer oder ein Vorsänger mit heller Stimme einige Verse. Nach deren Endigung standen sie mit Gesang wieder auf und gestellten sich wie vorher, bis ihr Anführer ihnen das Zeichen zum Aufhören gab. Einige, die grobe Verbrechen begangen hatten, z. B. Todtschläger, Ehebrecher, Räuber, warfen sich zur Büßung ihrer Sünden grade vor der Prozession auf den Rücken, oder auf den Bauch, oder auf die Seite zur Erde nieder, ließen

die Prozession über sich hergehen, und sich mit Geißeln schlagen. Hinterher kam dann der oberste Anführer und gab jedem der Büßenden einen Schlag mit den Worten: „Bruder, steh' auf, damit dir Gott alle deine Sünden vergebe." Nun kleideten sie sich wieder an und gingen auf den Markt. Darauf kamen die Bürger und baten sie Alle mildthätig zu Tische; der eine nahm zwei, der andere drei, ein dritter vier oder wohl noch mehr mit sich, wie er es ausführen konnte. Vor dem Hause, wo sie geladen waren, fielen sie erst auf ihre Kniee nieder und verrichteten ihr Gebet. So machten sie es auch bei Tische, vor und nach dem Essen. Von dem ersten Trupp blieb keiner ungeladen, indem man sich gewissermaßen um sie riß und dazu drängte, sie zu haben. Allein nach und nach kamen sie so häufig, daß es den sonst so gutmüthigen und religiösen Magdeburgern doch am Ende mit ihnen zu viel und zu lästig ward; sie wurden ihrer so überdrüssig, daß sie zuletzt Niemand mehr zu Gaste haben wollte. Darauf fingen sie öffentlich an zu predigen und lange Briefe vorzulesen, die sie vom Himmel bekommen haben wollten, erdichteten allerlei Wunder die zu ihrem Besten geschehen sein sollten, und erzählten von göttlichen Strafgerichten, besonders an Geistlichen, welche ihnen in ihren Städten das Umziehen verwehrt hatten, und mit denen sie sich zuletzt gar nicht mehr vertragen konnten. Sie wollten auch böse Geister vertreiben, Todte aufwecken und dergleichen mehr.

Da zuletzt hin und wieder die Weiber anfingen, in Menge in Prozession herumzuziehen und sich zu geißeln, wobei sie zwar ihr Gesicht verhüllten, die Brust und den untern Theil des Körpers vom Gürtel an mit Leinwand bedeckten, den Rücken aber ganz bloß ließen. — Da die Flagellanten überhaupt der öffentlichen Ruhe und Sittlichkeit immer gefährlicher zu werden anfingen, da sie die Geistlichen nicht mehr respektirten, vielmehr überall verhaßt zu machen suchten, auch den öffentlichen Gottesdienst und die Sakramente verachteten; so vernichtete zuletzt der Papst Clemens VI. ihre Verbündung oder Brüderschaften, verbot ihr weiteres Umherziehen, und befahl, sie überall in den Bann zu thun und gefangen zu nehmen, wo sie sich blicken ließen. Jetzt verloren sie sich bald und das Unwesen hatte damit ein Ende. —

Die Sage vom Regenbogen und Mühlstein am breiten Wege, sowie von der alten Leichnamskapelle.

Der Müller Jonathan Kranz in Magdeburg war ein feiner und wohlhabender Bürger, der, wie man noch heutigen Tages von reichen Leuten zu sagen pflegt, sein Schäfchen in's Trockne gebracht hatte. Wenn er, den langen Spießdegen an der Hüfte, in dem himmelblauen Leibrocke mit zierlich gestickten Aermel- und Kragen-Aufschlägen, in der Hand, ein langes spanisches Rohr mit stark vergoldetem Knopf, auf den Straßen der Stadt gravitätisch einherschritt, schielte ihm fast aus jedem Fenster ein neidisches Männerangesicht nach und rief den Seinen zu: „da sehet den stolzen Mehlsack! wie hoch ihn Alles ehrt und sich vor ihm beugt, weil er noch immer stäubt," wenn er gestreichelt wird! nun, Hochmuth kommt vor'm Fall!"

Aber Meister Jonathan Kranz ging unbekümmert um seine Neider den geraden Weg fort und fühlte sich in der Achtung seiner Mitbürger glücklich, ja diese Achtung, die er aber auch verdiente, war nächst seinem einzigen Töchterlein seine größte, einzige Freude. Johanna Kranz war aber auch das schönste und sittigste Mägdlein auf dem breiten Wege, wo sie mit dem geliebten Vater das noch heute den Namen des

Regenbogens führende, schon damals sehr schöne Haus, so dem Vater eigenthümlich gehörte, bewohnte. Schon im zartesten Blüthenalter hätte die reizende Jungfrau in den Stand der heiligen Ehe treten können und unter der großen Schaar von Freiern, die sie täglich umschwärmten, nur wählen dürfen, doch Johanna wußte so gut wie der Vater, daß die meisten ihrer Anbeter weniger vom Zauber ihrer Schönheit und Sittigkeit, als vom Glanze des allmächtigen Magnets, Gold, angezogen wurden. Ihr Herz blieb darum bei allen Schmeicheleien und zierlichen Liebesworten kalt, und daher kam es, daß sie noch im 20ten Jahre ihres Alters Jungfrau war. Kranz freu'te sich dieser Standhaftigkeit seines einzigen Kindes, da er an Johanna's täglichen Umgang und liebevolle Pflege gewöhnt, und immer bange war, durch eine Heirath dieser Vorzüge vor vielen Anderen verlustig zu werden. Doch auch Johanna's Stunde hatte geschlagen und ihr Herzlein zappelte in einem rosigen Zaubernetze, ehe sie sich dessen versehen. Ein Priester der strengen Göttin Gerechtigkeit, der junge und schöne Rathsherr Paul von Halwalt war der Glückliche, dem sich Johanna mit inniger Gegenliebe zuwandte. Paul war der sittlich schönen Jungfrau würdig, denn in seinem männlich schönen Körper wohnte eine eben so schöne und reine Seele; nur zwei menschliche Schwächen klebten seinem sonst edeln Charakter an: ein alles Bürgerthum abstoßender Adelstolz und ein auf unbe-

kannten Gründen ruhender grenzenloser Haß gegen das in jener Zeit ohnehin tief verachtete Volk der Juden. Er hatte die schöne Müllerstochter bei Gelegenheit eines Turniers kennen gelernt, sie aus einem einstürzenden Schaugerüst mit Gefahr des eigenen Lebens gerettet, in ihre Wohnung begleitet und des Mägdleins Verstand so hell, ihr Herz so sittig fromm und gut, wie alle Formen ihres Leibes reizend, gefunden. Johanna hatte nach dem Vater geschickt und den schönen, jungen Ritter wohl über eine Stunde lang allein unterhalten und diese kurze Zeit hatte hingereicht zu einer näheren Verständigung der beiden Liebenden. Der Vater war jedoch nicht einverstanden mit Johanna's Wahl, haßte den ritterlich stolzen Rathsherrn schon längst und verbot seinem Töchterlein allen fernern Verkehr mit ihm. Da Johanna des Vaters Haß durch keine Ueberredung und Vorstellung zu bekämpfen wußte, so nahm sie zur Verstellung ihre Zuflucht und fand mit Hülfe einer treuen Dienerin tausend Mittel und Wege, den heiß Geliebten im Verborgenen zu sehen. —

Es war am frühen Morgen eines trüben Oktobertages im Jahr 1315, als Jonathan Kranz über den St. Peters Kirchhof ging, um sich nach dem altem Fischerufer zu begeben, wo er mit einem Makler ein wichtiges Handelsgeschäft abschließen wollte, da erblickte er zwischen den Steinritzen eines damals dort befindlichen Wasserbehälters einen runden weißen

Gegenstand, über welchem das eben aufgehende Sonnenlicht wie die Glorie um ein Heiligenbild sich strahlend spiegelte. Er blieb erstaunt stehen, zog die Klinge seines spitzen Degens und wollte eben damit zwischen die Steinritzen heineinstechen, als ein Wasserführer mit seiner Kufe von der Elbe gefahren kam, dessen beide Pferde sich vor dem ungewöhnlichen Strahlenglanze scheuten, sich hoch aufbäumten und weder näher hinan noch vorüber wollten.

„Was treibt ihr da für einen Spuk, Meister Kranz?“ frug der über das Ausprellen seiner Thiere unwillige Wasserführer den ihm wohlbekannten reichen Müller. — Jonathan Kranz hatte indeß mit der Spitze seines Degens die vor ihm liegenden weißen Punkte angestochen, und hielt sie dem Frager vor. Dieser erkannte in den angespießten Gegenständen mehrere über einander liegende Hostien, erschrak darob gewaltig, da die mit dem Bilde des gekreuzigten Weltheilandes versehenen Oblaten zu jener Zeit als das heiligste Kirchengut, und jeder Frevel daran als unsühnbares Todesverbrechen betrachtet wurden, und bemächtigte sich dieser Reliquien, um bei der hohen Obrigkeit Anzeige zu machen. Kranz, der zu jeder andern Zeit es sich nicht hätte nehmen lassen, einen so wichtigen Fall zur Untersuchung zu bringen, hatte aber gerade damals keine Zeit, denn sein Geschäft drängte und er mußte fürchten, den Makler nicht mehr daheim zu treffen. Indem er die Hostien dem Kufen-

führer mit der Degenspitze in den Hut fallen ließ, sagte er arglos und gewiß nur in der Absicht, um einer ihm unerheblich scheinenden gerichtlichen Vernehmung überhoben zu sein: „Da, mein Freund! tragt sie zum Herrn Pfarrer, der wird Euch sagen, was weiter zu thun ist!“

Der Kufenführer sahe den reichen Mann lange nach und brummte argwöhnisch: „Warte, alter Fuchs! gewiß wolltest du Zauberei damit treiben, um das heilige Himmelsbrod, weil es so rund ist, wie deine Thaler, die deine Götzen sind, in Goldstücken verwandeln zu lassen!“ — Er trug die Hostien aufs Rathhaus und zeigte Ort und Art, wo und wie er dazu gekommen war, an, vergaß auch nicht, den reichen Jonathan Kranz, den er in seiner boshaften Einfalt für einen argen Zauberer hielt, gehörig zu verdächtigen. Sofort wurden alle Büttel und Frohne ausgesandt, die Kirchen geöffnet und die Spuren des unerhörten Frevels und Kirchenraubes erforscht. Das Resultat war ein sehr günstiges, denn man entdeckte nicht nur, daß in der St. Paulskirche am neuen Markte die silberne und stark vergoldete Oblatenbüchse mit den darin befindlichen Hostien gestohlen worden war, sondern erwischte auch auf dem Kleiderhofe einen liederlichen Gesellen, welcher sich des Raubes schuldig gemacht und bei seinem Geständniß zugleich bekannte, daß er die Büchse, nachdem er die Hostien herausgeworfen, an einen Juden Salomon Ascher verkauft habe. Die-

ser Salomon Ascher war eigentlich nicht heimisch in Magdeburg, machte nur bisweilen daselbst Einkäufe an Pretiosen und wohnte in dem Hause des reichen Müllers Jonathan Kranz. Der Dieb, ein junger Mensch von 22 Jahren, Namens Franz Theilig, war der Sohn eines Seidenwirkers, der ebenfalls auf dem Breitenwege und zwar in demjenigen Hause wohnte, welches noch gegenwärtig unter dem Namen des Mühlsteins jedem Magdeburger bekannt ist. Dieser Franz Theilig, dessen Vater ein ziemlich vermögender Bürger war, hatte nicht Ursache, sich an fremdem Eigenthume zu vergreifen, allein in Folge einer fehlerhaften Erziehung von früher Jugend an, dem liederlich-lasterhaften Leben verfallen, hatte er zu seinem Umgange eine Klasse von Menschen gewählt, die aus allerhand Verbrechen gegen das Eigenthum Gewerbe machten, und mußte daher an ihren vielfältigen Vergehungen Theil nehmen.

An demselben Morgen, wo in der Nacht vorher die Paulskirche bestohlen, der Diebstahl durch das Auffinden der fortgeworfenen Hostien entdeckt und der Thäter in der Person des Franz Theilig festgenommen worden war, trat in das Wohnzimmer des Müller Jonathan Kranz, der eben fort und, wie wir oben erzählt haben, nach dem alten Fischerufer gegangen war, um mit einem Getraidemakler ein wichtiges Geschäft abzumachen, — der Jude Salomon Ascher, setzte auf einen kleinen Tisch von zierlich ausgearbeitem

Nußbaummaser, einen mit Papier umwickelten Gegenstand und sagte zu Johanna, die gerade allein im Zimmer war: „Ach! erlaubt mir doch, wertheste Jungfrau, eine Sache bei Euch abzusetzen, die ich eben gekauft habe! ich muß eilig zu einem Landsmanne meines Glaubens, der diesen Morgen nach Hamburg abreiset und würde zu viel Zeit verlieren, wenn ich erst zwei Treppen höher steigen und mein Zimmer aufschließen müßte.“ Noch ehe Johanna dem, ihrem Vater wegen seiner Ordnung und Pünktlichkeit sehr werthen Mietmann antworten konnte, war dieser verschwunden und die Jungfrau setzte den ihr unbekannten Gegenstand in einen offenen Wandschrank. Kaum war dies geschehen, so trat ihr Geliebter, der junge Rathsherr Paul von Halwalt ein, küßte sie auf die Stirn und Wangen und sagte, sie an der kleinen Hand näher ziehend: „Guten Morgen, theure Johanna! Sei nicht böse, daß ich so früh schon dich überrasche! ich hörte mitten in meinen Geschäften, daß dein Vater ausgegangen sei und will darum ein Viertelstündchen bei dir zubringen, um aus deinen freundlichen Blicken einmal schon früh Heiterkeit und frischen Lebensmuth zu schöpfen, denn ein arger Frevel ist in dieser Nacht verübt worden, der auch mir, als dem jüngsten Rathsherrn ein Stück Arbeit liefern wird!“ Paul erzählte nun dem neugierigen Mägdlein den Diebstahl der geweihten Hostien in der St. Paulskirche, so wie die Ermittelung des Thäters in der

Person des Franz Theilig und verheimlichte auch den Umstand nicht, daß die silberne, stark vergoldete Büchse an den Juden Salomon Ascher verkauft worden sein solle. Sei es nun, daß Johanna in den stattlichen Junker zu verliebt oder, daß ihr bange war, der Jude möge hort gestraft werden, wenn er des widerrechtlichen Ankaufs gestohlnen Kirchengutes überführt würde, genug sie verschwieg ihrem geliebten Paul den Besitz eines ihr freilich selbst noch unbekannten, von dem Juden Ascher empfangenen Gegenstandes und bereitete so unwillkührlich dem redlichen Vater eine Katastrophe, die bei der eisernen Strenge der damaligen Gesetze leicht blutige Folgen hätte nach sich ziehen können.

Franz Theilig hatte den mit vieler Gewalt und Verwegenheit ausgeführten Kirchendiebstahl eingeräumt, den Verkauf der Büchse an den Juden Ascher aber widerrufen, und dieser, weil er wohl schon früher mit Theilig in einem verbrecherischen Verkehr gestanden haben mochte, sich unmittelbar nach Theiligs Verhaftung aus dem Staube gemacht. Als am Mittag die Rathsfrohne in Herrn Jonathan Kranzens Haus kamen, um in der Mietwohnung des Juden eine Durchsuchung vorzunehmen, traten sie zuerst in das Kranz'sche Wohnzimmer, um sich die Mietbehältnisse des Ascher zeigen und nach Befinden die Schlüssel ausliefern zu lassen.

Der Konstabler, welcher diese Gerichtsverhandlung leitete, trat eben in das Zimmer ein, als Jo-

hanna die silberne Büchse, die sie aus Neugier besehen haben mochte, mit dem Stück Papier, worin sie gehüllt war, wieder in des Vaters Schrank stellte. Wahrscheinlich würde sie auch jetzt noch die nachfolgende Katastrophe abgewendet haben, wenn sie das heilige Gefäß herausgegeben und, wie sie zu dessen Besitz gekommen, offen erzählt hätte. Die harmlose Jungfrau aber wußte ja kaum die Absicht, in welcher die Gerichtsfolge kam, und war zu gutmüthig, um den redlichen Mietmann Salomon Ascher, von dessen Flucht sie noch keine Kenntniß hatte, zu verrathen. Der Konstabler ließ sich des Juden Zimmer zeigen, das er, als es verschlossen war, durch einen Schlosser öffnen ließ und bemächtigte sich, nachdem er Alles genau hatte durchsuchen lassen, der einigermaßen werthvollen Habseligkeiten, die er durch die Frohne fortschaffen ließ. Am Nachmittag desselben Tages, als Johanna bei der Schwester ihres Geliebten war, wo sich beide Liebende bisweilen trafen, kam der Konstabler wieder in Herrn Jonathan Kranzens Haus und lud ihn auf den folgenden Vormittag zum Verhör vor. Kranz hatte, wie wohl heutigen Tages noch jeder gefühlvolle Mann, der sich ein Gewissen macht, einen unglücklich Angeschuldigten durch sein Zeugniß noch mehr zu graviren, nicht gern vor Gericht zu thun und mochte sich in dieser Absicht wohl etwas ängstlich gegen den Beamten benommen haben, denn dieser sahe ihn mit mißtrauischen Blicken an und sagte: „Seid Ihr, wer-

ther Meister! wie der Wasserführer vor Gericht ausgesagt hat, etwa nicht ganz rein von Schuld und habt Ihr mit dem Juden, Eurem braven Hausmieter, einen Bund gemacht, um die geweiheten Hostien sammt dem heiligen Gefäß als geheime Mittel zu brauchen, Eure Kapitälchen zu vermehren, so sagt es lieber frei heraus, denn es würde mir wahrlich sehr leid thun, Euch in dem Bürgergewahrsam oder wohl gar in der Marterkammer zu sehen, wo Euch der Kummer und Schmerz gar bald den schönen Schmeerbauch abnagen würden!"
— Was denkt Ihr? was wollt Ihr mit solcher Rede sagen, Herr Konstabler? fuhr Jonathan Kranz zornglühend auf. — Meint Ihr, ich sei ein Zauberer oder gar ein Diebshehler, der mit solchem Gesindel verkehre, das sogar das geweihete Eigenthum der Gotteshäuser antastet? Ihr habt mich vorgeladen und damit Eurem Amte Gnüge geleistet; mehr steht Euch nicht zu und ich will Euch ersucht haben, Euch zu entfernen, ehe mir das verletzte Ehrgefühl gebietet, mein Hausrecht zu brauchen!

Der Konstabler schien eine solche gereizte Stimmung erwartet oder vielmehr, sie hervorzurufen, die Absicht gehabt zu haben, denn er öffnete die Thür des Zimmers, ließ noch zwei seiner Kollegen eintreten, welche im Hausflur gewartet zu haben schienen, und sagte dann, sich wieder an den Müller Kranz wendend: „O ho! Meister! brüstet Euch nicht zu arg mit Eurer Ehrlichkeit! Gebt mir lieber die gestohlne Hostienbüchse

gutwillig heraus, die dort wohlverpackt in Eurem Schranke steht; dann wird es an mir sein, Euch in Euren vier Pfählen zu lassen oder Euch ein engeres Quartier anzuweisen!"

Kranz hätte den unverschämten Diener der Gerechtigkeit erwürgen mogen, so steigerte sich sein Zorn, denn wie konnte man bei ihm einen Gegenstand vermuthen, dessen Besitz ihn zum Mitgenossen des abscheulichsten Verbrechens gestempelt haben würde? Er konnte den Ausspruch seiner maßlosen Wuth nicht länger dämpfen und war eben im Begriff, den Diener, der nach seiner Ueberzeugung die ihm verliehene Amtsgewalt so abscheulich mißbrauchte, bei der Brust zu fassen, als dieser die Thür eines Wandschranks aufriß und die nur leicht mit Papier umwickelte Hostienbüchse herauslangte, von ihrer Hülle befreite und vor aller Anwesenden Augen auf den Tisch stellte. —

Als gegen Abend Johanna heimkehrte, fand sie den Vater nicht und hörte von der weinenden Dienerin, daß er von mehreren Konstablern fortgeführt worden sei. Johanna sah im Zimmer das lose Stück Papier, vermißte die Hostienbüchse und errieth augenblicklich das unglückliche Ereigniß. Der Vater mußte gerettet, sofort wieder frei werden; das dünkte der mit den Förmlichkeiten der Gerechtigkeitspflege völlig unbekannten Jungfrau um so leichter, als sie ein Mitglied des hochweisen Rathes zum Geliebten hatte, der gewiß seinen ganzen Einfluß geltend machte, um

ihr einen Dienst zu leisten, der ihr die geraubte Ruhe wiederschaffen mußte. Sie flog zu Paul v. Halwalt, traf ihn aber nicht zu Hause; sie eilte, da die Sitzung im Rathhause schon geschlossen war, zu jedem einzelnen Mitgliede des Gerichts, fand aber überall nur taube Ohren und selbst Halwalt, der spät noch zu ihr kam, wußte nur den schwachen Trost zu geben, daß sich Alles zu des Vaters Freiheit aufklären werde, wenn es gelänge, des flüchtig gewordenen Juden Ascher habhaft zu werden.

Die folgenden Tage brachten immer mehr Dunkelheit in die Sache, bis endlich Johanna selbst verhört ward. Sie hatte die Wahrheit des Ereignisses mit einer so natürlichen Unbefangenheit und Offenheit erzählt, daß wohl jeder einzelne Richter die moralische Ueberzeugung von der Unschuld des reichen Müllers gewann; allein der Glaube an Zauberei war damals so allgemein, ja selbst unter den höheren Ständen so tief gewurzelt und das Vorurtheil von der Einwirkung des Bösen auf gewisse Handlungen von Personen, deren schnelles Reichwerden man sich nicht erklären zu können meinte, war so groß, daß ein dieses unseligen Verbrechens Verdächtiger oder Angeschuldigter verloren war, wenn nicht der Himmel Zeichen und Wunder that, die dem Unglücklichen mit Engelsstimmen zu Hülfe kamen. Der Umstand, daß die Hostienbüchse im Schranke des reichen Müllers gefunden worden, war nicht der einzige ihn schwer verdächtigende Mo-

ment, mehr noch schadete ihm die Aussage des Wasserführers, welcher den Hergang des Ereignisses so erzählt hatte, als habe Jonathan Kranz mit der Degenspitze die Hostien in die Steinritze hineingethan, als habe er dabei unheimliche Worte gemurmelt, Zauberformeln gebetet, und sie nur dann erst ihm, dem Zeugen, gegeben, als ihn dieser dazu aufgefordert gehabt. Sogar die lange Abwesenheit des Müllers an jenem Tage suchte man mit der Flucht des Juden Ascher in Verbindung zu bringen und weil Jonathan Kranz das unheilvolle Hineinbringen der Büchse in seinen Schrank selbst für einen boshaften Streich des Satans erklärte und der Aussage seiner eigenen Tochter hierunter widersprach, da er nicht glauben mochte, daß sie von dem Juden etwas angenommen habe, ohne zu wissen, was es sei, so wurde endlich — so sehr sich auch der junge Rathsherr v. Halwalt im Stillen für die Jungfrau verwendete — auch Johanna verhaftet und mußte im einsamen Kerker viele Wochen lang schmachten. So sehr auch Johanna von den ärmeren Bewohnern Magdeburgs, wegen ihrer allbekannten großen Mildthätigkeit, bedauert, so sehr auch von den einsichtsvolleren Männern aller Stände der brave Müller für unschuldig gehalten ward, so gab es doch der Neider und im tiefsten Aberglauben Befangenen bei weitem mehr, so daß man an allen öffentlichen Orten nur von dem reichen Zauberer Jonathan Kranz, von seiner auf ihren Reichthum und ihre Schönheit stolzen Tochter

sprach und von Tag zu Tag seine Freude lauter darüber äußerte, daß Beide zu einem lange nachhaltigen Beispiel der Abschreckung ihr Leben auf dem Scheiterhaufen beschließen würden. Diese allgemeine Freude schien auch wirklich bald in Erfüllung gehen zu wollen, denn die Schöppen hatten, nachdem der Jude Salomon Ascher einmal nicht zu erlangen war, in dieser Sache eine Sentenz, dahin lautend abgefaßt: daß Franz Theilig wegen Kirchenraubes und Entweihung des Heiligsten an einen Mühlstein befestigt und in der Elbe ersäuft, daß dagegen der vormalige Müller Jonathan Kranz und dessen Tochter Johanna durch das Feuer auf dem Scheiterhaufen öffentlich, Gott zu Ehren und den Menschen zur Abschreckung vom Leben zum Tode gebracht werden sollten.

Niemand nahm Parthei oder Interesse für die Unglücklichen, ja es wagte es kein Bürger irgendwo ein Lob den beiden Verurtheilten laut werden zu lassen und von Johanna's Geliebten, dem jungen Rathsherrn Paul von Halwalt war ebenfalls kein Heil zu erwarten, da er wegen seiner Anhänglichkeit an das unglückliche Müllermägdlein, so wie wegen des Eifers, womit er Vater und Tochter heldenmüthig vertheidigt und den Verdacht so schwerer Schuld von ihnen abzuwenden versucht hatte, aus Kummer und Verdruß über das Mißlingen seiner Bemühungen in eine harte Krankheit verfallen und selbst dem Tode nahe war. Schlaflos lag eines Nachts, wie immer, die bleiche

Jungfrau auf dem Ruhebett, das man ihr aus besonderer Vergünstigung in ihr Gefängniß zugelassen hatte, und dachte des namenlosen Elends, des furchtbaren Schicksals, daß sie und den alten, redlichen Vater so hart betroffen, und auf einmal so unerwartet aus dem Himmel in den Abgrund der Hölle geschleudert hatte, da klangen klirrende Sporenschritte außerhalb der kleinen Zelle, die Schlösser der starken Eisenthür thaten sich auf und — Paul, der geliebte Paul von Halwalt lag an ihrer Brust. — Aber nur einem Augenblick ruhte er stumm und tief athmend, dann riß er sich los von der freudig erschrockenen Jungfrau, zog das kurze Schwerdt, hob es hoch empor mit der geharnischten Rechten und sagte: „Wenn binnen sieben Tagen, Geliebte! sich dein und das Schicksal deines Vaters nicht ändert, wenn Ihr beide nicht frei, nicht gerechtfertigt vor dem Volk, nicht von aller Schmach und Schuld entbunden, in Euer vom frohen Jubel umgebenes Haus einzieht, dann hat dieser Stahl meine Brust durchbohrt und mein treues Herz wird liebend das Deine erwarten dort, wo kein Irrthum möglich ist, wo Wahrheit und Unschuld im siegenden Lichte glänzen, wo Engel uns beschützen! Gelingt mir mein schweres Vorhaben, so wird Gott in voraus Euch zur Hoffnung und zum starken Troste, dem Volke zur Warnung ein Zeichen geben, daß ich mir zur Gnade erbeten habe und welches Jedermann als ein günstiges Vorzeichen der göttlichen Gerechtigkeit erkennen wird!"

Johanna wollte den Junker nach Mancherlei fragen und ihm deßhalb am Arme festhalten, allein sie griff in ein leeres Luftgebild und — erwachte aus einem leichten Schlummer mit der Ueberzeugung, daß sie geträumt habe.

Am Morgen desselben Tages kam die Schwester des Rathsherrn Paul v. Halwalt mit fliegendem Haar bleich und angsterfüllt aufs Rathhaus nnd suchte den Bruder. Die Väter der Stadt erstaunten über das Beginnen der adlichen Jungfrau und meinten, sie müsse krank, in Wahnsinn verfallen und der Bruder, ihr junger Kollege, möge wohl todt sein — aber Pauls Schwester erzählte mit Ruhe und Besonnenheit, daß am frühen Morgen der Bruder vom Siechlager aufgestanden uud — Niemand wisse, wohin? — entflohen sei. — Der unglückliche Jüngling wird sich — so hegte man allgemein die Vermuthung — im Gefühl des entsetzlichsten Schmerzes über das traurige Schicksal der Geliebten, gepackt vom furchtbaren Fieberparoxismus entfernt, in den Fluthen der Elbe oder an der Spitze seines Degens den Tod gegeben haben. Man beklagte sein Schicksal und konnte es nicht ungeschehen machen. Indessen wurden die Vorbereitungen zu der dreifachen Execution mit stillem Ernst getroffen, der große Mühlstein, in dessen runde Oeffnung des Kirchenräubers Franz Theiligs Haupt geschoben werden sollte, lag vor dem Hause, in welchem er gewohnt hatte und die Henkerknechte spalteten gleich-

förmige Holzkloben, um zwei kunstgerechte Scheiterhaufen zu formiren, woran das schaulustige Volk seine Freude ersehen möchte.

Es war am dritten Tage nach des jungen Rathsherrn Paul v. Halwalt immer noch unerforschtem Verschwinden, als zwei Priester aus den Rathsgefängnissen kamen und sich im eifrigen Gespräch über das Schicksal der beiden unglücklichen Gefangenen, des Müllers Jonathan Kranz und seiner Tochter Johanna, unterhielten. Sie erzählten sich gegenseitig, wie Beide, Vater und Tochter, mit frommer Ergebung in ihr schmachvolles Geschick dennoch ihre Unschuld betheuert und wie ihnen Beide einen Traum offenbaret hätten, wonach sich zum Beweis ihrer Unschuld Zeichen am Himmel begeben würden. Es mochte Abends gegen 6 Uhr im September gedachten Jahres sein, als die beiden Pfarrherren im tiefen Gespräch einherschritten. Da hörten sie auf einmal ein lautes Gedröhne des zusammenlaufenden Volkes, einzelne Rufe und Worte drangen in ihre Ohren und sie vernahmen, daß man von einem wunderbaren Ereigniß sprach, das sich auf dem Breitenwege zugetragen habe. Natürlich eilten die geistlichen Herren in die bezeichnete Straße. Hier war indeß weiter nichts zu schauen, als ein wunderschöner, von den buntesten Farben strahlender Regenbogen, der bei heiterm Himmel grade über Jonathan Kranzens Hause stand. Den gelehrten Männern kam diese Erscheinung bei hellem Himmel zwar als ein

seltenes Phänomen, doch keineswegs als ein Wunder vor und sie bemühten sich deshalb, die verschiedenen Urtheile des abergläubigen Volkes zu beschwichtigen. Aber sonderbar blieb es, daß man den schönen Regenbogen in keiner andern Straße der Stadt, sondern nur dann erst sahe, als man auf den Breitenweg unmittelbar vor das Kranzsche Haus gelangt war. Am Abend desselben Tages hatten beide Priester den ihnen von den genannten armen Sündern mitgetheilten Traum andern Personen erzählt, daher war er am Morgen darauf in der ganzen Stadt bekannt. Als der Abend nahte, rannte das Volk wieder nach dem breiten Wege und sahe — o Wunder! abermals einen Regenbogen über dem Kranzschen Hause. Diesmal stand er eine Stunde länger und am nächstfolgenden Abende stand er noch hellstrahlend bis tief um Mitternacht und flimmerte so blendend und herableuchtend, daß man auf der sonst finstern Straße ein geschriebenes Buch lesen konnte.

Das Volk wogte murrend die lange Straße auf und ab und zog endlich vor das Rathhaus, wo es brüllend die Loslassung des Müller Kranz und seiner Tochter verlangte. Eben war ein Rathsherr auf den vorspringenden Altan getreten und bemühte sich, das bewegte Volk mit der Erklärung zu beruhigen, daß die Sache der Gefangenen nochmals mit aller Umsicht untersucht werden solle, daß aber der Gerechtigkeit ihr Lauf gelassen und ohne weiteres Keiner der Gefangenen

entlassen werden könne. Während der Mann des strengen Rechts noch sprach, ließ sich von der Seite her, nach der Mitte des Marktes zu, ein lautes Getöse vernehmen, ein gewappneter Ritter mit mehreren Knappen zog auf stattlichem Gaule durch die geöffneten Volksreihen und schritt, als er abgesessen, mit einigen seiner Begleiter die Rathhausstufen hinauf. Nach einer Viertelstunde zeigte sich dem immer noch versammelten Volke auf dem Altane der junge Rathsherr Paul v. Halwalt und rief mit weithinschallenden Worten herab: „Ihr kennt mich alle, brave Bürger Magdeburgs! Darum bitte ich Euch, ruhig nach Hause zu gehen. Morgen wird der redliche Jonathan Kranz mit seiner Tochter, die ich öffentlich als meine theure Verlobte erkläre, frei, denn die Wahrheit ist gefunden und die Unschuld gerettet!"

Ein tausendstimmiger Jubel erfüllte die Luft, das Volk trug den Junker Paul auf den Armen in seine Wohnung und ruhig begab sich die Menge von dannen. Die ganze Nacht hindurch arbeiteten die Richter auf dem Rathhause und ehe die Sonne den neuen Tag begrüßte, waren Jonathan Kranz und Johanna frei. Auch der Jude Salomon Ascher wurde begnadigt, da ihm weiter nichts zur Last fiel, als daß er eine silberne Büchse gekauft hatte, ohne nach dem redlichen Erwerb des Besitzers gefragt zu haben. An dem Diebe Franz Theilig wurde die ihm zuerkannte Todesstrafe vollstreckt. Herr Jonathan Kranz aber zog mit seinem Schwie-

gersohne und dessen Hausfrau, seiner geliebten Johanna fort nach Thüringen, wo noch lange Zeit das adliche Geschlecht der von Halwalt auf schönen Ritterburgen geblühet hat. Seit jener Zeit nannte man das sonst Kranzesche Haus am Breitenwege den „Regenbogen“, dasjenige aber, in welchem Franz Theilig gewohnt hatte „den Mühlenstein“ und das noch heut bestehende, armen betagten Jungfrauen zum schützenden Asyl dienende Magdalenenstift befindet sich gerade auf der Stelle, wo die Hostien in einer Steinritze gefunden wurden. Der Degen des Müller Jonathan Kranz wurde in der Kapelle dort aufgehangen und ein kurzes Gemälde dieses Ereignisses verwahrte sein bleibendes Andenken.

Der heilige Norbert — die weiße Kutsche mit seinen Gebeinen.

Unter den vormaligen Erzbischöfen von Magdeburg ist einer der merkwürdigsten Norbert der 13. denn er ist von den Katholiken als ein Heiliger ver-

ehrt und der 6. Juni, sein Sterbetag, ist als ein Festtag in der katholischen Kirche nach ihm genannt worden. Es wird darum den sinnigen Lesern dieser Blätter nicht uninteressant sein, die Hauptzüge aus dem Leben dieses Mannes in gedrängter Kürze zu erfahren und daran die Sage geknüpft zu sehen, welche sich zwar nur durch mündliche Ueberlieferung, von Geschlecht zu Geschlecht fort vererbt, aber dennoch bis auf unsere Zeit erhalten hat. Norbert war am Nieder-Rhein geboren und soll in seiner Jugend ein gar üppiges Weltleben geführt haben. Einst warf ihn, als er von einem Zechgelage kam, ein Donnerschlag vom Pferde; über eine Stunde lang lag er bewußtlos an der Erde und nur eine Stimme aus den noch tief über ihm hinziehenden Wetterwolken vermochte ihn zu erwecken und zugleich den ernsten Vorsatz in ihm zu begründen, sein bisher geführtes sündiges Weltleben zu bessern. Ohne Verzug begab er sich in ein Kloster, wo er bei einer äußerst strengen Lebensweise Buße predigte. Im Jahre 1118 wanderte er als Büßender oder Barfüßer-Mönch nach Rom, durchzog als Heidenbekehrer oder Missionair mehrere fremde Länder, predigte mit gewaltiger Kraft das Evangelium und stiftete in Frankreich den Mönchsorden der Prämonstratenser. Seine geistliche Beredsamkeit soll so außerordentlich und seine Stimme so donnernd gewesen sein, daß sogar wilde Thiere davon in Schrecken gesetzt wurden; namentlich soll er mit seiner bloßen

Stimme einmal einen ungeheuren Wolf in dem Augenblicke, wo er in eine Heerde Schafe einbrechen wollen, in Furcht gejagt und zur schleunigen Flucht bewogen haben. Der Kaiser Lothar ernannte ihn im Jahre 1127 zum Erzbischof von Magdeburg. Die Art, mit welcher er in seiner hohen Würde in Magdeburg einzog, war gar eigenthümlich und von der feierlichen Weise, in welcher seine Vorgänger und Nachfolger einzuziehen pflegten, durchaus verschieden, denn er kam barfuß an. Als ihn der Thürsteher vor dem Palast ankommen sahe, wollte er ihn nicht einlassen, weil er ihn für einen Bettler hielt; da er aber von anderen Anwesenden hörte, daß der so armseelig einziehende Wanderer der Erzbischof sei, wollte er vor Angst und Furcht davon laufen; da sagte Norbert: „Lauf nicht, lieber Bruder! du scheinst mich besser zu kennen, als diejenigen, welche mich zu einer Würde erhoben haben, der ich nicht werth bin!"

Bald führte er unter der verwilderten Geistlichkeit, die lieber dem Bauch als dem Herrn dienen mochte, eine strenge Kirchenzucht ein, zog sich aber deren Haß dadurch in einem so hohen Grade zu, daß sie einen Volksaufstand erregte, worin der von ihnen gehaßte Prälat ein Opfer der gereizten Volkswuth geworden sein würde, wenn er sich nicht in Zeiten auf den Domthurm gerettet hätte. Ja er mußte sich, als man sogar Meuchelmörder gegen ihn gedungen hatte, nach Halle flüchten, wurde aber bald wieder zurückberufen

und unter allgemeinem Jubel des frohlockenden Volkes auf seinen Erzbischöflichen Sitz zurückgeführt.

Norbert besetzte das Kloster unsrer lieben Frauen mit Prämonstratenser Mönchen, stiftete das Kloster „Gottes Gnaden bei Kalbe," und zeichnete sich überhaupt in der Würde seines hohen Amtes durch einen so rühmlichen Eifer aus, daß er wegen seiner Verdienste, die leider erst — wie bei vielen großen Männern — nach dem Tode erkannt wurden, unter die Heiligen versetzt ward. Nachdem er 1133 den Kaiser Lothar als Kanzler nach Rom begleitet hatte, starb er am 6. Juni des folgenden Jahres und sein Leichnam wurde in der Kirche unsrer Lieben Frauen in einem steinernen Sarge begraben.

Die Gebeine dieses eben so frommen als weisen und thätigen Prälaten wurden von den Magdeburgern als heilige Reliquien, als ein geweihetes Palladium der Stadt betrachtet und Kaiser und Pabst hielten die im Ketzergeruch stehende Stadt so lange für unbezwingbar, als sie sich der Norbertschen Gebeine erfreute. Im Jahre 1626 erschienen am 24. November der kaiserliche Obrist Altringer und der Abt zum Strohof bei Prag, Kasper von Questenberg als Kommissarien, um sich Norberts Leichnam auszubitten. Ungern und erst nach Dämpfung eines bedenklichen Volkauflaufs wurden die so hochgeachteten Reliquien verabfolgt. Man schreibt diesem Umstande sogar das Gelingen der am 10. Mai 1631 erfolg-

ten Tillyschen Zerstörung Magdeburgs zu. Am 1. Mai 1627 hat hierauf der Abt von Questenberg die Norbertschen Gebeine von Doxen aus, wo sie so lange verwahrt gewesen, nach Prag geführt, und zwar in der vorgeschriebenen feierlichen Art, daß der Sarg auf einem weißen, von sechs weißen Pferden gezogenen Wagen gefahren worden ist. Auch der Kutscher ist weiß gekleidet und das Geschirr der Pferde von schneeweißen Leder, sogar die Räder am Wagen sind weiß angestrichen gewesen. Zwei Kompagnien Kürassiere und drei Kompagnien berittener Bürger von Prag sind dem Zuge gefolget und unter Musik und Gesang haben viele Präiaten, Ritter und Herren mit Palmzweigen in den Händen, den Einzug verherrlicht.

Die Nachricht von dieser feierlichen Prozession, mit welcher Norberts Gebeine nach Prag eingeführt worden, war noch nicht bis Magdeburg gedrungen, als einige Bürger und Schaarwächter auch hier einen weißen Leichenzug, der vom Kloster unsrer lieben Frauen über den alten Markte hinter der Münzstraße weg nach der Bank zu gefahren, wahrgenommen haben wollten. Später hatte sich dieser Zug und zwar jedesmal in der Nacht zum ersten Mai (Walpurgisnacht) öfters sehen lassen und jedesmal war der nächtlichen Erscheinung ein unglückliches Ereigniß, ein Krieg, eine Seuche oder sonst eine Kamalität gefolgt, so daß man die weise Kutsche mit Furcht und Entsetzen als der Stadt Unheilsverkündigerin nannte.

Es war in der Nacht vom 30. April zum 1. Mai 1806 als zwei hochbejahrte Bürger Magdeburgs an einem Hause in der großen Klosterstraße standen und von dem bedenklichen Krankheitszustande eines guten, alten Freundes sprachen, den sie besucht und bei dem sie sich bis Mitternacht verweilt hatten. „War mir's doch, Herr Gevatter! sagte T. . . als ob ich einen Trupp Reiter gehört hätte und als ob ein Geschützzug gerasselt käme!" Still! antwortete B. ., jetzt hör' ich es ebenfalls, kommt und laßt uns ein paar Schritte weiter vorwärts gehen, es schien mir in der Regierungsstraße zu sein!

Die beiden Männer waren kaum aus der großen Klosterstraße in der Regierungsstraße eingetreten, als sie starr und steif vor Schreck und Verwunderung stehen blieben und, sich an die Häuser hartandrückend, dem Zuge aus dem Wege gingen, der sich die Straße entlang ihren Blicken darstellte. — Ein weißer mit vier weißen Pferden bespannter Kutschwagen, auf dessen hohen Bocke ein weiß gekleideter Kutscher saß fuhr langsamen Schrittes bis zur Tischlerbrücke, wendete sich dann rechts und fuhr durch den Schwibbogen über einen Theil des alten Marktes, dort hielt er einige Augenblicke still und es schien, als ob ein Reitertupp an ihm vorüberziehe; er fuhr dann quer über den Breitenweg nach der Münzstraße und machte an der Bank Halt.

Die Männer waren, um zu sehen, wie sich der

Spuk endigen werde, nachgegangen und hatten eben ihre Betrachtungen über den Kutscher, an welchem sie keinen Kopf entdecken konnten, als die Thurmuhren der Stadt, der Reihe nach, die erste Morgenstunde verkündigten. Mit dem Verhallen der Glockentöne war das weiße Gespann mit Kutscher und Kutsche ihren Augen entschwunden und eine Stille herrschte in den Straßen, daß man die Tritte der Nachtwächter aus weiter Ferne hören konnte. Sind wir doch keine Kinder oder Weiber, die sich in der Walpurgisnacht vor Hexen oder Gespenstern fürchten, — sagte A..., und doch war die Erscheinung dieses weißen Trauerzugs keine Täuschung unsrer noch gesunden Augen; gewiß ist die weiße Kutsche der Wagen mit des Erzbischof Norberts Gebeinen, wie er in Prag eingezogen und schon einigemal hier gesehen worden ist, wenn irgend ein Unglück die Stadt betroffen hat.“

Die beiden Greise erzählten am Morgen darauf die nächtliche Erscheinung und wer sie kannte, wagte nicht an der Wahrheit ihrer Berichte zu zweiflen. Doch der Frühling und der Sommer vergingen und kein Unglück, keine Seuche, keine Ueberschwemmung, nichts Widriges stellte sich ein, als daß Preußens tapfre Krieger nach Westen marschirten, um dem übermüthigen Franzosenvolke die Lust zu vertreiben, den ehrlichen Deutschen Gesetze vorzuschreiben und nach Willkühr Kronen zu verleihen, an welchen sie selbst kein Recht nachweisen konnten. Das hätte sich Nie-

mand, am wenigsten ein Bewohner der starken Veste Magdeburg träumen lassen, daß im Herbst desselben Jahres die Franzosen bei Jena siegen, das Land, wie die Heuschrecken, überziehen und binnen kurzer Zeit alle festen Städte und Magdeburg fast zuerst mit einnehmen würden. — So geschah es aber, und nun wußte Jedermann die mitternächtliche Erscheinung des Norbertschen Leichenzugs in der Walpurgisnacht haarklein zu erklären. —

Seitdem hat sich die weiße Kutsche nie wieder sehen lassen, zur allgemeinen Beruhigung aller guten Magdeburger hat man aber die Gewißheit erlangt, daß die echten Gebeine Norberts in der hiesigen Grabesstätte geblieben, die kaiserlichen Abgesandten dagegen betrogen worden sind.

Noch müssen wir einer geschichtlichen Nachricht aus einer der ältesten Chroniken Magdeburgs erwähnen, womit einige Umstände berichtiget werden. Der Erzbischof Norbert hatte es nämlich schon bei Lebzeiten angeordnet, daß seine irdische Hülle in dem von ihm gestifteten oder vielmehr umgewandelten Prämonstratenser Kloster unsrer lieben Frauen begraben würde; sein Wunsch wurde erfüllt und sein Leib in einem steinernen Sarge vor dem Altar St. Crucis eingesenkt. Auf den Marmorstein, der das Grab schloß, schrieb man die Worte:

Noribertus D. Gr. sanctae Magdeburgensis ecclesiae Archiepiscopus, Ordinis Praemonstra-

tensis institutor et huius Monasterii restaurator sub hoc conditus Marmore. Obiit anno Dom. MCXXXIV. VI Juni. — Auf Deutsch:

Unter diesem Marmor ruhet Norbert von Gottesgnaden, bestellt gewesener Erzbischof von Magdeburg, welcher den Prämonstratenser-Orden stiftete und dieses Kloster wiederherstellte. Er starb am 6. Juni 1134. Die Katholischen hielten die Gebeine dieses in seiner Art würdigen und frommen Erzbischofes, wie schon oben gedacht, für heilige Reliquien, womit Wunder verrichtet werden könnten. Der Kaiser Ferdinand befahl daher, Norberts Gebeine von Magdeburg, welches er unter dem Schutz derselben für sicher und unbesiegbar hielt, fort und in die Prämonstratenser Kirche auf dem Strohhofe zu Prag zu schaffen. Und doch ist bei Magdeburgs Zerstörung durch Tilly im Jahre 1631 jenes Kloster vor der Einäscherung geschützt und erhalten worden.

Der 10. Mai.

Im holden Mai bringt fröhlich ihre Gabe
Uns die Natur;
Es grünt der Keim aus der Verwesung Grabe,
Es blüht die Flur;
Die Lerche steigt empor mit kühnen Schwingen.
Die Gabe des Gesangs dem Herrn zu bringen. —

Euch zu begrüßen freundlich mit der Sage
Vom zehnten Mai —
Dem dieser Stadt verhängnißvollsten Tage —
Verehrte, sei
Nachsichtig unserm Streben überlassen!
Nehmt gütig auf, was wir zusammen fassen!

Bringt dieses Blattes Raum Euch keine Freuden,
Bringt es nur Schmerz;
In der Erinnerung vergang'ner Leiden
Erkennt das Herz
Ja glaubensvoll des Schicksalslenkers Willen
Und müh't sich die Bestimmung zu erfüllen.

Die der vorzutragenden Volkssage „der **10.** Mai" gewidmeten Blätter würden die Grenzen ihres Zweckes bei weitem überschreiten müssen, wenn sie sich mit der Erzählung der weltbekannten, schon tausendfältig beschriebenen Geschichte der am **10.** Mai **1631** durch die kaiserliche Armee unter Tilly und Pappenheim ausgeführten Zerstörung Magdeburgs beschäftigen wollten. Die der dunklen Sage als Stoff dienenden Begebenheit kann jedoch als eine Scene des großen Trauerspiels betrachtet werden, welches am genannten

Tage und Jahre unerforschliche Mächte hier aufführten und ist deshalb zeitgemäß von uns gewählt worden, um den für alle Bewohner Magdeburgs ewig denkwürdigen Jahrestag auch in unserer Sagenfolge als ein sinniges Denkzeichen herauszustellen.

Der Erzbischof Christian Wilhelm von Brandenburg hatte seit seiner im Jahre 1615 vollzogenen Vermählung mit der Prinzessin Dorothea von Braunschweig, durch diese Heirath, sowie durch die Dienste, welche er den Feinden des Kaisers geleistet, dessen ganzen Zorn auf sich geladen, die Strafe der Entsetzung vom Erzbischofsamte verwirkt und hieß daher nur noch Administrator. Gezwungen mußte das Domkapitel ihn — für abgesetzt erklären und ernannte, um sich den Prinzen Leopold Wilhelm, Sohn des Kaisers, nicht aufdringen zu lassen, im Januar 1628 den Prinzen August von Sachsen zum Erzbischof. Der Kaiser verbot zwar dem Kurfürsten von Sachsen, die Wahl für seinen Sohn anzunehmen, als dieser aber erklärte, daß er die Wahl bereits angenommen habe, schickte der Kaiser Abgesandte nach Magdeburg mit dem Befehl, die Huldigung für seinen Sohn entgegen zu nehmen. Alles gerieth darüber in Schrecken; man würde aber doch dem Zwange nicht haben widerstehen können, wenn sich nicht der abgesetzte Administrator, Christian Wilhelm, ein unternehmender Mann, wider alles Erwarten eingefunden, und ein kräftiges Mittel zum Widerstande gezeigt hätte. Er schlug näm-

lich der Stadt eine schleunige Verbindung mit dem Schwedenkönige, Gustav Adolf, vor, und brachte es durch kluge Ueberredung, vielleicht auch durch eine übertriebene Vorspiegelung von naher und kräftiger Hülfe der Schweden, alsbald dahin, daß er in der alten Eigenschaft wieder aufgenommen und dem Schwedenkönige aller mögliche Vorschub, namentlich freier Durchzug durch das Stadtgebiet, sowie Werbefreiheit auf städtischem Grund und Boden gegen Zusicherung des schwedischen Schutzes und Beistandes gewährt ward. Im November 1630 sandte Gustav Adolf seinen Hofmarschall und Obersten eines Infanterie-Regiments, Dietrich von Falkenberg, heimlich, als Schiffer verkleidet nach Magdeburg und dieser wurde alsbald vom Magistrat zum Kommandanten ernannt. Falkenberg war ein redlicher, seinem Könige treu ergebener Diener, der sich auch hier als kluger, unermüdet thätiger und tapferer Befehlshaber zeigte, so daß er sich sehr bald die größte Hochachtung und Liebe aller Bewohner erwarb. Im Dezember 1630 traf zuerst der wilde Pappenheim vor Magdeburg ein, erst später kam der greise Tilly an. Dieser mußte zwar bald wieder abziehen und kehrte erst im März 1631, nach der Zerstörung Neubrandenburgs im Meklenbürgischen wieder zurück, allein Pappenheim hatte in der Belagerung schon ziemliche Fortschritte gemacht und brachte auch den Anfangs sehr bedenklichen und unentschlossenen Oberfeldherrn, nach mehrmals gehaltenen Berathungen

bald dahin, daß er die vorgeschlagene Erstürmung der Stadt genehmigte.

Es war im Februar gedachten Jahres, als der Administrator Christian Wilhelm in der Domkirche das heilige Abendmahl genoß. Der prächtige Tempel, die Zierde Magdeburgs, war voll von gläubigen Betern, und wenn auch die Hoffnung der Bürger auf ihren Muth und auf die nahe Hülfe der Schweden, womit sie der Administrator stets zu trösten verstand, stark war, so fanden doch Viele einen großen Anlaß, die Hülfe des Höchsten recht eifrig anzuflehen, da sie wußten, wie sehr die feindlichen Feldherren, deren mehrmalige Aufforderungen zur Uebergabe der Stadt mit Hohn zurückgewiesen waren, vor Grimm und Begierde in der Zerstörung ihren Zweck zu erreichen brannten. Es waren meist Männer die Weib und Kind, folglich ihr Liebstes zu verlieren hatten. Als Christian Wilhelm nach dem Altar zuschritt, mußte er wegen der an den Seiten und vor ihm stehenden Volksmenge an einem Stuhle stehen bleiben, in welchem er eine gar reizende dach ganz bleiche und aller Röthe in dem schönen Gesicht beraubte Jungfrau sitzen sah. Es war Klara von Flensburg, ein adeliches Fräulein aus Holstein, die sich bei ihrem Ohm, dem reichen Kaufherrn Johann Nißing aufhielt, und welche der Administrator schon oft gesehen hatte. Indem er ihr einen Gruß zunickte, bemerkte er, daß sie diesen Gruß nicht nur nicht erwiederte, sondern daß sie auf ihrem

Schooße einen gräulichen Vogel hatte, den sie jetzt auf den Armen empor und ihm so nahe entgegenhob, daß er, als ein furchtloser Krieger, unwillkührlich erschrak und sich vor dem Ungethüm entsetzte. Er wollte, in der Ueberwallung seines Zorns, den großen grauen Vogel der Jungfrau vom Schooße reißen und faßte im höchsten Unwillen mit der Hand darnach, war aber nicht wenig erstaunt, als er statt des Vogels ein Gesangbuch in der Hand hielt, auf dessen erstem Blatte ihm die Worte in die Augen fielen: „Wehe der guten Stadt Magdeburg! Wehe, wenn der Verräther in ihrer Mitte bleibt.

Christian Wilhelm wußte nicht, ob ihn sein gutes Auge beim Anblick eines Vogels oder beim Lesen dieser räthselhaften Worte getäuscht habe, fand jedoch den Ort für zu heilig, als daß er hätte sofort weitere Untersuchung anstellen sollen und gab der Jungfrau das Buch mit dem festen Vorsatze zurück, sie, die er ja kannte, nach dem Gottesdienste mit dem Gesangbuche zu sich rufen und sich von ihr über das sonderbare Ereigniß Aufklärung geben zu lassen. Er entfernte sich auch von dem Sitze des Fräuleins und gelangte alsbald an den Altar. Kaum hatte er indeß die geweihete Hostie genossen und sich dem Priester mit dem Kelche genahet als auf dem Chor ein gewaltiges Geräusch entstand, das Aller Augen auf sich zog; in dem Augenblick aber, als der Administrator den Kelch empfing um den Wein zu genießen, flog

10

vom Chore her eine große Eule und setzte sich gerade auf eine Säule gegenüber, ihn mit so furchtbar gräßlichen Augen anblickend, wie sie ihn von Klara's Schooße angesehen hatte. Das Ungethüm wurde zwar vertrieben, sein verborgener Aufenthalt in der hohen und breiten Kirche war aber nicht zu ermitteln. An demselben Tage noch begab sich der Administrator zu dem Kaufherrn Johann Nißing, um mit dessen Nichte, Fräulein v. Flensburg zu sprechen. Klara befand sich auf ihrem Zimmer und wurde von ihrem Ohm, der ihr den Administrator zuführte, dem Anschein nach, sehr unangenehm überrascht, denn sie kniete, die schönen Augen in Thränen gebadet, vor einem Kruzifix und betete; vor ihr lag das Gesangbuch mit dem, die obigen Worte enthaltenden Blatte und daneben befanden sich noch andere, größtentheils geistliche Schriften. Christian Wilhelm entschuldigte sein unerwartetes Eintreten und sagte: „Ihr werdet mir verzeihen, Fräulein! daß ich so unangemeldet zu Euch eintrete, allein meine Sorge um das Wohl und die Sicherheit der guten Stadt läßt mir so wenig Zeit übrig, daß ich auf die Schicklichkeit in der Wahl der Stunden auch bei Frauen keine Rücksicht nehmen kann! Ihr wißt, daß ich heut' im Dom auf Eurem Schooße einen gräulichen Vogel wahrnahm, und als ich darnach griff, dieses Buch mit den so bedeutungsvollen Worten erfaßte! Darf ich Euch um Erklärung darüber bitten, wie dies zusammenhängt und was es mit der schnellen Verwand-

lung jenes gefiederten Ungeheuers für eine Bewandniß habe?"

Einen gräulichen Vogel auf meinem Schooße? antwortete Klara von Flensburg erstaunt. — Wie mögt Ihr das behaupten können? gnädiger Herr! Da ich doch von einem Vogel nichts weiß und nur das Gesangbuch bei mir gehabt habe! Gewiß haben Euch Eure Augen getäuscht oder sollten sie Euch aus Eurer Seele ein Gesicht heraufgespiegelt haben, das Euch ein wunderbares Schicksal errathen lassen will? Doch glaubt was Ihr wollt gnädiger Prinz! ich will Euch die Bilder Eurer Fantasie nicht verlöschen!

„Aber" — fragte der Prinz weiter — „warum flog später eine Eule nach dem Altar und setzte sich auf die Säule? und dann, was sollen die Worte auf dem Blatte dieses Buchs: Wehe der guten Stadt Magdeburg! Wer ist der Verräther, der hier lebt?"

„Ihr seid ein mächtiger und weiser Mann, erlauchter Herr!" sagte Klara, „und möchtet schwerlich einem Mädchen glauben, wenn sie Euch die Väter dieser Stadt verdächtigen würde, wozu ich eigentlich auch keinen Grund habe; allein Ihr habt mir zu sprechen befohlen und ich muß gehorchen. Seht — fuhr Klara leise fort und legte, dem Fürsten näher tretend, ihre kleine Hand auf die Schulter — die Eule ist ein gar kluger Vogel, und wird ja auch, wie Ihr wißt, deßhalb bildlich als ein Sinnbild der Klugheit

dargestellt; während den ganzen Tag über alle andern Vögel im Freien umherflattern, sitzt sie daheim im finstern Gebäude und treibt Studien. Sie verkündet, wenn sie will, Gutes und Böses und schaut mit ihren klaren Augen tief in die Zukunft. Nicht ohne Beziehung auf irgend ein Ereigniß mag sie sich Euch gegenüber gesetzt haben! — Was die warnenden Worte auf dem Blatte dieses Buchs betrifft, so sind dieselben meine eigenen Eingebungen und am Morgen nach einer Nacht von mir niedergeschrieben, in der ich einen gar bösen Traum hatte. „Und was träumte Euch?" Fragte der Administrator weiter.

„Auch das wollt Ihr wissen?" Nun wohl, so vernehmt es, hoher Herr! Doch vergeßt nicht, daß ich krank war als ich das träumte. Ich befand mich, — so träumte ich — in dem Weinkeller meines Ohms, da hörte ich an den Wänden ein Hämmern und Klopfen, als ob eine Mine gebaut würde. Plötzlich fielen Steine aus der Mauer und ich sah, wie Martin Brauns, der Bürgermeister, mit zwei unbekannten Männern an der Luke, durch welche ich hindurchschauen konnte, vorüber ging und hörte sie sprechen. Ihr eifriges Gespräch betraf die Uebergabe der Stadt, an die Kaiserlichen; auch vernahm ich, daß der Hauptmann Gugel, des Kommandanten von Falkenberg Hofmeister, welcher ohnlängst nach Gommern gesand war, um mit 200 Musketiren Pulver

zu holen, woran die Magdeburger Mangel leiden, mit dem kaiserlichen Obristen Grafen Cabran zu Wittemberg conspirirt und das Einbringen des Schießbedarfs verrätherisch verabsäumt habe, sowie daß man hohle Kugeln mit Briefen anfüllen und so eine geheime Briefpost unterhalten wolle. Als ich erschrocken aus dem Keller floh, um meinem Ohm Meldung zu machen, fand ich das Haus mit feindlichen Soldaten angefüllt, welche gleich hungrigen Wölfen würgten und wütheten, von der Straße schlugen prasselnde Feuersäulen zum Hausflur herein und mein guter Ohm lag erschlagen vor dem Hause. Ich wußte nicht, wohin ich fliehen, wo ich mich verbergen sollte, denn auf den Straßen sahe ich so schauderhafte Scenen, wie ich aus Schaamgefühl nicht im Stande bin, zu beschreiben. Die ganze Stadt ging in Feuer auf und ich stürzte mich aus Angst und Verzweiflung mit mehreren Jungfrauen in die Elbe. Als ich erwachte, freute ich mich, daß Alles nur ein Traum gewesen war, ich konnte aber die Erscheinung dieses Gesichts nicht los werden und schrieb zum Andenken an den furchtbaren Traum jene Worte auf das leere Blatt dieses Buches!"

Der Administrator theilte die Erzählung dieses Traumes dem Bürgermeister Martin Brauns, einem wackern Gliede der hohen Obrigkeit und tapfern Krieger mit, welcher ob des bedenklichen Gesichts, das jener dabei machte, laut auflachte und dann sagte: „Beruhigt

Euch, Gnaden und sorgt für Eure Haut! Mir wird sich keine Eule gegenüber setzen, wenn ich das Nachtmahl des Herrn genieße!" Drei Tage darauf sah der Administrator, der ein gar fleißiger Kirchengänger war, wie in der Johanniskirche der Bürgermeister Martin Brauns und der Syndikus D. Walter an der Kommunion Theil nahmen. Es war ein gar schöner und feierlicher Zug, an dessen Spitze beide Rathsherren dem Altar zuschritten. Als Martin Brauns an die Seite gelangte, wo der Diakon den Kelch austheilte, hob dieser das, dem Brauns schon an die Lippen gehaltene heilige Gefäß empor, wendete es um, so daß das Oberste zu Unterst kam und gab dadurch zu erkennen, daß kein Wein im Kelche sei. Während der Küster Wein herbeiholte, worüber eine ziemlich lange Zeit verstrich, mußten die Kommunikanten am Altar stehen und Aller Augen waren auf den Bürgermeister Martin Brauns gerichtet, der, obwohl unverschuldet, den ärgerlichen Auftritt büßte.

Schon am 24. April mußte die gesammte Bürgerschaft Magdeburgs zur Vertheidigung herangezogen werden, weil die Kaiserlichen die Vorstädte, namentlich die Sudenburg und den Flecken St. Michael in Brand gesteckt hatten und soweit in der Belagerung vorgeschritten waren, daß an mehreren Orten zugleich die aufgräben gegen die Stadt eröffnet werden konnten. Martin Brauns stand als Befehlshaber an der Spitze der Bürger. Man zählte in den sämmtlichen 18

Stadtvierteln 5000 wehrhafte Bürger einschließlich der Handwersburschen und Knechte. Drei Abtheilungen dieser Bürgermiliz wurden als Reserven auf dem Markte aufgestellt, drei anderen überwies man das Fischerthor und die Elbseite zur Vertheidigung und die übrigen zwölf mußten den Hauptwall besetzen; die Außenwerke wurden von den Soldaten besetzt. Bei dieser Vertheidigung der Stadt zeigten die Bürgermilizen einen bewundernswürdigen Muth, so wie eine stets unverdrossene Ausdauer; sie machten häufig Ausfälle in Vereinigung mit den Söldnern und waren einmal unter dem kühnen Amsterrath soweit nach der Neustadt vorgedrungen, daß sie den General Pappenheim gefangen haben würden wenn er von ihnen hinter einer Mauer, wo er sich in der Bestürzung und Eile versteckt hatte, bemerkt worden wäre. Doch die Eroberung der Vorstädte hatte den Feinden verschiedene Vortheile gebracht und ließ jeden Tag die furchtbaren Schrecknisse eines allgemeinen Bombardements befürchten. Es mußte daher von Seiten der Belagerten alle Umsicht in der Vertheidigung mit der größten Treue und Tapferkeit gepaart werden und ein solcher Geist schien Befehlshaber und Untergebene in gleichem Grade zu beleben. Der Kommandant, Obrist von Falkenberg, führte den Oberbefehl und stand auf dem Heideck, der General-Major Cuno von Amsterrath verwahrte das Werk an der Neustadt, die braven Fischer hüteten

das Fischerufer, der Obristlieutenant Trost vertheidigte den Durchschnitt auf dem Marsch, der Administrator mit dem Obristlieutenant Langius den Gebhard, sowie das neue Werk hinter dem Dom; der Oberwall war von den Bürgern, der Unterwall von den Soldsoldaten besetzt. Bis zum 9. Mai hatten die Belagerer täglich und stündlich die Stadt beschossen, glühende Kugeln eingeworfen und mit allem Ernst die Kräfte und Ausdauer der Belagerten zu ermüden gesucht aber bei der Treue der Anführer und der unerschütterlichen Ausdauer der, die Folgen einer Erstürmung oder Uebergabe erkennenden Bürger waren alle Anstrengungen, alle künstlichen Unternehmungen sowie alle Versuche, die Befehlshaber zur Uebergabe zu überreden gescheitert; alle schriftlichen und mündlichen Anträge Tilly's waren mit Unwillen und Abscheu zurückgewiesen worden und es würde eine Aufgabe der Geschichte bleiben, zu beurtheilen ob der unglückliche Fall der von so muthigen Streitern vertheidigten Stadt gelungen sei, wenn nicht geheime Triebfedern in der Mitte der Vertheidiger zum schmachvollen Verrath in Bewegung gesetzt worden wären, an deren Dasein und thätige Umtriebe man bei den wenn auch nur schwachen Spuren, welche die Geschichte entfaltet, wohl nicht zweifeln darf. Schon am 7. Mai waren 20 Mann von den Belagerern durch einen Keller in den Stadwall gekommen und würden sich ohnfehlbar dort haben festsetzen



Die Zerstörung der Stadt Magdeburg

durch Tilly im Jahre 1631.

und durchgraben können, wenn nicht die Wachen in dem Augenblick ihres Erscheinens abgelös't worden wären. Nur durch Verrath konnte diese Anzahl Feinde in den Keller gelangt sein. In den folgenden Tagen mangelte hauptsächlich den Bürgern das Pulver, wovon der Feind vollkommen unterrichtet war. Am Nachmittag und am Abend des 9. Mai hörte das Schießen feindlicher Seits ganz auf und den Soldaten und Bürgern der Stadt wurde glauben gemacht, die Kaiserlichen zögen, der erfolglosen Belagerung endlich müde, ganz ab. Man gab sich um so sicherer diesem Glauben und einer unbegreiflichen Ruhe und Sorglosigkeit hin, weil man in den mehrmaligen Aufforderungen Tilly's eine Schwäche und Unentschlossenheit zu erkennen meinte und immer noch auf Schwedischen Ersatz hoffte, da Gustav Adolf durch den von Seiten des Magistrats an ihn abgesandten Advokat Hermann Cummius hatte baldige Hülfe zusagen lassen.

Es mochte in der 9. Abendstunde gedachten Tages sein, als der Fischer Jakob Hildebrand mit seinem Sohne Heinrich von der Elbe herüber ein starkes Getös mit Geschrei vermischt vernahm und nichts anders glaubte, als daß sich Jemand auf dem Wasser nähere. Er meldete es sogleich dem Rittmeister Mürell, welcher den Wachtposten kommandirte und als diese drei Männer leisen Schrittes sich dem Elbufer näherten, wiederholte sich das mit Geschrei vermischte Getös,

der Himmel begann sich zu röthen und zwei feurige Balken rückten näher und näher und blieben hoch über ihren Häuptern wie festgenagelt stehen; auf dem einen Balken wandelte ein Weib mit einem sie hellbeleuchtenden Sternenkranze auf dem Haupte und rief ein gar klägliches „Wehe! Wehe!“ herab. —

„Seht!“ sagte der Rittmeister Mürell, zu den beiden Fischern, „das ist das leibhafte Bild der Jungfrau Klara von Flensburg, die vor zwei Tagen gestorben ist und heute Abend begraben wurde. Es ist ein sonderbarer Fall, wie dieses Mägdlein bis kurz vor ihrem Tode geweissagt und den Untergang unsrer Stadt verkündigt hat! Sie hat ihrem Ohm, dem alten Rißing vertrauet, daß Verrath in unsern Reihen lauere und fast will mich bedünken, daß es unter den Vorgesetzten der Stadt nicht richtig sei! Meint Ihr — fiel der ältere Hildebrand ein — den Bürgermeister Br..? — Still! sagte Mürell, nennt mir keinen Namen, denn wir wissen ja Alle, wie wir mit ihnen daran sind; sagte nicht der Pappenheimsche Reiter, den ich ehegestern mit vier Mann zum Gefangenen machte, aus, daß der General, nämlich Pappenheim, an jedem Abende von der Stadt aus die genaueste Nachricht erhalte, wie stark wir auf die Wachen zögen, welche Werke am stärksten oder am schwächsten besetzt seien und um welche Stunde man sich von der Wache zur Ruhe begeben werde?

Seht! Das Alles weiß man und läßt es sorglos und ohne alle weitere Untersuchung bewenden!

Ja, ja — nahm der alte Fischer das Wort wieder — man soll nicht abergläubig sein, wie uns die Schwarzröcke in ihren ermunternden Vorträgen fast täglich sagen, allein ich denke, die Eule wird sich nicht umsonst gegen das Gesicht des Herrn Administrators gesetzt haben, der wohl als einer der kühnsten Anführer ein schlimmes Schicksal erfahren wird!

Und warum gebrach es — fuhr er im glühenden Eifer fort — gerade am Wein, als Herr Martin Brauns, der immer kluge Bürgermeister, in St. Johannis kommunicirte?

Das sind wohl nur zufällige Ereignisse, die nichts beweisen! unterbrach ihn Mürell! seht! auch die feurigen Balken können nur der Wiederschein einer feindlichen Unternehmung, das Bild des Weibes darauf kann der Schatten irgend eines Gegenstandes sein, der einer menschlichen Figur ähnlich sieht!

Aber Ihr habt — fuhr Hildebrand fort — doch deutlich, wie ich und mein Heinrich, den Weheruf gehört?

Ja wohl! lehrte Mürell weiter, und doch glaub' ich nicht an ein übernatürliches Wesen, an eine Vorbedeutung, die ja ein Wunder sein würde. Seht wie ruhig und still Alles im feindlichen Lager ist! Gebet Acht! morgen wird Tilly mit seinen Schaaren abziehen

da er so gut, wie wir, und noch besser wissen muß, daß die Schwedischen Entsatzvölker nahe sind.

Die letzte Nacht vor der unglücklichen Katastrophe war still und ruhig vorübergegangen, eine harmlose Sicherheit hatte sich bei der Furchtlosigkeit aller ihrer Führer, der Bürger Magdeburgs bemächtiget und Alles eilte, nur die unerläßlich nöthigen Wachtposten ausgenommen, nach Hause, um einmal in den Armen des so wohlthätigen Schlafes zu ruhen und mit neuen Kräften frischen Muth zu sammeln. Es war am frühen Morgen des 10. Mai, als Otto von Gerike, der damals noch nicht Bürgermeister, sondern nur Rathsherr und Baumeister war, nach dem Fischerufer eilte, um die Wachtposten zu visitiren, da vernahm er zuerst ein heftiges Schießen, ein immer mehr wachsendes Getöse und hörte, wie der Wächter auf dem Johannisthurm Sturm blies und sahe die weiße Fahne flattern. Aber zu spät kam der Brave; die Kroaten befanden sich schon in der Stadt und plünderten bereits das Fischerufer. Nun beginnt die tausendfältig beschriebene Periode der Erstürmung, der Verheerung, der Vernichtung und Zerstörung einer blühenden Stadt, eine namenlose Qual ihrer Bewohner und eine Scene des Jammers, worüber wir, um nicht die Grenzen der nur einer Sage geweihten Erzählung zu überschreiten, den Schleier ziehen, um den Faden an solche Ereignisse zu knüpfen, die nur Bezug auf den Namen haben, der unserer, auf Tradition gegrün=

deten Legende als Ueberschrift dient. Nur diejenigen Ereignisse glauben wir nicht ganz übergehen zu dürfen, welche mehr oder weniger auf die in dieser Erzählung handelnden Personen Bezug haben und sie mit einem Male unter dem blutigen Schleier von Kampf und Raub, von Mord und unnennbaren Greuel- und Schandthaten unsern Blicken entziehen. Der brave Fischer Jakob Hildebrand und sein nicht minder tapferer Sohn Heinrich waren, da sie an diesem Morgen nicht die Wache hatten, durch das sich ihrem Hause am Fischerufer nahende Getöse aus dem Schlummer geweckt worden und stürzten eben, zum Kampf gerüstet, auf die Straße, als ein Haufen feindlicher Soldaten einige fliehende Bürger vor sich hertrieb. Wie gereizte Löwen fielen die zwei muthigen Männer die Verfolger an, stellten, ihre Mitbürger aufmunternd, das Gefecht wieder her und trieben die berauschten Kroaten wirklich wieder zurück; hier, wieder ganz nahe dem Ufer der Elbe, verschwanden die Braven im Rauch und Gewühl, und da gleichzeitig die Kaiserlichen, von der hohen Pforte her die (jetzige) Bastion Preußen erstürmend, bis an's Petersföder vordrangen, wo sie einen kräftigen Widerstand fanden, so schien ihre Spur auf immer verloren.

Doch als schon der Herzog von Holstein das Hornwerk erobert, der Bravste der Braven, der Kapitän Schmidt, welcher dreimal einen Ausfall unternommen, einen tödlichen Schuß erhalten, als schon

zwischen 10 und 11 Uhr das angelegte Feuer um sich gegriffen hatte, da tauchten beide Männer wie furchtbare Rachegeister noch einmal empor aus dem blutigen Aehrenfelde, das dem gefräßigen Tode entgegen reifte! — Wir führen die freundlichen Leser auf den Breitenweg, die größte der Straßen, wo sich das Volk durch querüber gezogene Ketten gedeckt, lange gehalten, wo aber das feindliche Geschütz der Gegenwehr ein Ende gemacht hatte. Hier sehen wir die von Kampf und Anstrengung ermüdeten, ihrer Führer beraubten Bürger, wie eine dicht gedrängte Heerde dahin ziehen und den erbitterten, sie verfolgenden Feind mit gräßlicher Gier unter ihnen wüthen. Unmöglich war jeder Vertheidigungs-Versuch; der sechsfach überlegene Feind drängte von zwei Seiten — vom Sudenburger- und Krökenthore — her zugleich und ein unaufhörliches Gewehrfeuer streckte Hunderte auf einmal nieder. Ueber eine Stunde schon war der Feind Meister der Stadt, das Morden aber schien bei ihm mehr aus Lust, als aus Nothwendigkeit fortzudauern. Die einzelnen Züge von Grausamkeit, von denen wir nur einiger gedenken, beginnen. In den Häusern sowohl, als auf den Straßen wurde keines Alters, keines Geschlechts, selbst des Heiligsten nicht geschont. Frauen und Jungfrauen, zarte Mägdlein und ehrwürdige Matronen fielen, langsam zu Tode gemartert, als Opfer wilder Lüste und Viele gaben sich, um solchen Greueln zu entgehen, freiwillig in

den Flammen oder in den Fluthen der Elbe den Tod. Auf dem alten Markte zogen paarweise die Schulkinder einher, das schöne Lied „Erhalt uns Herr bei deinem Wort" mit dem Lehrer andächtig singend, in der Hoffnung, das menschliche Gefühl der Feinde zu rühren und ihr frisches, junges Leben zu retten; aber alle diese Kleinen, die Hoffnung der alten frommen Stadt und ihrer Bewohner, wurden unbarmherzig niedergesäbelt.

Am Brückthore schleppte ein schwarzer einäugiger Soldat, der eben von der Plünderung aus einem Hause gekommen war, eine ehrsame Jungfrau mit sich; vor dem Thore bat das Mägdlein, ihre Hände, woran er sie gehalten, los zu lassen, um sich die Thränen abzuwischen, da stürzte, als ihr Gesuch bewilligt ward, die hochherzige Jungfrau mit kühnem Sprunge sich in die Elbe und zog einen unbefleckten Tod dem entehrten Leben vor. Hier war es, wo die braven Fischer Hildebrand, Vater und Sohn, die sich wunderbar bisher erhalten hatten, im Kampfe gegen feindliche Uebermacht fielen, nachdem sie noch tapfer an der Stelle mitgefochten hatten, die seit jener Zeit noch heute die Scharfe-Ecke genannt wird. Noch unzählige einzelne solcher Züge könnten wir anführen, doch ihre Beschreibung ist zu vielfältig und darum in diesen Blättern unzulässig.

Am zwölften Mai — nachdem zwei volle Tage lang alle Grausamkeiten und Schandthaten, deren das

menschliche Gefühl nur fähig ist, gewüthet hatten — zog endlich General Graf Tilly in die Stadt ein; er begab sich sogleich nach der Domkirche, wo wie ihm gemeldet worden sein mochte gegen tausend halb verhungerte Bürger, den Prediger D. Bak an der Spitze, sich befanden. Der brave Priester ging dem greisen Feldherrn furchtlos entgegen und dieser zeigte durch die Gnade, welche er den unglücklichen angedeihen ließ, daß er noch Mensch sei; denn:

Als in den blutigsten Gestalten
Der Tod sich mit dem Feinde nah't,
Als — da die Stadt nicht mehr zu halten —
Kein Bürger einen Schuß mehr that;
Als alle Ordnung aufgehoben,
Man Hülfe nur erfleh'te — oben;

Da rief der treue Hirt der Heerde,
Der fromme Bak am Domplatz aus:
„Euch thut sich — wie es endlich werde,
„Zu harren — auf des Herren Haus!
„Kommt, laßt uns gläubig loben, hoffen;
„Euch Allen steht der Tempel offen!

Und Alles, was in der Gemeinde
Noch Odem hat und lebt und hofft,
Daß Gottes Sonne wieder scheine,
Auch wenn der Himmel wird, wie oft,
Von Trauerschleiern überzogen
Das glaubt dem Mann, der nie gelogen.

So führt der Vater seine Kleinen,
Die Gattin in das Gotteshaus —
Er zeigt, daß sie nicht ferner weinen,
Auf einen nahen Todtenstrauß.

Hier laßt uns, spricht er, mit Vertrauen
Auf Gottes Gnade gläubig schauen!

Und Väter, Mütter, Kinder, Greise —
Wohl tausend Seelen an der Zahl —
Die bergen sich auf diese Weise,
Vielleicht zum letzten Abendmahl;
Sie hoffen, in des Baues Falten
Ihr nacktes Leben zu erhalten.

Ein Tag der Angst war überstanden,
Das Gotteshaus betrat kein Feind. —
Da lös'ten sich des Hungers Banden,
Mit andern Leiden schnell vereint,
Und Viele hatten ausgelitten,
Die kräftig noch zuvor gestritten.

Da, hört! rief Bak — geliebte Christen!
Hier hab' ich noch ein großes Brod —
Wenn es die Kaiserlichen wüßten,
Sie schlügen mich noch morgen todt —
Und eine Flasche Wein geborgen;
Da nehmt! der Herr wird weiter sorgen!

Und Alle, die Gesunden, Kranken,
Die Väter, Kinder, Jedermann,
Ja Alle aßen satt sich, tranken
Und ruh'ten neu gestärket dann,
Bis Tilly sie am dritten Tage
Frei ziehen ließ. So geht die Sage.

Der fromme Bak war der Erlöser;
Er redete den Feldherrn an:
Dein Sieg, Gewaltiger, ist größer,
Als die Zerstörung Troja's kann
Gewesen sein! — und diese Worte
Gereichten unsrer Stadt zum Horte.

Der jüngste Tag Magdeburgs war blutigroth angebrochen, um in wolkenhohen Rauchsäulen unterzugehen. Gegen **30,000** Einwohner waren theils durch das Schwerdt der Feinde, theils in den Flammen der brennenden Häuser umgekommen. Der Administrator Christian Wilhelm wurde schwer verwundet gefangen, der Kommandant von Falkenberg getödtet und sein vom Feuer verzehrter Leichnam nie wieder gesehen, Von den übrigen Anführern der Besatzung waren die Obristleutenants Trost und Lange, die Majors Kroße und Maderich, die Hauptleute Uhrstedt, Schmidt, Lazarus und noch viele Andere im Gefecht umgekommen, eben so hatten die Rathsherren Brewitz, Steinbeck und Bauermeister sowie mehrere Magistratspersonen theils in der Vertheidigung, theils unter den rauchenden Trümmern der Häuser ihren Todt gefunden; nur von den Chef des Magistrats, dem ersten Bürgermeister Martin Brauns, konnte man keine Gewißheit erlangen erst später ward er in seinem eigenen Hause mit gefalteten Händen, auf dem Rücken liegend, todt gefunden. Der wildeste aller zügellosen Auftritte des fürchterlichen Schauspiels war zur Hälfte vollendet, die durch Erpressungen und Schandthaten aller Art befleckte Ehre des katholischen Kriegsvolkes unter dem Fluch der besiegten vernichtet, und Tillys Name prangte auf der Tafel des Geschichte, hoch über den blutigen Feldern der Wüthrige einer rohen Vorzeit, des Alarich,

und Attila. Nur wenige Stunden hatten hingereicht, die Geschichte mit nie gesehenen Teufelsfratzen zu bereichern.

Es war am 10. Mai in der Mittagsstunde, da eben das Schießen aufgehört und auch das Stürmen auf die Stadt nachgelassen hatte, als aus dem Fenster desjenigen Hauses am Breitenwege, welches noch heute der „zehnte Mai" heißt und mit einem menschlichen Kopfe und einer beziehungsweisen Unterschrift dazu versehen ist — eine weiße Fahne mit dem kaiserlichen Doppeladler lang herausgeschoben wurde. Die nach dem ersten Tumult nach und nach in besserer Ordnung einziehenden Regimenter richteten ihre Blicke nach diesem, ihnen Achtung und Schonung gebietenden Panier und marschirten gehorsam vorüber, denn die Thüren des Hauses waren fest verschlossen und das flatternde Warnungszeichen sprach deutlich die Gesinnungen des Bewohners aus, der nur durch seine Anhänglichkeit an die käiserliche Partei zu dem Besitz eines solchen Symbols gelangt sein konnte. Als aber die Flammen der ringsumher brennenden Häuser auch diesen Zufluchtsort des Verraths umzingelten, als die heranstürmenden, nur raub- und plünderungssüchtigen Kroaten zu dem Kröken- und Sudenburger-Thore hereinras'ten und sich, gleich hungrigen Tiegern, ausbreiteten und alle, in der schönsten Straße Magdeburgs noch nicht oder noch nicht völlig zerstörten Wohnungen anfielen, da ward auch das an manchem Hause

flatternde Kainszeichen nicht mehr geachtet und schonungslos der Verräther, wie der Verrathene angefallen.

Wir führen, noch ehe das bezeichnete Haus mit seinen fest verschlossenen Thüren ein Gegenstand der Raub- und Plünderungswuth wird, die freundlichen Leser in das Innere desselben und lassen sie einen Blick in die damaligen Geheimnisse von Magdeburg thun, die, wenn sie auch nur eine bloße Volkssage verbürgt, für viele Bewohner ein ungleich höheres Interesse haben müssen, als Eugen Sue's bekannte Werke über die „Geheimnisse von Paris" nur immer für deutsche Leser gehabt haben mögen. Auf einem rothseidenen Divan, in einem kleinen Zimmer des ersten Stocks saß ein junges, blühendes Weib neben dem kaiserlichen General-Kriegs-Kommissar von Wallenroth, der sich die aufgetragenen Speisen und den perlenden Burgunder-Wein vortrefflich schmecken ließ. Er stand, ein wohlbeleibter Vierziger mit einem männlich schönen Gesicht, von Minute zu Minute auf, that einige Blicke durch's Fenster und tröstete die junge Frau mit der Versicherung, daß ihrem Gatten, der sich noch im kaiserlichen Lager befand — wohin er am frühesten Morgen mit der ausgedehntesten Vollmacht: um jeden Preis die Erstürmung der Stadt abzuwenden und eine, wenn auch nur das Leben schonende Kapitulation zu erzielen, von den weisen Vätern der Stadt gesandt worden — kein Leid widerfahren werde. „Seid unbesorgt, schöne Frau!" sagte der ga-

lante Kriegs-Kommissar, — „da der Graf die Gesinnungen Eures Gemahls kennt und weiß, was er für die gerechte Sache kaiserlicher Majestät gethan, wie er sich sogar den Haß seiner Mitbürger durch die uns vertraulich gemachten Mittheilungen zugezogen hat, so wird er ihn nicht nur zu schützen, nein sogar zu belohnen oder kaiserlicher Huld zu empfehlen wissen. Jetzt muß ich Euch verlassen und bitte nur, auch um Eurer selbst willen Euch nicht zu ängstigen, da der Adler von dem Kriegsvolke gar hoch respektirt werden wird, wie Ihr Euch schon überzeugt habt!"

„Wenn Ihr mich verlassen müßt — erwiderte die Dame — so nehmt, ich bitte Euch darum, Herr von Wallenroth! die Briefe hier an Euch, die mein Gatte unvorsichtig zurückgelassen hat, damit sie nicht einmal als Beweisstücke benutzt werden können, wenn nach wieder eingetretener Ordnung und Ruhe die Eurer guten Sache ergeben gewesenen Männer, woran ich nicht zweifle, zu schwerer Verantwortung gezogen werden!"

„Nicht nöthig, schöne Frau!" nahm wieder der Kommissar das Wort, „macht Euch von der Ruhe und guten Ordnung, die jemals wieder bei Euch heimisch werden mögen, keine zu schmeichelnde Vorstellung. Vernichtet die Papiere und gebt mir, wenn Ihr mich einmal mit Etwas belasten wollt, lieber ein werthvolles Andenken, damit ich mich auch im Feldlager Eurer erinnere! Wenn übrigens Euer Gemahl, wie ich nochmals versichere, gesund und munter zurückgekehrt sein

wird, so sagt ihm, ich würde seiner stets freundlich gedenken und, was ich nur vermag gern thun, um ihm einen Lohn seiner Verdienste zu verschaffen."

Der ritterlich galante Kriegskommissar küßte die junge Frau auf die schöne, vor Furcht und Angst etwas gebleichte Stirn und lös'te mit kunstgeübter Hand eine schwere goldene Halskette, woran sich ein mit edeln Steinen besetztes Kreuz befand, vom blendenden Nacken. „Was soll das? Herr Kriegskommissar!" fragte die schöne Frau erschrocken: „Treibt keinen Scherz in so schwerer Zeit! oder ist es Euer Ernst, daß Ihr ein Andenken begehrt, so erlaubt, das ich Euch nach meinem Belieben gebe!"

„Ei mit nichten, holdes Weibchen!" antwortete Wallenroth; da könntet Ihr wohl so zärtlich sein und mir eine von Euren blonden Haarlocken verehren wollen, die im Feldlager nicht höher geachtet wird, als eine Handvoll Haare aus dem Schweife meines Schimmels. Laßt mir darum das schöne Collier, das Euren noch weit schönern Hals geziert hat!" „Das Collier kann ich Euch — sagte die Dame — durchaus nicht lassen, es hat als ein Geschenk meines seligen Vaters einen hohen Werth für mich!"

„Nun, wie hoch schätzt ihr denn das Halsband?" frug Wallenroth, dasselbe in der Hand wiegend und den Glanz der Steine prüfend, „Wenn ich ein Jude wäre, würde ich Euch höchstens vierzig Louisd'or dafür bieten; hab' ichs getroffen?"

Dieß alles sprach der Kommissar in einem so heitern und scherzenden Tone, daß das junge Weib keinen Gedanken an eine ernste Anmaßung desselben hatte, vielmehr das Unternehmen für eine gewöhnliche Galanterie hielt und in derselben Stimmung antwortete: „Ihr könntet mir zweihundert Louisd'or bieten, so würde ich Euch den Schmuck doch nicht geben.“ Nun — sagte auf einmal der Kommissar mit strengen Ernst — so gebt mir zweihundert Louisd'or und Ihr sollt Euer Collier behalten! Macht es aber kurz, denn Ihr hört, wie toll es auf den Straßen hergeht und länger darf ich bei Euch nicht verweilen.“ Immer noch nahm die junge Frau die Sache für Scherz, da riß Wallenroth die Thür des Zimmers auf, rief die auf dem Vorsaal stehende Ordonanz und sagte, mit dem Collier davon eilend: „Laßt Euch, Weißel! von der schönen Dame hier zweihundert Louisd'or zahlen und nehmt sie als Entschädigung für die Beute, welche Ihr in dieser Zeit, da Ihr bei mir seid, hättet machen könnnen!“

Alles Bitten und Flehen der Dame war von nun an vergebens, denn der Komissar war schon auf der Straße, als der Ordonanz-Soldat das Weib zur Bezahlung der zweihundert Louisd'or aufforderte. Sie wollte sich zwar immer noch sträuben, als sie aber der Soldat einen Blick durch das Fenster auf die Straße thun ließ und dabei äußerte: „Soll ich etwa den Adler einziehen und Euer Haus den Kroaten öffnen!?“

da sank ihr der Muth, sie erwog, daß die Stadt in der Feinde Gewalt und der zügellosen Soldateska preis gegeben war und zahlte die geforderte Summe.

Den ganzen Vormittag hatte die junge Frau in jenem Hause am Breitenwege Ruhe gehabt und konnte sich nicht glücklich genug schätzen, mit einem so geringen Opfer diese, wie sie sich schmeichelte, ungestörte Ruhe erkauft zu haben; da stürzte Johanne, ihre Zofe, ins Zimmer, rang die Hände und schrie, von Angst und Schmerz gegeißelt: „Wollt Ihr Euch denn den Kroaten preis geben, gestrenge Frau? Hört nur, wie sie unten poltern und toben, und thut nur einen Blick durch's Fenster auf die Straße, dann wird Euch der Muth wohl sinken!“ Die Dame hatte nicht sobald ihre Augen nach der Straßt gerichtet, als sie mit einem Schrei des furchtbarsten Entsetzens zurückfuhr und — einem Haufen blut- und beutegieriger Soldaten in die Hände gerieth, welche zum Theil in fremden, ihr unverständlichen Sprachen Geld und Wein verlangten und beide Frauen die junge Dame sowohl als die Zofe, mit ihren Fäusten packten und in eine Ecke des Zimmers trieben, wo sie, während ein Theil der Plünderer Kisten und Kasten aufschlug und Alles was einigen Werth zu haben schien, herauswarf, von Andern bewacht wurden. Vergebens berief sich die junge Frau auf die Verdienste ihres Gemahls, vergebens auf den vor dem Fenster flatternden kaiserlichen Adler; die rohen Krieger höhnten und spotteten ihrer

Berufung, nannte ihren Gatten einen Spion und Verräther und ließen sich in ihren räuberischen Geschäften nicht nur nicht stören, sondern banden beiden Frauen die Hände kreuzweis zusammen, um sie wahrscheinlich einer noch größeren persönlichen Schmach zu weihen. Die Todesangst der Dame war auf's Höchste gestiegen, denn mit jeder Minute drangen neue Ankömmlinge ins Zimmer, und so entstand nach und nach unter den Soldaten ein hitziger Streit, der sich in einen wüthenden Kampf umgestaltete und ohnfehlbar ihrer Ehre, oder ihrem Leben geschadet haben würde, wenn nicht noch zu rechter Zeit der Kriegskommissar von Wallenroth mit einer Schutzwache angekommen wäre und die rohen Krieger hinausgetrieben hätte. Wallenroth redete die Dame, während er seine Wachen vor der Thür des Zimmers stehen hieß, an: „Entschuldigt, werthe Frau! wenn ich noch einmal zu Euch komme und Euch mit weniger Artigkeit behandele, als sonst geschehen würde; allein es ist Krieg und Ihr seid nur unsre schöne Beute in der besiegten Stadt! Der Kriegsbrauch weiß nichts von Galanterie und Artigkeit.

Dieses Haus verbirgt außer Euch noch andere Gäste, an deren Gefangennehmung uns viel gelegen ist. Saget! Wo und wer sind sie?"

„Das ich nicht wüßte," antwortete die Dame. „Das Haus ist groß und hat Räume, in welchen ich nichts zu sagen habe; doch glaube ich Euch versichern

zu können, daß Niemand hier ist, als Domestiken, an denen Euch nichts gelegen sein wird!"

Wallenroth zog eine Brieftafel aus der Brusttasche seines langen Rocks und las: „Die drei Bürgermeister: Georg Kühlwein, Johann Westphal und Georg Schmidt, sowie der Rathsbaumeister Otto v. Gerike und deren Familienglieder." Dann wandte er sich wieder zu der Dame und fuhr fort: „ich werde dennoch galanter gegen Euch sein müssen, als Ihr glaubt, denn ich werde Euch für diese Männer zwei Andere schicken, unter deren Obhut auch Ihr geborgen seid!"

In der That befanden sich die genannten Magistratspersonen in jenem Hause, wohin sie sich während des Gefechts in den Straßen, zum Theil verwundet, vor den ihnen nachgesetzten Verfolgern gerettet hatten.

Sie wurden insgesammt auf Wallenroths Befehl nach dem kaiserlichen Lager geführt, kehrten späterhin wohlbehalten nach Magdeburg zurück und Kühlwein ward erster Bürgermeister. Nach ihrer Entfernung an jenem Tage kamen unter kaiserlichen Geleit allerdings zwei andere Herren: der erste damalige Bürgermeister Martin Brauns und der Rathmann Johann Alemann, in jenem Hause an, aber nicht, um, wie der Kriegskommissar getröstet hatte, ruhig leben und die schöne Dame unter ihre schützende Obhut nehmen zu können, sondern um einer Abtheilung des schreibenden Hauptquartiers von Tilly als Mittel zu dienen, die Gesin=

nungen und Handlungen derjenigen Männer zu erforschen, welche an der Spitze der Magistrats- und allgemeinen Volksversammlungen gestanden, als der Beschluß gefaßt worden war: den kaiserlichen Prinzen Leopold Wilhelm als Erzbischof nicht anzuerkennen, vielmehr den verbannten Administrator Christian Wilhelm wieder aufzunehmen. Zwar schien es den kaiserlichen Kommissarien gelungen zu sein, durch Hülfe des schwärzesten Verraths ihren Zweck zu erreichen; es bewährte sich aber auch bald die Untrüglichkeit des Ausspruchs eines unsrer größten Dichter:

„Jede Unthat trägt ihren eignen Rache-Engel, „die böse Hoffnung, schon unter ihrem Herzen."

Denn kaum waren die feindlichen Kommissarien fort, da stürzten wilde Männer aus allen Abtheilungen des feindlichen Kriegsheeres, halbberauschte Pappenheimische Reiter und raubsüchtige, alles menschliche Gefühl verläugnende Kroaten in das Haus und übten schonungslos und unbarmherzig, gleichsam als strafende Werkzeuge höherer Rache, Handlungen aus, die, weil sie keines Magdeburgers Auge gesehen und kein Ohr gehört hat, dem Griffel der Geschichts-Muse entgangen oder in ihrer Art zu abscheulich gewesen sein mögen, als daß die keusche Klio sie nicht hätte mit dem Schleier der Vergessenheit bedecken sollen. An demselben Tage noch sahe man aber, daß ein verstümmelter Leichnam zu demjenigen Fenster heraus auf die Straße herabgeschleudert ward, aus welchem das Pa-

nier der kaiserlichen Fahne geflattert hatte; statt dieser ragte, an zwei Piken gespießt, der kopflose Leib der schönen Dame, und zwar in der künstlich geformten Gestalt eines damaligen Bierzeichens, hervor, mit der noch am Vormittag der kaiserliche Kriegskommissar v. Wallenroth gefrühstückt und der er zum Andenken das schöne Collier auf eben nicht ritterlich galante Manier vom schönen Schwanenhalse gelöst hatte. Die beiden Leichname sind wohl von vielen unglücklichen Bewohnern Magdeburgs vor jenem Hause gesehen, ihr endliches Schicksal ist aber nicht bekannt geworden; wahrscheinlich haben sie mit vielen tausend Leichen ihr Grab in der Elbe gefunden, doch — ein bleibendes Denkmahl der Erinnerung an den ewig unvergeßlichen „zehnten Mai" und die geheimnißvollen Thaten in den innern Räumen des Hauses trägt dieses noch heut zur Schau. — Klara von Flensburg, die bescheidene Seherin hatte ein Gesicht gehabt, welches bald nach ihrem in jungfräulicher Reinheit erfolgten Tode sich offenbarte. Ob des Oberbürgermeisters Martin Brauns guter oder böser Genius den Wein aus dem ihm in der Johanniskirche gereichten Kelche genippt ob er ihn als Märtyrer der Unschuld und Redlichkeit oder als Theilnehmer an einem wohl nicht ganz hint wegzuläugnenden Verrathe habe bezeichnen wollen' dieß muß die Sage, der es in der Beziehung an glaubwürdigen Nachrichten fehlt, dem Nachdenken und der Beurtheilung solcher Bewohner Magdeburgs über-

lassen, welche mit der Leuchte ihres Verstandes einen Hintergrund zu erhalten vermögen, der unserer Zeit ewig dunkel bleiben wird. Auf die „Vox populi“ wird nach den Grundsätzen einer neueren Philosophie kein Gewicht gelegt. —

Wir könnten hier unsere Erzählung schließen, allein die Betrachtung ihrer Magerkeit und die Unzulänglichkeit der uns zur Benutzung vorgelegenen Quellen legen uns die Pflicht auf, eine interessantere Zugabe beizufügen. Indem wir zu dem Ende die alten Chroniken Magdeburgs zu Hülfe nehmen, beuten wir uns aus denjenigen vielfältigen Begebenheiten, die sich vor dem unglücklichen Falle ereignet haben sollen, und welche sehr sinnig als Vorboten der großen Katastrophe bezeichnet sind, die einzige, ohnstreitig eben so denkwürdige, als merkwürdige Provhezeihung aus, welche in einer lateinischen Elegie über Magdeburg enthalten ist, die ein zu seiner Zeit gepriesener Dichter, Peter Catichius, über **70** Jahre vorher an seinen Freund, den Professor Joachim Camerarius zu Wittenberg, geschrieben hat. Wir geben treu die wenigen Worte, wie sie in lateinischer und deutscher Sprache der Chronist angeführt hat.

Heu mihi! qualis erit (quod abominor) exitus urbis,
Concidet hostili, si reserata manu!
Quis tenerum pavidae hauriet latus ense puellae,
Virginitas cujus praeda latronis erit;
Haec oculi quaecunque vident, cinis omnia fient,
Utraque dicetur flebile, ripa, solum.

Zu Deutsch:

O weh! was für ein End' droh't dieser Stadt und Mauern;
Ich denk's mit schwerem Leid, mit Angst und vielem Trauern!
Wenn durch des Feindes Hand sie einst erobert wird,
Und umgeworfen wird all' ihre Pracht und Zierd!
Wer wird der bleichen Magd vor Jammer, Angst und Schrecken
Zu öffnen ihre Seit', sein Arm und Schwerdt ausstrecken?
Wer wird der Mörder sein, so denn versucht sein Heil
Und dem ihr' Jungfrauschaft wird vor ein Raub zu Theil?
All's was mein' Augen nur hierinnen können schauen,
Wird werden all' zu Staub gleich andern eb'nen Auen;
Der breiten Elbefluß, der Ufer und der Rand
Sie werden, Gott verhüt's! ein ledig wüstes Land.

Was war es, das diesen Mann in dem Briefe an seinen Freund, so lange vorher, zu einer Begeisterung hinriß, in welcher er Magdeburgs traurigstes Schicksal prophezei'te? — Dem denkenden Leser ein Fingerzeig zur Beurtheilung so mancher Dunkelheiten in Glaubenssachen, die unsere Zeit mit der Fackel der Vernunft aufzuklären bemüh't und deren Aufgabe darum die Lösung einer hochwichtigen Frage ist.

Das goldene Pflugeisen.

Das noch gegenwärtig ein Schild mit „dem gold'nen Pflugeisen" führende Haus am Breitenwege verdankt der Sage nach, seinen denkwürdigen Namen folgendem historischen Ereignisse.

Es war am Palmsonntage des Jahres 1210, als der Erzbischof Albrecht, oder Albertus I. mit großem Gepränge in Magdeburg einzog. Er war aus dem reichen Geschlecht der Grafen von Kirchberg in Thüringen, stand in hohem Ansehen bei allen Fürsten und ward vom Papste selbst geweihet und zum Kardinal erhoben. Sein Vorgänger, Ludolf, geringen Herkommens aus Kroppenstedt, hatte zwar die Erzbischöfliche Würde 15 Jahre lang mit Ruhm und Ehren verwaltet und Hundisburg, Schraplau, Bornstedt und mehrere andere Güter an das Erzstift gebracht, sein Leben aber mehr den Wissenschaften und einer stillen Eingezogenheit gewidmet, daher der Glanz, mit welchem sein Nachfolger sich umgab, ihn den Magdeburgern gar bald vergessen machte; denn die Welt liebte schon damals, wie heutigen Tages noch, an den Großen

der Erde eine das Gemeine überstrahlende, zur Bewunderung und Verehrung hinreißende Pracht und Herrlichkeit, wenn sie sich den Augen des Volks recht schmeichelnd kund gab. Am gedachten Palmsonntage nun war schon am frühen Morgen in Magdeburg, sowie auf den Straßen und Wegen dahin Alles auf den Beinen, indem die veranstalteten Feierlichkeiten auf einen eben so außerordentlich glänzenden Empfang, als auf einen mit hoher, fürstlicher Pracht umgebenen Einzug schließen ließen. Der Rath und die Bürgerschaft hatten Alles aufgeboten, um dem Glanze, mit dem, wie sie wußten, der hohe Prälat erscheinen würde, mit einer seinen Einzug verherrlichenden Pracht zu begegnen, und viele Tage hintereinander hatte man auf den Straßen vor und in der Stadt eine Schaar von Künstlern und Arbeitern gesehen, welche unabläßig mit großartigen Verzierungen beschäftigt waren. Es war ohngefähr um 8 Uhr Morgens, als auf der Straße von Stendal her ein junger Gesell nach Magdeburg zu schritt, der, seiner armseligen Bekleidung nach, mehr nach dem lieben Brode, als nach der Beschauung der großen Tagesfeier zu gehen schien, denn ob er sich wohl zuweilen ein lustiges Liedlein pfiff, so traten dazwischen doch Pausen ein, in welchen er aus der zerrissenen Tasche seines Rocks ein Stück Schwarzbrod langte und solches mehr mit einem sogenannten Heißhunger, als aus Appetit verschlang. Je näher er dem Krökenthore kam, je mehr fand er die Straße mit

allerlei Wanderern bedeckt, die von nah und fern demselben Ziele zueilten. Der Mittag war herangerückt und immer noch wogte das schaulustige Volk auf den Straßen umher, denn der Erzbischof war noch nicht angelangt und erst am Spätnachmittage zog er unter dem Geläut der Glocken, umgeben von einer Schaar geharnischter Ritter und Reisiger, sowie vieler Bürger Magdeburgs, zu Pferde ein.

Wir wollen nicht die Feierlichkeiten jenes glanzvollen Einzugs beschreiben, sondern uns nur an den Faden der Geschichte halten, welche den Knäuel der zu erzählenden Sage aufrollt.

Die Stadt, welche damals bei weitem noch nicht den Umfang hatte, wie gegenwärtig, in der es hauptsächlich an geräumigen Gasthöfen und Herbergen fehlte, wo die vielen Fremden hätten einkehren und, um am folgenden Tage die Feier der Einweihung und der damit verbundenen Prozessionen mit anzusehen, über Nacht bleiben können, wimmelte von ermüdeten Wanderern, und die Becker= und Fleischer=Buden waren voll von hungrigen Gästen. In einem Hause am Breitenwege, nicht fern vom Krökenthore, waren alle Zimmer und Kammern, ja die kleinsten Räume bis zum oberen Bodengelaß mit Gästen besetzt und durch alle Spalten und Oeffnungen mit und ohne Fenster sah man Licht schimmern. Das Haus hieß der Bauernkrug, weil gewöhnlich nur Landleute, größtentheils [illegible] den Markttagen, daselbst herbergten. An der

großen Tafel im untern Gastzimmer stand oder lehnte in der neunten Abendstunde ein junger Gesell, der sehnsüchtig nach den vollen Bechern und Krügen schau'te, die eben so schnell von den zechenden Männern geleert, als von dem feisten Schenken und dessen handfesten Knechten gefüllt wurden; es war derselbe Bauernbursche, welcher am Morgen auf der Straße von Stendal lustig einhergewandert war und sein Stück Schwarzbrod verzehrt hatte, ohne daran zu denken, daß er am Abende wieder hungern und in der Stadt, ohne Geld wie er war, nichts erhalten würde. „Habt Ihr einen Krug begehrt, Brusch?" frug ihn ein eben mit mehreren vollen Krügen eintretender Knecht, so greift nur zu, denn Ihr sehet, das heute die Ordnung hier eine Ende hat! Wer zum Teufel kann Augen und Hände genug haben, um die vertrockneten Kehlen wieder auzufeuchten?!" Der Jüngling nahm den Krug und leerte ihn mit einem Zuge. — „Was doch ein kräftiger Trunk zur rechten Zeit thun kann?" fuhr der Knecht lachend fort, — „Ihr sahet vorher aus, wie ein vertrockneter Häring und jetzt, da ihr Euch satt getrunken, glänzt Ihr wie ein junger Aal! Nun rückt nur Geld heraus, denn heut wird nicht gekerbholzt!" — Aber der gestärkte Gast blieb unbeweglich, seine Taschen waren, wie er wußte, leer und im Uebermaße seines Durstes hatte er nicht daran gedacht, daß er werde bezahlen müssen. Er trat etwas fern von den übrigen Gästen am Tische ab und sagt[illegible]em

Knechte: „Hab' ich doch wirklich nicht einen Pfennig bei mir; indeß werd' ich morgen redlich zahlen, da ich erst Geld lösen will!" — „Ei was! — schrie der grobe Knecht — was morgen, was morgen? Heut habt Ihr getrunken, und heut müßt Ihr bezahlen!" In diesem Augenblicke drang ein gewaltiger Haufe von neuen Ankömmlingen zur Thür herein und der fremde Gesell bekam dadurch Luft, daß er ohne Bezahlung hätte davon gehen können; er blieb aber ruhig auf der Stelle und würde unfehlbar einer noch gröberen Erinnerung ausgesetzt gewesen sein, wenn ihn nicht ein Zufall aus der unangenehmen Klemme gerettet hätte. Ein zartes Mägdlein öffnete nämlich die Thür des Zimmers und rief mit wohllautender Stimme herein: „Kasper, geschwind! leuchte mir nach dem Keller!" Ob nun der Hausknecht Kasper diesen Ruf nicht gehört oder der junge fremde Gesell mit jenem diesen Namen gemein hatte, genug der Bursche ergriff rasch ein, vor ihm auf der Tafel stehendes Licht und leuchtete der Dirne vor. Im Hausflur sagte das Mägdlein, dem Jüngling verwundert betrachtend: „Nun, Ihr habt dafür einen Krug gut, daß Ihr mir leuchtet, denn es hat Eil' und Kasper hat heute, wie Ihr wohl sehet, alle Hände voll, kommt nur, es hält nicht auf!" Die Dirne hob eine Fallthür empor, legte sie sorgfältig an die Wand an und hieß den Jüngling mit dem Licht vorausgehen, dann zog sie die Thür wieder hinter sich zu und sagte im Vorschreiten: „Ich werde zwar nicht lang[illegible]en, doch ist Vorsicht heute nöthig, denn gar

leicht möchte einer der trunkenen Gäste herabfallen; dann schlüge mich die böse Stiefmutter gewiß todt!“

Beide junge Leute schritten nun weiter, erst mehrere Stufen hinab, wo in einem weiten Raume auf hingebreitetem Stroh allerhand Früchte, Brod, Fleisch und andere Nahrungsmittel durcheinander, dann in einen tiefen Keller, wo große, mächtige Fässer auf hochgezimmertem Holzwerk lagen, die sich an beiden Seiten des nicht sehr weiten Raumes aufthürmten. Mit einem Stück Kreide machte dann das Mägdlein an jedes Faß ein besonderes Zeichen und sagte während dieser Beschäftigung: „Seht, lieber Gesell! ich bin des Vaters Verwalter und Kellermeister und habe heute wahrlich nicht eher Zeit gehabt, die Fässer zu bezeichnen, damit der grobe Kasper nicht mehr fehl greift und mich wieder bei der Mutter verläumdet. Ihr heißt wohl — fuhr sie freuudlich fort — auch Kasper? denn Ihr waret auf meinen Ruf ins Zimmer gleich so flink mit dem Lichte da; wo seid Ihr denn her?“

Der Jüngling hatte längst gewünscht, sich Jemandem im Hause zu entdecken, um irgendwo in einem Winkel schlafen zu dürfen, denn er war hungrig und müde und hatte doch kein Geld, womit er in einer Herberge hätte bezahlen können. Mit vor Freude glühenden Augen sah' er die zarte Jungfrau an und sagte: „Ja, wohl heiß ich Kasper und bin ein armer Bauerbursche, der kein Geld in den Taschen, [illegible] doch

Hunger und Durst hat. So Ihr mir, werthe Jungfrau, ein Stücklein Brod und einen Trunk Bier reichen wollt, werde ich morgen dankbar zahlen, denn ich gedenke morgen Geld zu lösen, das die Zeche sammt der Schlafstelle decken wird, die ich wohl unter dem freien Himmelszelt werde suchen müssen, wenn sich Niemand meiner erbarmt.“ Die Dirne heftete einen langen, mitleidigen Blick auf den Jüngling und erwiederte: „Ich darf Euch da oben nichts reichen und würde Gefahr laufen, mit Euch zugleich aus dem Hause gejagt zu werden, so Ihr aber Euch nicht fürchtet, steht Euch dieser Keller zu Diensten, wo Ihr auf weichem Stroh schlafen und von dem, was Ihr sehet, zulangen könnt! Um zu trinken, bedient Ihr Euch dieses Röhrleins, das Ihr in die Oeffnung irgend eines Fasses steckt; doch hütet Euch vorm Uebermaß, damit Ihr nicht trunken werdet. Morgen früh laß ich Euch heraus, denn außer mir und den Hausknecht Kasper kommt Niemand hieher, und der wird Euch nicht sehen, wenn Ihr Euch hinter die dicken Strohbünde legt und nur ruhig seid!“ „Ich dank' Euch, schöne Jungfrau!“ — nahm der Fremde wieder das Wort und fuhr, des Mädchens Hand ergreifend, fort: „Ihr wolltet auch wissen, woher ich sei? ach! könnt' ich Euch das sagen, so hätte ich doch irgendwo eine liebe Heimath! So Ihr morgen vielleicht etwas mehr Zeit habt, als diesen Abend, werd' ich Euch mein Schicksal erzählen!“

Die Dirne, im Begriff aus dem Keller zu gehen stand noch einige Augenblicke nachdenkend still und sagte dann: „Es ist doch ein bedenklicher Fall; ich kann Euch nicht bestimmt versprechen, morgen früh die Kellerthür zu öffnen und Euch frei zu lassen, da wohl Kasper die Nacht über den Schlüssel an sich behalten könnte. Hier liegen aber eiserne Reifen und andere Dinge, und die Kellerthür springt leicht auf, wenn Ihr ein solches Stück als Hebel braucht!"

„Da kann ich mir anders helfen," sagte der Jüngling, zog unter seinem Kittel ein mit einem alten Tuche umwickeltes Pflugeisen hervor und antwortete: „Das soll mein Schlüssel im Nothfall und zugleich der Schatz sein, womit ich Euch für Zehrung und Schlafstelle bezahlen will. Seht, werthe Jungfrau, dieses Pflugeisen ist das einzige Erbe meines Vaters, den ich nie gekannt, das ich aus den Trümmern seines verschuldeten Nachlasses gerettet habe und morgen hier an einen Grobschmied oder Eisenhändler verkaufen wollte." Die Dirne mochte zwar nichts von Bezahlung hören, sagte aber endlich: „Nun, wenn Ihr nicht anders wollt, so füllt Euch von den Vorräthen da die Taschen, damit Ihr auf der Reise nicht zu hungern braucht." —

Am nächsten Morgen fand der Hausknecht Kasper die Kellerthür gewaltsam erbrochen und neben derselben ein altes, verrostetes Pflugeisen, das er, als er im Keller nichts Erhebliches vermißte, auf eine Treppen-

stufe legte; es war noch früh am Tage, als er die lose Thür wieder in die Hespen brachte und zu der Tochter seines Herrn, welche gerade dazu kam, sprach: „Sagt dem Vater und der Mutter nichts, Brigitte! Wahrscheinlich ist der Dieb, der hier eingebrochen, verjagt worden, denn unten ist noch alles in guter Ordnung und es fehlt kein Strohhalm!"

Brigitte, in der wir die hübsche Dirne vom vergangenen Abend erkennen, nahm das Pflugeisen und trug es mit dem Worten: „So will ich nur das Ding da aus dem Wege schaffen!" in ihr Kämmerlein.

Eine lange, schwere Zeit war vorüber gestrichen, das Jahr 1212, wo Kaiser Otto die Stadt belagerte und die Vorstädte niederbrannte, hatte großes Elend über die Bewohner Magdeburgs gebracht. Der Wirth zum Bauernkruge am Breitenwege war gestorben und seine Witwe, Brigittens Stiefmutter, Frau Katharine Grahl, lebte mit dieser in dem verschuldeten, den baldigen Einsturz drohenden Hause. Das Geschäft ging schlecht, denn Frau Katharine hatte sich ihr Leben über mehr geputzt und lieber mit feinen Bissen bedienen lassen, als daß sie die Gäste bedient hätte; und Brigitte vom Vater seit früher Jugend vernachlässigt, stand mit der Stiefmutter auf einem schlimmen Fuß. Frau Katharine war überdem hochfahrend, herrsch- und zanksüchtig und würde die sanfte und taubenfromme Stieftochter längst aus dem Hause gejagt haben, wenn diese nicht in Folge einer letztwilligen väterlichen Be-

stimmung Eignerin und ihr, der Witwe, nur die lebenslängliche freie Herberge darin ausbedungen gewesen wäre. Bis zu der Zeit, wo sich Brigitte verheirathen würde, hatte sie auf den Grund derselben Bestimmung auch das unumschränkte Hausregiment und war deshalb in ihrem Benehmen gegen die ungeliebte Tochter etwas freundlicher und milder als sonst, weil sie fürchtete, Brigitte möchte um so eher sich zu einer Veränderung entschließen und einem der vielen Bewerber, die sich von Zeit zu Zeit einfanden, die Hand zum Ehebunde reichen.

Wiederum war es am Palmsonntage **1214**, als Brigitte noch spät am Abend an der großen Tafel im Wohnzimmer saß und, ihrer Gewohnheit nach, in einer Postille geistliche Betrachtungen las. Die Stiefmutter mit den Mägden war längst zu Bette gegangen und die fromme Dirne war bei dem Gebet sanft eingeschlummert. Da störte sie ein gewaltiges Klopfen an der alten verwitterten Hausthür aus dem Schlafe; nur halbwach stand sie auf und ging mit dem Lichte in der Hand nach dem Hausflur. „Was soll's noch so spät?" rief sie, „will noch Jemand herein, so werde ich den Hausknecht wecken!" — „Macht nur auf, wertheste Jungfrau!" rief eine ihr nicht ganz unbekannt vorkommende Stimme, „ich will meine Schuld für eine alte Zeche bezahlen und sehe noch Licht durch den Laden schimmern; Ihr habt nichts zu fürchten!" Der Ton und Ausdruck der angeneh-

men Männerstimme war so mild und zutraulich, daß Brigitte den alten Riegel zurückschob und die Hausthür öffnete. Wie erschrak aber die Jungfrau, als statt eines Bekannten, den sie der Stimme nach vermuthete, ein ihr ganz fremder Reiter eintrat?! Der schöne, junge Krieger trug ein gelbes Lederkoller, ein breites Schwerdt an der Seite, kurze, mit schweren Sporen versehene Reiterstiefel und eine schwarze Blechhaube mit einer kurzen weißen Feder; er schob, als er ins Haus getreten war, den lockeren Riegel wieder vor, faßte das zitternde Mägdlein an der Hand und zog es mit sanfter Gewalt ins Zimmer. „Kennt Ihr mich nicht mehr, schöne Jungfrau?“ frug er hier, „ich bin ja noch in Eurer Schuld, denn der Erlös aus dem Verkauf des alten Pflugeisens, das ich Euch als Pfand zurückgelassen habe, wird meine Zeche bei weitem nicht gedeckt haben, da ich mich damals nicht nur gehörig satt gegessen, sondern wie Ihr mir befahlt, auch die Taschen voll gefüllt habe. Seht! ich habe jetzt Geld und will Euch redlich bezahlen, besonders da ich gehört habe, daß Euch der Vater nichts weiter als dies alte, schwer mit Schulden belastete Haus hinterlassen hat; dann will ich Euch noch einmal für diese Nacht um Herberge ersucht haben, Ihr mögt mir dafür eine tüchtige Zeche machen!“

„So seid Ihr wirklich — sprach Brigitte, die sich vom Schreck erholt hatte — derselbe Gesell, der

sich Kasper nannte und in unserm Hauskeller über-nachtet hat? Nun sorgt nur nicht, das Pflugeisen ist noch vorhanden und bleibt Euer Eigenthum, wenn Ihr es auch nicht auslöset; denn von einer Zeche oder Bezahlung für jenen Abend und die Nachtherberge kann nicht die Rede sein. Aber laßt mich, lieber Herr, den Knecht wecken, daß er Euch eine Schlaf-stelle anweise, da es mir nicht ansteht, Euch allein zu bedienen und mein Ruf der einzige Schatz ist, den ich besitze und auf den ich halte!"

„Nein," sagte der Reiter, „solches Aufsehen will ich nicht in Eurem Hause machen; ich bin schon mit meinen Leuten im güldenen Engel abgestiegen und werde leicht dort wieder Einlaß finden. Vergönnt mir nur ein kurzes Gehör, um Euch, wie Ihr ja damals begehrtet, erzählen zu können, woher und wer ich sei?" Er setzte sich traulich neben die Jungfrau, welche stillschweigend seine Bitte gewährte, schlang seinen rechten Arm um ihren schlanken Leib und be-gann: „Ich heiße, wie ich Euch schon damals gesagt habe, Kasper und bin Leibknappe des Kaisers; mei-nen Vater und dessen Namen hab' ich nicht gekannt, denn eine Zigeunerfamilie hat mich aus Schwaben mit fortgenommen und mich, als einen zarten Buben weil ich krank war, in Stendal zurückgelassen, wo sich ein Holzhauer meiner angenommen und mich er-zogen hat. Das Pflugeisen hatten die Räuber aus meines Vaters Wohnung mit fortgenommen, und mögen

damit manchen gewaltsamen Einbruch verübt haben; als mein wohlererbtes väterliches Eigenthum ließen sie mir es in Stendal zurück. Als ich vor vier Jahren beim Einzuge Eures Erzbischofs hier durchreiste, war ich auf dem Wege nach dem mir damals unbekannten Glücksziele, welches ich erreicht habe; ich wollte im Dienste des Kaisers Reiter werden und bin es geworden. Mehr kann ich Euch, liebwerthe Jungfrau, von meinem Leben nicht erzählen, und ich würde mich glücklich schätzen, wenn ich ein wohlhabender Bürger Eurer Stadt wäre, auf daß ich um Euch werben und mit Euch, als meiner treuen Ehefrau, in diesem Hause, das ich gewiß recht stattlich umbauen und aufputzen wollte, mein Leben lang wohnen könnte. Hier nehmt diesen Beutel mit einigen Goldstücken und laßt mich, wenn Ihr mich nicht über Nacht beherbergen wollt, ziehen. Ziert Euch nicht, die wenigen Goldstücke von mir anzunehmen, denn Ihr könnt es, da Ihr doch bauen müßt, brauchen; um ein lustiges Leben führen zu können, wie es einem kaiserlichen Leibknappen ziemt, hab' ich genug." Brigitte weigerte sich lange, den Beutel mit den Goldstücken anzunehmen und entschloß sich nur dann erst dazu, als Kasper sein liebes Pflugeisen dagegen zurücknehmen zu wollen sich erklärt hatte. Er versprach der Jungfrau dasselbe am nächsten Morgen selbst abzuholen oder es durch einen Diener aus dem güldenen Engel abholen zu lassen. Als Brigitte den Reiter entlassen und die

alte Hausthür wieder verriegelt hatte, kehrte sie ins Zimmer zurück und freute sich der glänzenden Goldstücke, welche sie auf dem Tische aufzählte, ja sie griff an ihr Herz und gestand sich, daß sie sich noch weit mehr gefreut haben würde, wenn der schöne junge Reiter um sie geworben hätte; doch der hatte, wenn er aus dem Dienst des Kaisers trat, kein Vermögen und nur ein Freier mit einem ansehnlichen Vermögen oder Einkommen konnte ihre Hand erhalten, wenn sie sich, des Vaters Willen und ihrem eigenen Lieblingswunsche nach, im Besitz des Hauses behaupten wollte. Neben ihrem Schlafkämmerlein befand sich eine alte Rumpelkammer, in welcher, wie sie wußte, auch das alte Pflugeisen lag; um es am Morgen bei der Hand zu haben, wenn, wie sie nicht zweifelte, der junge Leibknappe es abzuholen kommen würde, öffnete sie die Thür der finstern Kammer, um das Pflugeisen von der Stelle, wo es, wie sie wußte, lag, hinweg zu nehmen, als ein ungewöhnlicher Schimmer sie blendete. Das Pflugeisen lehnte der Länge nach an die Wand und glühte durchgängig, als ob es eben aus dem Schmiedeofen gezogen worden sei; ja, beim starken Auftreten der jungen, wohlbeleibten Dirne auf die Diele, welche sich bis zu dem Pflugeisen hinzog, war es, als wenn feurige Funken heraussprühten. — Brigitte hatte nicht den Muth, das Eisen anzugreifen, ließ es deshalb liegen und zog sich wieder in ihr Kämmerlein zurück, wo sie sich ins

Bett legte. Sei es, daß sie schon ein Paar Stunden in dem Gastzimmer geschlafen, oder daß der Leibknappe Kasper einen tieferen Eindruck auf ihr Herz gemacht hatte, als sie vorher geglaubt, genug der sonst gewöhnlich mit ihr ins Bett steigende Gott des Schlafs war ihr untreu geworden und überließ ziemlich die ganze noch übrige Nacht hindurch das Mägdlein seinen Betrachtungen. So fest sie auch die Augen zudrückte, so war sie doch nicht vermögend, das Bild des männlich schönen Kasper aus ihrer Seele zu verbannen, und sie fühlte noch immer den sanften Druck seiner warmen Hand, mit welcher er ihren Leib umfaßt gehabt hatte. Sie verglich alle die Freier, welche um sie geworben oder ihr die Absicht, dies zu thun, zu erkennen gegeben hatten, mit ihm; aber keiner konnte in der Probe mit ihm bestehen, der sanfte und doch feurige Liebesblick aus den ehrlichen Augen des jungen Gesellen hatte einen Stachel in ihr weiches Herz gedrückt, den sie empfindlich fühlte. Brigitte war vier und zwanzig Jahre alt und begriff jetzt mit aller Klarheit, was Liebe sei und daß sie noch nie geliebt habe; sie fühlte aber auch, wie traurig ihre Lage und wie elend sie war, da sie mit Rücksicht auf die Erhaltung ihres Hausstandes nur einem solchen Manne ihre Hand geben durfte, der vermögend genug war, um die Schulden zu decken und einen Neubau auszuführen. In solchen Gedanken war sie endlich doch eingeschlafen und erwachte erst am folgenden

Morgen, als schon die Sonne einige Stunden geschienen hatte. Ihr erster Gedanke nach dem frommen Morgengebet war an den Leibknappen Kasper, der nun bald kommen oder schicken mußte, um sein Pflugeisen in Empfang zu nehmen; sie kleidete sich daher rasch an und eilte in die alte Rumpelkammer, um dasselbe hinunter ins Gastzimmer zu tragen Die Sonne warf grade ihre feurigen Strahlen durch ein schmales Fenster jener Kammer und Brigitte fand jetzt das Erglühen des Eisens nicht mehr wunderbar; sie hüllte es in ihre Schürze und lehnte es im Gastzimmer an die Wand, grüßte einige schon anwesende Stammgäste und schämte sich, daß sie wider ihre Gewohnheit so lange geschlafen hatte.

„Was hat denn die alberne Dirne für ein Instrument dorthin gelehnt, das doch wahrlich das Zimmer nicht eben putzt?" frug Frau Katharine, als Brigitte hinausgegangen war; das eben eintretende Stubenmädchen, welches nach dem Pflugeisen griff, um es wieder fortzutragen, da ihr eine solche Frage der strengen Hausfrau als Befehl galt. In diesem Augenblicke stand ein schon bejahrter Mann, der neben einem jüngeren an der langen Tafel saß, auf, nahm das Pflugeisen dem Mädchen aus der Hand und wollte es derselben, da es ihm zu schwer schien, auf die Arme legen, fand es aber so gewichtig, daß er es selbst auf die starke Eichentafel legte und sagte, indem er ein wunderbares Erstaunen ausdrückte: „Bin

ich doch vierzig Jahre lang ein Grob- und Waffen-schmied gewesen und habe gar größere Eisen dieser Art gefertiget, aber von solcher Art hab' ich kein Stück gehabt. Das ist edleres Metall, als schlichtes Eisen; wenn Meister Kohlhase, der Goldschmied, kommt, soll er es doch mal prüfen, gewiß steckt ein edleres Metall in der schwarzbraunen Hülle."

„Na, wie gerufen, Nachbar Kohlhase!" fuhr der alte Grobschmied fort, „hier giebt's ein Stück Metall für Euch, das der Satan bezaubert haben muß, wenn es Eisen sein soll. Prüft mir einmal das Exemplar von Pflugeisen! „Meister Kohlhase, der Goldschmied, ein kurzes, feistes Männlein mit faust-dicker Kupfernase griff in die breite Manteltasche, nahm ein Instrument aus einem schwarzen Futteral, einen Stein aus der Brusttasche des mit vergoldeten Knöp-fen besetzten kirschrothen Klappenrocks und rieb mit dem Steine an dem unscheinbaren Pflugeisen; er dreh-te und wendete das schwere Eisen nach verschiedenen Seiten, setzte an verschiedenen Stellen den Probirstein an und begab sich, als er seine Sachen wieder sorgfältig zusammengepackt hatte, an seinen Platz, ohne sich zu erklären. „Nun?" frug der Grob-schmied — „zu welcher Art von Eisen gehört denn das wunderbare Stück?" Kohlhase blinzelte, weil eben Bri-gitte ein- und an die Tafel vor das Pflugeisen hin-getreten war, und sagte dann laut: „Ist denn heute der erste April, daß Ihr mich, da ich kaum einge-

treten und wahrlich noch so nüchtern bin wie ein neugebornes Kindlein, schon zum Besten haben wollt? Das ist, wie Ihr sehet, ein Pflugeisen und Ihr, ein hocherfahrener Grob- und Waffenschmied wißt wohl am besten, aus welcher Art Metall dergleichen Werkzeuge gemacht werden; nehmt es mit nach Hause und fertigt mir ein Paar tüchtige Plättstähle daraus, woran meine Hausfrau Mangel leidet! ich werde es der Frau Katharine abkaufen und über den Preis schon mit ihr fertig werden!"

„Mit nichten, Meister Kohlhase!" entgegnete Brigitte — das Eisen gehört einem fremden Wanderer, der es vor einigen Jahren hier zurückgelassen hat und heute wieder abholen wird, deshalb hab' ich es in Bereitschaft gelegt." Die junge, schlanke Dirne ergriff das Eisen mit einer Hand und trug es mit einer Leichtigkeit, als ob es von Holz sei, wieder an die alte Stelle an der Wand, worüber der Goldschmied und der Grobschmied gar höchlich sich wunderten uud darob bedeutungsvolle Blicke wechselten. Brigitte hatte lange auf den kaiserlichen Leibknappen Kasper gewartet; da er um die Frühstückszeit immer noch nicht kam, so schickte sie in den güldenen Engel, erfuhr aber von der zurückkehrenden Magd, daß derselbe längst fort sei. Alle Gäste waren nach Hause gegangen und Brigitte fegte eben mit der Magd das geräumige Zimmer, als der Grobschmied wieder eintrat, Brigitten gar säuberlich am Arme faßte, sie an ein

Fenster führte und, sie liebkosend, zu ihr sprach: „Nun, schöne Nachbarin! kann ich das alte Pflugeisen mitnehmen, das, wie ich sehe, der fremde Gesell nicht abgeholt hat und wohl nimmer abholen wird? ich kann es verarbeiten, ehe es bei Euch der Rost frißt." — Die Jungfrau mochte dem alten Stammgaste und gar lieben Nachbar, den sie wie ihren Vater ehrte, nicht gern eine so geringe Bitte abschlagen und war eben Willens, ihm das alte Eisenstück als ein Geschenk zu überreichen, als Kohlhase wieder eintrat und ein gleiches Verlangen nach dem Pflugeisen aussprach. Der Goldschmied war Brigittens Pathe und sie gerieth daher in einige Verlegenheit, wem sie das alte Geräth überlassen möchte; da fielen ihr in der Ecke eines Fensters drei Würfel in die Augen; sie nahm sie und sagte, sie unter lautem Lachen auf die Tafel legend: „Da, Ihr Herren! laßt die Würfel entscheiden, die meisten Augen mögen den Preis gewinnen!" Der Grobschmied schüttelte die entscheidenden Steine in der breiten Hand und warf drei Sechsen. — „Macht mir es nach, Gevatter!" schrie er jubelnd und schritt schon nach dem Fenster zu, wo das Pflugeisen an der Wand lehnte; da warf auch der Goldschmied, und siehe! auch dieser warf drei Sechsen. — „Halt!" schrie Meister Kohlhase, „wir müssen noch einmal würfeln, da! fangt wieder an, Gevatter!" Der Grobschmied warf wieder sechs und der Goldschmied dieselbe Zahl. So würfelten die bei-

den Männer zu vielen, vielen Malen und immer warf Einer so viel Augen als der Andere. — Sie geriethen nach und nach in eine solche Wuth, daß sie einander die Würfel in's Gesicht schleuderten, sich endlich packten und mit einander rangen. Gewiß würde es zu einer blutigen Entscheidung gekommen sein, wenn nicht drei Männer erschienen wären, die dem Kampfe der erhitzten Freunde ein schnelles Ende gemacht hätten. Die drei Eintretenden waren: der kaiserliche Leibknappe Kasper und zwei kaiserliche Reiter. Der Erstere hatte nicht sobald die Ursache des hitzigen Hahnengefechts vernommen, als er zwischen die Parteien trat und zu ihnen sagte: „halt! das Pflugeisen ist mein, aber was nützt es mir? Darum bietet darauf, Ihr Herren! Dem Meistbietenden wird es zugeschlagen!“ Er zog sein breites Schwerdt aus der Scheide, um sich dessen als Hammer zu bedienen und ließ die beiden Männer bieten. Sie boten nur immer kleine Summen und zogen, da keiner abgehen wollte, das Geschäft dadurch nur in die Länge; da trat ein kleines Männlein mit einem Ränzel auf den Rücken ein und hatte kaum einen Augenblick der wunderbaren Versteigerungs-Scene zugeschaut, als es das Pflugeisen prüfend emporhob und die beiden Liebhaber des so unscheinbaren Gegenstandes mit dem Ausruf überbot: — „tausend Goldthaler!“ „Treibt keinen Scherz, mein Freund!“ sagte Kasper, „ich bin des vielen Ausrufens satt und wollte die beiden Freunde durch meinen

Einfall nur wieder versöhnen, darum nehmt Euer Wort zurück und laßt uns zum Ziele kommen! — Was denkt Ihr, gestrenger Herr? antwortete das fremde Männlein — Das unscheinbare Eisen ist vom reinsten, purem Golde, was gewiß die beiden Bieter so gut wissen, wie ich, der ich als Goldschmied mich auf den Werth solcher Dinge verstehe!

Kasper steckte sein Schwerdt in die Scheide und sagte ruhig: „Das giebt der Sache eine andere Wendung. Ist es war, was der Fremdling hier sagt, so müßt ich gar ein großer Narr sein, wenn ich einen so werthvollen Gegenstand verschleudern wollte, der mein einziges Vatererbe ist. Er ließ sofort einen Goldschmied und geschworenen Wardein rufen, und beide Sachverständige erkannten das alte Pflugeisen für reines, pures Gold und schätzten seinen Werth auf dreitausend Goldthaler und darüber. — Der Leibknappe Kasper war nun, nach damaliger Zeit, ein reicher Mann; er nahm seinen Abschied aus des Kaisers Dienst, heirathete die ihm mit inniger Liebe zugethane Jungfrau Brigitte und nannte das an die Stelle des alten aufgebauten Hauses: „Das goldene Pflugeisen." Die Zeit hat so Vieles geändert, Magdeburg hat gute und böse Tage erlebt, jenes Haus hat vielfältig seine Besitzer gewechselt, allein noch heutigen Tages führt es unverändert denselben Namen und ist mit dem bildlichen Zeichen des diese Sage beurkundenden Ereignisses geziert.

———

Der Traum des Fischerknaben Benjamin. Episode aus der Zerstörung Magdeburgs durch Tilly.

An der rechten Seiten-Ecke des Durchgangs vom alten zum neuen Fischer-Ufer steht ein Haus, in welchem zur Zeit der Erstürmung und Zerstörung Magdeburgs die Eltern eines damals neun- bis zehnjährigen Knaben gewohnt haben, der noch im hohen Greisenalter das Ereigniß, dessen Erzählung der Gegenstand nachfolgender Sage geworden ist, im Gedächtniß gehabt, und dessen Andenken sich bis auf unsere Zeiten vererbt hat.

Benjamin war der jüngere Sohn des Fischers Kohl und besuchte täglich die hiesige Stadtschule. Am 10ten Mai 1631 lagen schon am frühen Morgen alle Schüler auf den Knieen und beteten mit ihren Lehrern, daß der liebe Herr Gott die Erstürmung der Stadt und deren voraussichtlich dann unvermeidlichen Untergang in Gnaden abwehren wolle. Noch vor 8 Uhr verkündigte ihnen aber der Lärmschlag mit den Sturmglocken, daß der Feind im Einrücken be-

griffen und die Stadt übergeben sei. Der eisgraue Lehrer, dessen Name die Sage nicht erwähnt, begab sich auf die Straße, um nähere Erkundigung einzuziehen, kehrte nach kurzem Ausbleiben zu den noch immer knieenden und inbrünstig betenden Knaben zurück und entließ sie mit dem bewegten Worten: „Nun, lieben Kinderchen! gehet heim! der Feind ist schon in der Stadt, ihr seid nun zum Letztenmal in der Schule gewesen. Gehet hin, betet und befehlet euch Gott! wir sehen uns doch in diesem Leben nicht wieder. Gott gebe daß wir uns im Himmel heut' oder morgen sprechen mögen!" Alle Kinder brachen in ein lautes Schluchzen und Weinen aus, erhoben sich und stürzten auf die Straße, um sich daheim um die theuren Ihrigen zu versammeln. Auch unser Benjamin wollte mit seinem Büchern unterm Arm nach Hause eilen, fand aber die Straßen von fliehenden Einwohnern und fremden Kriegsvolk so voll gestopft, daß er der Eltern Wohnung am alten Fischerufer nicht erreichen konnte, seitdem auch die Seinigen, sowie den alten ehrwürdigen Lehrer nicht wiedergesehen hat. Als er vorn auf dem Breitenweg kam, dahin, wo damals die Hauptwache oder Corps de Garde gewesen, und wo gegenwärtig die Raths-Waage steht, stellte sich ihm der erste schauerliche Anblick dar, denn um die Hauptwache herum befanden sich unzählige ausgezogene, bloße Schwerdter; ein Haufe Kroaten kam vom Krökenthore anmarschirt, machte an der

Hauptwache Halt, theilte unter sich die blanken Schwerdter und stürzte in die verschiedenen Straßen, wo sie Alles, was ihnen in den Weg kam, in blinder Wuth niedersäbelten. Der Knabe entsetzte sich so vor dem barbarischen Gemetzel, daß er hinter den alten Fleischscharren in die Gasse, damals bei Bietkau, hineinlief, um sich, wo möglich, von da nach Hause durchzuschleichen. Hier konnte er jedoch nicht weiter fortkommen, denn ein getödteter Bürger lag in seinem Blute vor ihm und viele Soldaten rannten ihm entgegen, so daß er sich in ein Brauhaus, dem Pelikan gegenüber, flüchtete, wo er bereits Alles demolirt und von Menschen nur einen alten Mann traf, der ihn anredete: „Was willst Du hier, mein Sohn? Lauf, ehe Dich die Soldaten erwischen!“ In diesem Augenblicke drangen Kroaten ins Haus, welche, wie unser Benjamin mit Schrecken wahrnahm, dem Greise Säbel und Pistolen auf die Brust setzten und unter Flüchen und Drohungen Geld verlangten. Ob dieser nun gleich die beutegierigen Krieger an eine Lade führte, aus welcher er ihnen eine große Menge Silberzeug, auch goldene Ringe, Perlen ꝛc. verabreichte, so konnte er doch sein Leben damit nicht erkaufen, denn einer der Kroaten schoß ihn durch den Kopf, daß er niederstürzte und sich, wie ein Wurm am Boden krümmte. In der entsetzlichsten Angst sprang Benjamin durch ein offenes Fenster in den Hof und wollte sich eben hinter ein dort liegendes Brau-Gefäß

verkriechen, als ihn eine schon in diesen Versteck verborgene, sehr schöne Jungfrau zurückdrängte und, als er ihr gesagt, wie es vorn im Hause zugehe, ihn flehentlich bat, ihr, wenn es nur irgend möglich sei, einige männliche Kleidungsstücke zu verschaffen, wofür sie ihm viel Geld geben wolle. Das Mädchen brachte auch aus ihrem Schubsacke ganze Hände voll Gold und sagte: „Sieh mein Söhnchen! das Alles will ich Dir geben, wenn Du mir die Mannskleider bringst! Es ist so viel an Werth, daß es Dich Zeitlebens glücklich machen kann!“ ehe sich jedoch Benjamin erklären konnte, drangen auch schon Kroaten in den Hof, nöthigten ihn, einen schweren Korb zu tragen und gingen mit ihm in einen großen und tiefen Keller, wo sie das Bier austranken und aus den großen Fässern, die daselbst aufgeschichtet lagen, laufen ließen und viele Leute, die sich dahin geflüchtet hatten, rein ausplünderten. Kaum war er mit den feindlichen Kriegern wieder aus dem Keller herausgestiegen, so stürzte auch das schon vorher lichterloh brennende Vorderhaus zusammen, und unser Benjamin würde vielleicht, wie viele andere Bewohner, unter den Trümmern dieses Hauses sein Grab gefunden haben, wenn er den Soldaten nicht hätte den Korb in ihr Quartier tragen müssen.

Wie freuete er sich vollends, als man ihn an das alte Fischerufer in ein Nachbarhaus seiner Eltern führte. Er mochte sich durch seine Dienstfertigkeit

bei den Kroaten besonders beliebt gemacht haben, denn sie verabreichten dem armen erschöpften Burschen nicht nur Speise und Trank, sondern entließen ihn auch alsbald oder ließen es wenigstens zu, daß er ab- und zuging, bis er die Gelegenheit wahrnahm und nicht wiederkam. Er war, um zu sehen, wie es den Seinigen ergangen, in die Wohnung seiner Eltern zurückgekehrt, wo er aber keinen Menschen und Alles im Innern so durchwühlt und zerstört fand, daß er errathen konnte, hier würde auch für ihn nichts mehr zu finden sein. Und doch sollte er einen Fund thun, der ihm bei weitem mehr einbrachte, als er erwarten konnte. Er fand nämlich noch einige alte Mannskleider, welche wegen ihrer schlechten Beschaffenheit die Feinde unberührt gelassen hatten, dachte sogleich an die schöne Jungfrau in dem benannten Brauhofe, vielleicht auch an die ihm verheißenen Goldstücke, zog, was er auf seinen Leib bringen konnte an und schlich sich, als es dämmerte, durch die brennend heißen und mit dicken Rauchwolken angefüllten Straßen und Gassen bis zum Pelikan. Es war, als ob ein Engel seine Schritte behütete, denn das oben genannte Brauhaus war nur oberwärts abgebrannt, so daß die unter Räume noch fest und unversehrt standen und er glücklich in den geräumigen Hof hineingelangte. Doch die großen Fässer, welche der schönen Jungfrau zum sichern Versteck gedient hatten, waren größtentheils verbrannt, und er wollte eben seinen Rückzug

wieder antreten, als sich in den entferntesten Winkel ein großes Faß bewegte, aus welchem das junge Mädchen herauskroch und auf ihn zukam. Schnell hatte man sich gegenseitigt verständigt und eben sobald war die Verwandlung erfolgt. Das Mädchen konnte in dem alten, ihr ziemlich passenden Kleidern überall für einen Knaben gelten. Es traten aber zwei andere, sehr unangenehme Verlegenheiten ein: einmal wußte man nicht, wohin? da selbst in dem verödeten Brauhofe keine lange Sicherheit zu vermuthen war, dann wurde das Mädchen von einem so wüthenden Durste gepeinigt, der ihr kaum einige Worte zu sprechen gestattete. Benjamin, welcher die ihm dargereichten Goldstücke in sein Hemd geknüpft hatte, wußte keinen andern Rath, als den: das Mädchen nach seiner Wohnung — wenn sonst das Haus noch stehen würde — zu führen, sie, im Fall der Entdeckung, für seinen Bruder auszugeben und äußersten Falles Schutz bei dem ihm gewiß noch wohlwollenden Kroaten zu suchen denen er so treu und thätig gedient hatte. So brachte der, in der That mehr verwegene als muthige Bursche die verkleidete Jungfrau, welche sich Maria nannte, die aber Benjamin nach dem Namen seines Bruders Zacharias nennen mußte — zwar aus dem Brauhofe fort, es wußten aber beide junge Leute, als sie sich auf der Straße befanden, vor Schreck und Entsetzen ob der verschiedenartigen, alle menschliche Vorstellung übersteigenden

Grausamkeiten und Schandthaten, die von den feindlichen Soldaten allerwärts verübt wurden — sich kaum auf den Füßen zu erhalten.*)

Benjamin kam, nach unendlichen Mühseligkeiten und Gefahren, endlich mit der vor Hunger und Durst bis zum Tode erschöpften Jungfrau, glücklich in der väterlichen Wohnung am alten Fischerufer an und fand im Hause Alles noch so, wie er es verlassen hatte, leer von Bewohnern, von Nahrungsmitteln und von andern Dingen, die nur von einigem Werth waren. Seine Freude war groß, daß wenigstens das Haus noch stand. Wahrscheinlich ist dasselbe vom Brande verschont worden, da unter den stehen-

---

*) Man wird es uns gern erlassen, die blutigen und grausamen, die Menschenwürde entehrenden Auftritte die aus der vorhergegangenen Erzählung bekannt sind, zu wiederholen. Doch wollen wir bei dieser Gelegenheit darauf aufmerksam machen, daß in „Vulpius sonderbarer Herrlichkeit de 1702, S. 122" nur eines und zwar des ersten Theils dieser Begebenheit gedacht wird, wie sie der Knabe Benjamin dem damaligen Prediger zu St. Petri erzählt haben soll; die wunderbare Rettung der Jungfrau von dem selbsterzählenden Geschichtshelden aber ist wohl wahrscheinlich deshalb verheimlicht und nur erst seinen vertrauten Freunden oder später allgemein mitgetheilt worden, weil derselbe gegen den Empfang mehrerer Goldstücke, wofür er des Mädchens Rettung übernahm, derselben auch Verschwiegenheit gelobt hatte, welche jedoch über die Zeit der Gefahr nicht hinausreichen konnte. —

gebliebenen 139 Häusern die meisten am Fischer=Ufer lagen. Den Durst der Jungfrau konnte Benjamin mit etwas Wasser, das er irgendwo vorfand, löschen; der Hunger konnte nicht befriedigt werden. Die beiden Kinder — denn auch die Jungfrau war noch im zartesten Alter — brachten die Nacht über in einem Winkel des dem Knaben Benjamin wohlbekannten Hauses, vor Furcht und Angst schlaflos zu, doch ungestört von den feindlichen Soldaten. Kaum graute der Morgen des folgenden Tages, so ward es lebhaft im kleinen Hause; die entsetzlichsten Greuel begannen sich zu erneuern und auch unsere beiden Waisen wurden in Thätigkeit gesetzt. Man fand sie nämlich in ihrem Versteck und nöthigte sie, den über die rauchende Brandstätte in die Keller dringenden Plünderern als Führer und Wegweiser zu dienen, und was sie hier wieder von den größtentheils berauschten, mit thierischer Roheit wüthenden Kriegern verüben sahen, soll hier nicht weiter ausgemalt werden. Nur die einzige Wohlthat genossen sie, sich an den ungeheuern Vorräthen von Fleisch und andern Viktualien, die fast überall in den Kellern gefunden wurden, sättigen zu können. Als sich die Kroaten mit allerlei Beute beladen aus den Kellern zurückgezogen, nahmen sie die beiden Brüder, wofür sich die jungen Helden ausgaben, mit ins Lager, wo sie zwar an Speise und Trank keinen Mangel litten, destomehr aber von der Furcht und Angst, wie sich endlich ihr

Schicksale gestaltet werde, gefoltert wurden. Benjamin besann sich, daß seiner Mutter Bruder in Wanzleben wohnte, der dort Schlosser war. Ueberzeugt, daß es ihm nur gegen Erlegung einer Geldvergütigung gelingen könne, aus dem Lager der Feinde, wo sich viele Magdeburger als Gefangene befanden, zu entkommen, frug er die Jungfrau: ob sie noch einiges Gold oder sonstige Kleinigkeiten bei sich führe? und als sie dies bejahet, faßte er sich eines Tages ein Herz und bat einen Obristen, der sich immer sehr freundlich gegen ihn bezeigt hatte, um Rath. Dieser versprach dem dreisten Knaben, ihm und seinem Bruder Zacharias die Freiheit nach Wanzleben zu verschaffen, sobald sich dazu eine Gelegenheit darbieten werde. Und diese zeigte sich bald, so daß beide Brüder — wofür man sie im Lager hielt — gegen Erlegung einiger Goldstücke eine Strecke Weges im Wagen fahren konnten, und glücklich beim Vetter Schlosser in Wanzleben ankamen, wo sie als Schwestersöhne gut aufgenommen wurden. Hier erst erfuhr Benjamin, daß Zacharias, oder vielmehr Maria, aus hohem, vornehmen Stande sei; denn sie hatte sich der Frau des Schlossers, einem frommen, barmherzigen Weibe, entdeckt, und diese war und blieb allein im Besitz der Geheimnisse über Maria's Herkunft. Lange schon waren die beiden Kinder in Wanzleben gewesen, Maria stets in der männlichen Kleidung eines Schlosserbuben oder Lehrlings, mit einem ledernen Schurz

versehen und das schöne Gesicht mit Ruß und Kohle geschwärzt; da bemerkte Benjamin, daß öfters am Abend ein schöner junger Cavalier aus- und einging, mit welchem der Schlosser und seine Frau, sowie Maria lange, geheime Unterredungen hielten.

Eines Morgens fuhr ein Wagen am Hause vor, Maria wurde aus der Werkstätte geholt, von der sie entstellenden Schwärze gereinigt, in prächtige Frauenkleider gehüllt und in dem Wagen fortgeführt. Bald darauf wurde auch Benjamin gerufen und vom Vetter gefragt, ob er die Jungfrau, ihrem Wunsche gemäß, begleiten und ihr dienen wolle? Der muntere Knabe war längs des harten Schlosserhandwerks überdrüssig, an Gefahren und Abenteuer gewöhnt und sagte die Begleitung freudig zu. Als er sein von Maria empfangenes Gold dem Vetter zur Aufbewahrung übergeben hatte, ging er dem Wagen, der, wie man ihm gesagt hatte, an einer gewissen Stelle seiner wartete, nach und fuhr auf dem Sitze, neben dem elegant gekleideten Kutscher mit davon. Es war damals wieder einige Sicherheit auf den Landstraßen, sowie in Städten und Dörfern eingetreten, denn der große Schwedenkönig Gustav Adolph, war durch die Marken nach der Elbe vorgerückt und hatte bei Werben eine feste Stellung eingenommen, daher ihm Tilly in Eile entgegenzog. Lange waren unsere beiden jungen Abenteurer gefahren, als auf einer ansehnlichen Burg angehalten, einige Stunden gerastet und dann weiter

gefahren wurde. Der schöne junge Kavalier saß mit Maria und einer älteren Dame im Wagen, und Benjamin hatte zufällig vernommen, daß man gen Wolmirstädt ziehe. Ehe man dahin kam, wurde noch zweimal an verschiedenen Orten angehalten und Nachtquartier gemacht, so daß man am vierten Tage in Wolmirstädt einzog. Hier wohnte Maria mit der alten Dame und ihrem Begleiter, den schönen jungen Kavalier, in einem großen Hause am Markte; sie wurde aber so eingezogen gehalten, daß nur Benjamin in ihr Zimmer kommen und sie bedienen durfte. Man schien sich einer großen Sicherheit überlassen zu haben und keine Störung dieser Ruhe zu fürchten, als plötzlich in einer finstern Nacht Benjamin aus dem Schlafe geweckt und ihm angedeutet ward, sich eiligst anzukleiden, weil man sogleich abreise, da sich die Kaiserlichen, welche von dem Schwedenkönige bei Werben geschlagen wären, der Stadt näherten. In größter Eil ward abgereiset, und Benjamin hatte seinen Sitz wieder neben den Kutscher, während der schöne junge Herr, dessen Namen unser junger Geschichtsheld nie nennen hörte, mit den beiden Frauen im Wagen saß. Kaum war indeß das schwere Fuhrwerk etwa eine halbe Stunde von der Stadt entfernt, als von allen Seiten her kaiserliche Reiter auf denselben einstürmten, ihn anhielten und nicht nur rein ausplünderten, sondern auch die drei Reisenden gefangen nahmen. Benjamin benutzte, da er seiner Herrschaft

einmal nicht helfen konnte, die Nähe eines Busches zu seiner eigenen Rettung, indem ihm das Bild des angstvollen Aufenthaltes unter dem rohen Kriegsvolke noch so frisch vor Augen schwebte, daß er sich lieber mühselig durch die unwegsamsten, ihm unbekannten Gegenden schlagen, als sich der steten Gefahr, erschossen oder erstochen, oder auch nur verstümmelt zu werden — wieder preisgeben wollte. Er beschloß daher, nach Wanzleben zurück zu gehen und traf auch glücklich beim Vetter Schlosser ein. Eine Woche mochte seitdem vergangen sein, da träumte dem Knaben: ein Engel im weißen Kleide mit glänzenden Goldflügeln stehe an seinem Lager und rufe ihn. Als er nach diesem sehr lebhaftem Traume erwachte, sahe er sein kleines Schlafzimmer hell erleuchtet, die Stubenthür stand weit offen und von dem ziemlich geräumigen Hausflur, von woher das helle Licht in sein Zimmer drang, tönte der Gesang des Chorals: „Jesus meine Zuversicht" herein. Dem Knaben war genau bekannt, daß im Hause Niemand gestorben sei, den man etwa beerdigen könne; daher glaubte er noch immer zu träumen, bis er aus dem Bett aufstand, sich der Thür näherte und neugierig hinausblickte. Aber wie erstaunte, wie erschrak er! als er mitten im Hausflur die schwarze Bahre, darauf den Sarg mit einer schön geschmückten Leiche und rund herum schwarz gekleidete Männer und Frauen, auch darunter einen Priester sahe, welcher die aufgeschlagene Bibel in der

Hand hielt. Die Leiche, die umstehenden Männer und Frauen kamen ihm alle so bekannt vor, nur das Gesicht des Priesters war ihm fremd. In der Leiche erkannte er bald die ihm wohlbekannte Jungfrau Maria, die er aus dem Brauhofe zu Magdeburg fortgebracht hatte. Bleich und mit geschlossenen Augen lag das schöne Mädchen im offenen Sarge, die blonden Flechten ihres schönen, langen Haares reichten an beiden Seiten der Wangen, bis auf den Busen herab, in den über dem Schooße gefalteten Händen hielt sie einen halb zerrissenen Myrthenkranz mit Rosen durchwebt; aber: o Wunder! aus dem Kranze keimten Wurzeln empor, welche in einen vollkommenen, mit grünen Zweigen und Blättern versehenen Baum ausliefen, der — wie ein Christ , oder Weihnachtsbaum mit bunten Lichtern und mancherlei Dingen geschmückt war. Alles das war aber wunderbar anzuschauen, denn jene bestanden aus lauter Waffen und anderen militairischen Geräthen, als Trommeln, Pfeifen, Pauken, Schwerdtern, Lanzen, Musketen und überhaupt kriegerischen Gegenständen, an welchen eine schwarz und weiße Fahne oben an der Spitze den Beschluß machte. Die umstehenden Trauerleute waren: sein Vater, seine Mutter, sein Bruder Zacharias, sein alter grauer Lehrer und andere liebe Bekannte aus Magdeburg. Als der leise Gesang beendigt war und die Männer und Frauen ihre Gesangbücher zusammengeklappt hatten, trat der Priester einen Schritt näher



Der Traum des Fischerknaben Benjamin.

an den Sarg und war eben im Begriff zu sprechen, als zwischen die ganze Gesellschaft der Engel im weißen Kleide mit glänzenden Goldflügeln schritt, den er kurz vorher im Traume gesehen hatte. Die goldnen Flügel des Engels verbreiteten einen so überaus hellen Glanz, daß Benjamin das feinste Stäubchen hätte erkennen können, daher er sich nicht täuschte, wenn er in diesem Engel den schönen jungen Cavalier erkannte, der mit Maria und der alten Dame fortgefahren und den feindlichen Soldaten in die Hände gerathen war. Noch ehe der Priester zum Sprechen kam, trat der Engel zwischen ihn und die Leiche, legte den rechten Zeigefinger auf die bleiche Stirn der Jungfrau und sagte: „Das Mägdlein ist nicht todt, sondern es schläft!" Augenblicklich richtete sich Maria im Sarge empor, stieg rüstig von der hohen Bahre herab und schritt an der Hand des Engels, aus dem Kreise der Umstehenden. — Da erloschen die Lichter, die Männer und Frauen entfernten sich und der ganze Zauber war verschwunden, so daß Benjamin, noch immer in der Thür seines Schlafgemachs stehend, nur die dumpf widerhallenden Schritte vernahm. Ein eiskalter Schauer durchbebte den erschrockenen Knaben, er legte sich wieder in sein Bett und erzählte am Morgen, als er aufgestanden war, das wunderbare Gesicht seiner Muhme, der Ehefrau des Schlossers, die zwar seine Erzählung andächtig anhörte, ihm aber zu erkennen gab, daß er wahrscheinlich nur geträumt

habe. Als später Benjamin mit dem Schlossermeister nach Magdeburg kam, fand er bei vielen seiner jungen Freunde und Bekannten ein Bild, welches den Sarg mit der Leiche einer Jungfrau gerade so darstellte, wie ihm alles zu Wanzleben im Traume vorgekommen war; auch hörte er, daß am 20. Juni ein Mönch zu Klosterberga dem zerstörten Magdeburg eine Leichenpredigt gehalten und darin angeführt habe: es sei die Jungfrau Magdeburg aus diesem irdischen Jammerthale abgerufen und mit Feuer, Trommeln und Pfeifen auf gut soldatisch begraben worden. Diese Predigt war auch in der That zur angegebenen Zeit und an dem genannten Orte von einem Mönche gehalten; darnach erschien eine Schrift unter dem Titel „Magdeburgum redivivum“ oder „das wiederauflebende Magdeburg“, welche die Predigt des Mönchs widerlegte und das vorgedachte Bild zum Titelkupfer hatte.

Im Frühjahr 1632, als Magdeburg von den Kaiserlichen geräumt, in der Gewalt der Schweden und der Fürst Ludwig von Cöthen Stadthalter war, reis'te der Vetter Schlosser zu Wanzleben mit Benjamin nach Magdeburg, um zu erforschen, ob sich aus dem Nachlasse der Eltern des Knaben etwas retten, und für diesen in Sicherheit bringen lasse. In wie weit ihm diese Absicht gelungen sei, davon erwähnt die Sage nichts Näheres, doch fand er unter den Schweden einen Offizier, in welchem er augenblicklich jenen jungen Cavalier erkannte, den er öfters bei

Maria und zuletzt in der Gestalt eines Engels gesehen hatte. Dieser Offizier wurde nun unsers Benjamins Engels, denn als er ihn ebenfalls wieder erkannt und von ihm vernommen hatte, daß er zum Handwerke eines Schlossers keine Lust habe, brachte er ihn bei der Familie eines redlichen Mannes unter, der ein Fischer war, und in dem Nachtbarhause desjenigen Hauses am alten Fischerufer wohnte, welches Benjamin mit den Seinigen bewohnt hatte; er ließ ihn wieder in die Schule gehen und schenkte ihm endlich zu dem, von Maria erhaltenen Golde noch so viel, daß er in der Folge das Geschäft eines Fischers unternehmen konnte. Die unglückliche Jungfrau Maria soll dieses Offiziers Schwester gewesen, und später die Gattin des Schwedischen Raths Christoph Schulze, der damals sich unter den Schwedischen Kommissarien zu Magdeburg befand, geworden sein.

Ein warnendes Vorzeichen der Magdeburger Zerstörung durch Tilly.

Die Vorboten der Magdeburger Hochzeit, wie die am **10.** Mai **1631** durch Tilly erfolgte Zerstörung Magdeburgs genannt wurde, sind von den Geschichts- und Chroniken-Schreibern dieser Stadt zwar ausrei-

chend genug erwähnt, auch wohl von Einem oder dem Andern mit dem Pinsel des Aberglaubens zu grell angestrichen worden, als daß wir es unternehmen sollten, den Lesern unsers aufgeklärten Zeitalters eine umfassende Erzählung derselben vorzutragen. Wenn wir aber in der nachfolgenden Sage, auf ein solches Vorzeichen stoßen und dasselbe herausstellen müssen, so dürfte es wohl für denjenigen Theil der Leser, welcher mit der Belagerung und Zerstörung nicht so ganz genau bekannt sein sollte, gewiß nicht ohne Interesse sein, einiger solcher Vorboten oder Vorzeichen in der Kürze zu gedenken. Das Unglück, welches über die gute Stadt hereingebrochen, war in seinen Wirkungen und Folgen zu groß, als daß man verächtlich auf den Aberglauben zurücksehen sollte, welcher sich der Kleinmüthigkeit des, kaum mit dem nackten Leben davon gekommenen Volkes bemächtigt hatte; ja, für jeden Magdeburger war jene Schreckenszeit der Tag des jüngsten Gerichts, dessen blutiges Morgenroth in sein jenseitiges Leben hinüberleuchtete. Wollen wir daher gerecht sein und von dem Unglücklichen, dem Gemüths- und Seelenkranken nicht das gesunde Urtheil verlangen, womit der Glückliche, der Lebens- und Herzensfrohe die Ereignisse des Tages mißt!

Bekanntlich wurde Magdeburg schon 1629 von Wallenstein belagert, die Eroberung selbst blieb aber Tilly vorbehalten. Bei den feindlichen Unternehmungen gingen nun allerdings Ereignisse voraus, welche

in ihrer Art so eigenthümlich waren, daß sie später die Unglücklichen in ihrer Befangenheit auf die entsetzlichen Ereignisse wohl beziehen konnten.

Zuerst sank anfangs des Jahres 1629 der Wall an denjenigen beiden Punkten — am Ulrichsthore und nach der Neustadt zu — ein, wo von dem Feinde zuerst und hauptsächlich gestürmt wurde. Auch hat in dem Graben am Ulrichsthore lange Zeit das Wasser blutroth gestanden, und gerade da, wo vom Feinde später die Wälle erstiegen wurden, sind unzählige Mäuse in die Stadt gelaufen.

Einer Schildwache auf dem Wall ist der Teufel mit einem großen Hunde erschienen und hat sie fest gehalten, in welcher Gestalt? darüber schweigen die Chroniken. — Im Advent 1628 sind die Lichter eines Tages auf dem hohen Altar im Dom von selber verloschen. —

Eines Tages, zwischen Ostern und Pfingsten 1629 ist die Sonne ohne alle Strahlen ganz bleich aufgegangen, umgeben von einem blutrothen Hofe, in welchem man neben einem Kreuze eine große Menge Särge stehend gesehen und erkannt hat.

Kurz vor Michaelis desselben Jahres ist an einem hellen Tage Feuer vom Himmel gefallen, auf dem Markte herumgelaufen und dann, zu einer Schlange sich gen Himmel emporwindend, verschwunden. —

Am 26. November und 6. Dezember desselben Jahres hat ein wüthender Sturm in und um Mag-

deburg ungeheuern Schaden gethan, die Kirchthurmspitzen von St. Catharinen, St. Johannis, St. Gertrud und St. Annen herunter und so tief in die Erde geschlagen, daß man sie, ob sie schon nur von Tannenholz gewesen, kaum hat hin- und herbewegen und herausziehen können. Derselbe Wind hat auch die Domkirche sehr beschädigt und das hinter dem Chor zu St. Johannis, im Fenster gestandene Bild der Göttin der Gerechtigkeit zerschlagen, sowie sich während des Gesanges mehrmals eine Katze und eine Eule im Dom hat sehen lassen, die gar kläglich miauet und geschrien haben.

Im Augustiner Kloster hat ein verrückter Maler im Blockhause gesessen, welcher Wehe über Magdeburg gerufen und prophezeit hat: es würde bald ein großes Blutbad entstehen und am Montage vor der Eroberung (10. Mai 1631) hat er mit einem Reiserbesen hin und her gekehrt und geschrien: so werde Magdeburg gekehrt und gefegt werden!

An eben diesem Montage ist eine Jungfrau von Flensburg im Holsteinschen, die sich bei ihrem Oheim, dem Herrn Johann Nißing aufgehalten, erkrankt und hat in ihrer Krankheit fast alle die Greuel verkündiget, welche mit der Zerstörung Magdeburgs wirklich erschienen sind, namentlich hat sie das unglückliche Schicksal der Frauen und Jungfrauen vorhergesagt und ist in ihren Weissagungen gestorben.

In der Nacht vor der Eroberung hat man feu-

rige Balken am Himmel gesehen und aus der Luft herab ein jämmerliches Wehklagen vernommen, was sogar die kaiserlichen Soldaten, die auf Wachtposten gestanden, gehört haben.

Wer alle die Ereignisse wissen will, die sich vor der Zerstörung Magdeburgs begeben und welche die unglücklichen Bewohner in ihrer Furcht und Angst für Orakel gehalten haben, der wird deren in jeder Chronik von Magdeburg so viele und verschiedenartige finden, daß es ihm kein sonderliches Vergnügen machen wird, zu sehen, wie man damals jeder nur einigermaßen vom gewöhnlichen Naturwege abweichenden Begebenheit eine geheimnißvolle Erklärungsursache zuschrieb, die man auf das Schicksal Magdeburgs bezog.

Die als Volkssage vielleicht nur noch dunkel hie und da im Gedächtniß aufbewahrte Geschichte, deren Erzählung die folgenden Blätter gewidmet sind, birgt in ihrem Schooße eine ähnliche in einer uns eben vorliegenden Chronik von Vulpius, obschon nur kurz, doch ausdrücklich erwähnte Begebenheit, welche den Vorboten oder Weissagungen der Magdeburger Zerstörung als wesentlicher Bestandtheil angereihet worden ist.

Brigitten's Traum.

Brigitte von Bieren, eine 17jährige, lieb-

liche Jungfrau, lebte zu jener Zeit bei ihrer Tante in Magdeburg, welche, der uns gemachten Erzählung nach, in einem schönen Hause ohnweit der Domkirche gewohnt haben, und eine gar fromme und gottesfürchtige Matrone gewesen sein soll. Brigitte wurde, ihrem Stande als adliches Fräulein gemäß, nicht nur überhaupt sehr sorgfältig erzogen, sondern auch zur fleißigen Ausübung der religiösen Gebräuche angehalten und war an jedem Sonn- und Festtage in ihrem, der Kanzel im Dom nahe gelegenen Stuhle zu schauen, wo sie den lehrreichen Predigten des Doktor Bak gar hohe Aufmerksamkeit schenkte. Sie hatte außer der Magdeburger Tante noch einen Oheim in Leipzig, den sie jährlich einmal besuchen, und bei dem sie jedesmal einige Wochen bleiben mußte. Hier lernte die Jungfrau im Sommer 1627 den Junker Hans von Brixen, der bei den sächsischen Kriegsvölkern als Reiter Cornet diente, kennen und schloß mit ihm einen Liebesbund, den zwar der Oheim, welcher den sittlich reinen und hoffnungsvollen, auch mit zeitlichen Gütern hinreichend gesegneten Jüngling kannte und, wie den eigenen Sohn, liebte — billigte, wovon aber freilich die strengere Tante zu Magdeburg nichts wissen und nicht eher ihre Einwilligung zu einer ehelichen Verbindung geben wollte, bis der damals kaum 20jährige Junker wenigstens zum Hauptmann oder lieber zum Obersten vorgerückt sei. Daran kehrten sich nun

freilich die Liebenden um so weniger, weil sie den Leipziger Onkel auf ihrer Seite hatten, der auch, wo er nur konnte, ihnen Gelegenheit verschaffte, sich zu sehen und zu sprechen. Brigitte wäre lieber in Leipzig geblieben, wo ihr der Geliebte so nahe war; allein die reiche Tante in Magdeburg hatte sich an ihrer Nichte Pflege und Unterhaltung einmal gewöhnt und deren Aufenthalt in Magdeburg als Bedingung zur dereinstigen Beerbung aufgestellt. Die also gewissermaßen unter doppelter Vormundschaft stehende Jungfrau mußte daher nach Magdeburg zurück und den eingezogenen, still frommen Wandel mit der Tante fortsetzen. Es war im Winter 1628, als die damals kaum 18jährige Brigitte erkrankte; in der ersten ruhigen Nacht während ihrer Besserung hatte sie einen merkwürdigen Traum. Ihr träumte nämlich: sie sitze in der Domkirche, in dem unter der Kanzel gelegenen Stuhle und höre die Rede des Prediger Bak recht andächtig zu. Da erschienen plötzlich zwei lange, schwarz gekleidete Frauen; die erstiegen die Kanzel, griffen den Prediger, rangen, als er sich ihnen zur Wehre setzen wollte, mit ihm und warfen ihn, da sie ihn überwältigt hatten, von der Kanzel herab in das Schiff der Kirche, so daß der unglückliche Priester gerade auf ihren Stuhl fiel, dessen Bretter-Ueberdachung durchbrach und er blutend vor ihr hinstürzte. Die schwarzen Frauen waren ohne daß es Jemand hatte hindern können, entwichen. Dies alles hatte

Brigitte so lebhaft geträumt, daß sie die Tante durch ihr lautes Schreien und Rufen im Schlafe gestört und erweckt hatte, welche alsbald durch die vor Furcht und Schreck noch zitternde Jungfrau davon unterrichtet worden war.

In der Kameelstraße wohnte ein Weib, Namens Sybille Moore, welche im Rufe der Wahrsagerkunst und Traumdeuterei stand, diese ließ Brigittens Tante auf den Rath ihrer Zofe, mit der sie in Herzens- und Gewissens-Angelegenheiten auf einem ziemlich vertrauten Fuße stand, rufen, um sich den so wunderbaren Traum, der noch immer schwachen und kränkelnden Brigitte auslegen zu lassen. Frau Moore war eine ächte Sybille. Eine lange spindeldürre Gestalt, den abschreckenden Kopf mit einem schmutzig gelben, ursprünglich weißen, groben Tuche umhüllt, trat das nur nothdürftig mit Lumpen behangene Weib eines Morgens in das Domestikenzimmer, und wurde von der Zofe sofort bei der gnädigen Herrschaft angemeldet. Brigitte, welche das Ekel erregende Geschöpf durch das Fenster hatte kommen sehen, konnte ihr Entsetzen darüber der Tante nicht verbergen und diese fand für gut, der unschönen Wahrsagerin vorerst anständige Kleider, so wie ein erquickendes Frühstück verabreichen zu lassen; von dem letztern machte aber Sybille keinen Gebrauch, weil sie, vorgeblich, nur im Zustande völliger Nüchternheit die Gabe der Prophezeiung besitze. Als sie, stattlich herausgeputzt, im

Wohnzimmer der beiden Damen erschienen war, ließ sie sich von Brigitte den furchtbaren Traum erzählen, dann murmelte sie mit dem fast fleischlosen, blauen, Lippen, die rothberänderten Augen gen Himmel gerichtet, einige unverständliche Worte und sagte mit der ihr eigenen, heiseren Stimme, in abgebrochenen Sätzen: „Der Traum bedeutet ein so großes Unglück, wie die Stadt Magdeburg nie erfahren, wovon auch Niemand in derselben eine Vorstellung hat. Wenn dreimal die Hexen in der Walpurgis-Nacht den Blocksberg erstiegen haben, wird am zehnten Tage des Maimondes der Feind die Stadt Magdeburg angreifen und zerstören. Die Reichen und die Jungfrauen werden die unglücklichen Zielscheiben der Wuth zügelloser Soldaten sein. Das Heiligste wird nicht verschont und das Blut der Frommen und Gottlosen wird ein See werden, in welchem der Mittelstand ersticken muß!“ — Die grausame Sybille wollte noch weiter reden; die nervenschwache Jungfrau mochte jedoch so Entsetzliches nicht mehr hören und sagte: „Um Gottes Willen! Mutter Moore, seid still, wenn Ihr nicht auch Erfreuliches zu sagen wißt! Sagt mir lieber, ob der Junker Hans von Brixen bald ein hoher Offizier werden wird, wenn Ihr einmal in die Zukunft zu schauen Euch rühmt!“

„Ihr habt ja nur — erwiederte die Alte — Euren Traum zu deuten begehrt; so Ihr aber gern wissen wollt, ob Euer Schätzlein bald zu hohen Eh-

ren kommen werde, muß ich Euch bitten, mich Eure beiden Händchen betrachten zu lassen, aus deren Linien ich vielleicht Etwas lesen kann!"

Brigitte reichte der Sybille die zarten Hände, und jene, nachdem sie dieselben lange und kopfschüttelnd betrachtet hatte, redete weiter: „Es muß heute ein gar böser Tag sein, da ich nur Unheil verkündigen soll. Erlaßt mir daher die Aeußerungen meiner Wissenschaft und nehmt das Schicksal, wie es der liebe Herr Gott giebt, der es sehr weise eingerichtet hat, daß wir den Weg vor uns nicht so weit überschauen können, als den hinter uns, denn die Angst und das Herzeleid würden uns schier jede Lebensstunde verbittern, deren wir uns doch erfreuen sollen. Laßt mich darum gehen." — „Nein, Frau Moore! sagt, ich bitte Euch darum, sagt mir, was Ihr seht, ohne Hehl; denn ich gehöre nicht zu den schwachen Geistern, die vor einer schlimmen Zukunft, wie vor einem Gespenst erbeben. Die Zeit vor uns scheint eine sehr bange zu werden und ich denke, jeder vernünftige Mensch und guter Christ muß sich auf's Schlimmste gefaßt halten. Darum sagt ohne Umstände, was Ihr denkt, denn Ihr könnt uns ja doch nicht wehren, nur das davon zu glauben, was wir wollen, da wir ja wissen, daß Ihr, so gut wie wir, ein schwaches Weib seid, dem Gott wohl die Fähigkeit, seine Nebenmenschen zu unterhalten, nicht aber die prophetische Sehergabe, an deren Untrüglichkeit man blind glauben

muß, verliehen haben kann. Also nur heraus! Ihr sagt, was Ihr wollt und ich glaube, was ich will!" — „Ei, ei! gnäd'ges Frölen! warum habt Ihr mich rufen lassen, wenn Ihr nicht glauben wollt? Für Ungläubige bleibt mein Mund verschlossen!" — „Nun, so will ich glauben, Mutter! nur heraus mit dem Spruch!" —

„So hört denn! Ihr werdet mit Eurem Schätzlein nimmer so glücklich werden, als Ihr hoffen und wünschen möget! ein hartes Schicksal wird Euch, wie so viele andere Jungfrauen aus allen Ständen treffen; doch wird Euch ein schöner, junger und hoher Offizier von der Euch erwartenden Schmach retten, aber Euch auch als seine Beute behalten und mit fortnehmen! Wie sich Euer Schicksal dereinst gestalten wird, das vermag ich Euch nicht zu verkündigen, da ich den dunkeln Schleier nicht durchschauen kann, der sich über die zarten Linien Eurer Hände zieht, doch werdet Ihr den jungen Helden in zärtlicher Liebe zugethan sein!"

Lange nach diesem Ereigniß, als man hörte, daß Gustav Adolph, der große Schwedenkönig in Pommern mit seinen Kriegsvölkern gelandet, um den Feinden der Evangelischen Kirche in Deutschland kräftig entgegenzutreten, als der Erzbischof Christian Wilhelm nach Magdeburg zurückgekehrt und mit Jenem in ein

engeres Bündniß getreten war, kam eines Tages Junker Hans von Brixen ganz unvermuthet in der Wohnung der Tante Brigittens an und erzählte, daß er seinen Abschied aus dem sächsischen Kriegsdienste genommen und die Absicht habe, sich auf seine Güter in Böhmen zu begeben, weil der Dienst in des Kurfürsten Armee keine Aussicht zum baldigen Avancement verspreche; er hatte den Muth, um die Hand der still Verlobten bei der gnädigen Tante zu werben, und lud dieselbe mit dem Bemerken auf seine Besitzungen ein, daß, wenn Magdeburg — wie es bei jeder Festung wohl eben so wahrscheinlich als möglich sei — eine Belagerung aushalten müsse, den Bewohnern gewiß ein trauriges Schicksal bevorstehe, wogegen seine beiden Rittersitze deßhalb schon mehr Sicherheit versprächen, weil sie ziemlich fern von einander lägen, und bei der Annäherung feindlicher Kriegsvölker von der einen zur andern leicht geflüchtet werden könne.

Brigitte hätte sich, wäre sie allein und unabhängig vom Einflusse der strengen Tante gewesen, wohl zu der ihr angetragenen Verbindung mit dem edeln Jüngling bestimmen lassen; die von hoher Achtung ritterlichen Sinnes und kühnen Heldenmuthes, den Zierden jedes jungen Edelmanns, durchdrungene Matrone aber konnte den jungen Mann einen solchen, nur Feigheit verrathenden Gedanken nicht vergeben und suchte auch in Brigittens harmloser, nur nach den

Freuden der Liebe sich sehnender Brust, die Fackel des Ruhms und der Ehrfurcht rege zu machen. Hans von Brixen war, wenn auch noch ziemlich jung, doch ein Mann von festen Grundsätzen, der nie eher etwas unternahm, als bis er sich mit seiner Vernunft hinlänglich berathen hatte. Er stellte den beiden Frauen vor: er sei katholischer Christ, aber ein aufgeklärter und vernünftiger Katholik, was schon der Umstand bezeuge, daß er im Heere des Kurfürsten von Sachsen gedient habe; wolle er jetzt wieder Kriegsdienste nehmen, so könne er mit Rücksicht auf seinen Glauben und auf die Erhaltung seiner Güter, welche in des Kaisers Staaten lägen, nur unter kaiserlichen Kriegsvölkern mitkämpfen; dagegen streite aber sein stiller geheimer Wunsch für eine allgemeine Denk- und Glaubensfreiheit, so wie seine Liebe zu Brigitte, deren Vaterstadt er nicht gern als Feind betreten wolle."

Er kam aber mit seine Gründe weder bei der Tante noch bei Brigitten durch, vielmehr suchten ihn beide Frauen zu bereden, bei dem Erzbischöflichen Heere Dienste zu nehmen, wo er gewiß bald zu einem hohen Posten aufrücken werde; kehre er nach dem bevorstehenden Feldzuge als Hauptmann oder Obrister zurück, so möge die gewünschte Verbindung ohne Anstand vollzogen werden.

Brixen antwortete kein Wort darauf, schwur bei seinem Abschiede der geliebten Jungfrau nochmals ewige, unveränderliche Treue und verließ die beiden

Frauen in dem frohen Wahne, daß er ihre Vorschläge wohl beherzigen und sich nächstens als Offizier der Erzbischöflichen Truppen vorstellen werde.

So rückte das Jahr 1631 heran und Magdeburgs Belagerung durch den baierschen Feldherrn, Grafen Tilly, droh'te mit bedenklichen Folgen. In der Stadt begann Alles ein ernst kriegerisches Ansehen anzunehmen, man hatte zu den eigenen Kräften wenig Vertrauen, und sprach nur immer von der nahen Hülfe, welche der Schwedenkönig bringen werde. Die Nachricht, daß die Elbbrücke bei Dessau abgebrannt und der Durchzug der Schweden durch Wittenberg von dem Kurfürsten von Sachsen verweigert worden sei, setzte mit einem Male Alles in Furcht und Schrecken. Die Stadt war seit den ersten Tagen des Maimonats von den Kaiserlichen so vollständig eingeschlossen, daß aller Verkehr nach außen gehemmt war. Immer noch hatten die Bewohner den Muth nicht verloren, denn sie vertrauten der Umsicht und Kriegserfahrung des Schwedischen Kommandanten von Falkenberg, so wie der Beharrlichkeit ihrer eigenen Krieger und hofften mit großer Zuversicht, daß man sich bis zum heranziehenden Ersatz werde halten können. Des oft begonnenen, eben so oft aus- und wieder fortgesetzten Schießens war man so gewohnt, daß man dabei an keine sonderliche Gefahr dachte. Die Sonne des 10ten Mai beleuchtete ein Schauspiel, dessen blutige Scenen wir nicht weiter aufrollen wollen. Brigitte saß mit ihrer

Tante in einem abgelegenen Zimmer des Hauses und vernahm nur von Minute zu Minute von der hin- und hereilenden Zofe die Nachrichten von den entsetzlichen Freveln und Gräueln, welche die feindlichen Soldaten mit kannibalischer Grausamkeit verübten. Beide Frauen hatten vom frühen Morgen an im steten Gebet auf den Knieen gelegen und waren, als sie hörten, daß die sehr festen Hausthüren eingeschlagen wurden, eben im Begriff, sich auf den obersten Bodenraum eines Hinterhauses zu flüchten, als ihnen ein erstickender Rauch und durch diesen die wüthenden Flammen der schon brennenden Balken entgegen schlugen. Mit Blitzesschnelle folgte dem Zurückweichenden das furchtbare Element und es blieb ihnen kein Ausweg übrig, wie der nach der Treppe des Vorderhauses, wo sie gerade ankamen, als ein Trupp betrunkener Kroaten ins Haus drang und die Unglücklichen aufhielt. Die Tante, welche neben den Kriegern durch die offene Hausthür entschlüpfen wollte, ward in diesem Moment vor Brigittens Augen durchbohrt, wogegen diese von den Fäusten einiger rohen Krieger gepackt, in ein offenes Zimmer geschleppt und dort festgehalten wurde. Die, die ihr drohende Gefahr begreifende, und durch das unaufhörliche Klag- und Jammergeschrei auf der Straße in ihrer Besorgniß bestärkte Jungfrau, raffte allen Muth zusammen, indem sie erwog, daß sie den Mißhandlungen der wilden Kroaten, die ihr bereits ein werthvolles Halsband, sowie

andere kostbare Sachen, die sie in der Eil zu sich gesteckt, entrissen hatten — nicht entgehen könne, wenn sie nicht das Leben zum Preis ihrer Ehrenrettung einsetze. Sie faßte daher den großen entsetzlichen Entschluß, den Tod in den Flammen zu sterben. Mit einer, selbst Schwachen im Todeskampfe so eigenthümlichen Stärke warf sie die, sie festhaltenden beiden Soldaten zur Seite und stürzte mit fliegendem Haar zum Zimmer hinaus, um die mit furchtbarem Geprassel ihre zerstörende Annäherung verkündenden Flammen zu umarmen; — aber kaum hatte sie den langen, schon mit erstickendem Dampf angefüllten Hausflur betreten, als ihr ein junger feindlicher Offizier im glänzend reichen Waffenschmuck entgegen trat und sie mit dem Ausruf: „Jesus Maria! meine geliebte Brigitte!“ in ihrer Eile hemmte. Er wollte eben mit der Unglücklichen das brennende Haus verlassen, wo die immer stärker um sich greifenden Flammen keine Sicherheit mehr gönnten, als ihre Verfolger sie von hinten faßten und sie dem Offizier zu entreißen suchten; dieser dagegen zog den Degen, durchbohrte den Nächsten der kannibalischen Ehrenräuber und befahl den Uebrigen sich augenblicklich zu entfernen. Murrend gehorchten die, mit Tigerwuth nach Beute lechzenden Krieger, und Hans von Brixen, in welchem Brigitte ihren von Gott gesandten Retter erkannte, führte nun die Jungfrau in das von den Kroaten befreite Zimmer zurück. „Ich bin — sagte der junge Krieger —

erst gestern vom Grafen Tilly für bewiesene Tapferkeit zum Feldobersten ernannt und komme, dem Himmel sei Dank! noch zur rechten Zeit, um dich, Geliebte! aus dem Schwefelpfuhle des Elends und der Drangsale zu retten, welche dich, wie jede Jungfrau der unglücklichen Stadt, erwarten; du wirst dich aber der Bestimmung, die ich für deine Sicherheit schon getroffen habe, mit Vertrauen überlassen und mir vorerst in das Lager folgen, wo ich dich zuverlässigen Händen übergeben werde, bis mir der strenge Dienst gestattet, dich wieder zu sehen. Brigitte kam sich in diesem Augenblicke wie eine selig Auferstandene, Hans von Brixen ihr wie der Engel des Herrn vor, der gesandt war, sie in das heilige Paradies des unbekannten Jenseits zu führen, wo wir zwar die Wonnen der ewigen Glückseligkeit nicht ahnen, aber wohl begreifen können, daß die Leiden des irdischen Lebens nicht dahin dringen. Brixen führte die Geliebte in die Nähe des Doms, wo eine Schaar Soldaten aufgestellt war, um das mit Macht um sich greifende Feuer von diesem ehrwürdigen Gebäude, das selbst den Feinden hohe Achtung gebot, abzuhalten, dann hob er sie neben sich auf seinen Rappen und geleitete sie in das feindliche Lager. Sowohl auf dem Wege dahin, als im Lager selbst, hatte das ihrer mütterlichen Freundin beraubte, nur an die Großmuth eines feindlichen Offiziers gewiesene Mädchen tausendfache Gelegenheit, Augenzeuge der empörendsten und unbeschreiblichsten

Grausamkeiten zu sein, welche an vielen schuldlosen Männern und Frauen, ja an vielen ihr bekannten, höchst achtbaren Jungfrauen mit schaamloser Bosheit verübt wurden. Das furchtbarste Bild des Schreckens trat ihr in dem Zelte vor Augen, in das sie der geliebte Retter hineinführte, denn er übergab sie hier der Obhut zweier phantastisch gekleideten Frauen von höchst abschreckender Gesichtsbildung, in deren Zügen Brigitte sogleich diejenigen beiden Frauengestalten wieder erkannte, welche, wie sie einst geträumt, den ehrwürdigen Prediger Dr. Bak von der Kanzel geworfen hatten.

Am folgenden Tage wurde die gerettete Jungfrau zu Wagen und unter sicherm Geleit nach Halberstadt gebracht, wo sie später zwar ihren Verlobten, Hans von Brixen wiedergesehen, jedoch nicht das ersehnte Glück erlangt hat, mit ihm zum ehelichen Bunde vereinigt zu werden; denn der muthige Jüngling war aus der Schlacht bei Werben, welche Tilly gegen Gustav Adolph verlor, nicht wiedergekehrt. Sie kam daher später wohl wieder nach Magdeburg zurück, soll aber sich dann zu ihrem Oheim nach Leipzig begeben haben und dort für die hiesige Stadt gänzlich verschollen sein.

Wären die beiden Frauen, Brigitte und ihre Tante, den gewiß wohlerwogenen und wohlgemeinten Vorschlägen des Junkers Hans von Brixen gefolgt, hätten sie, der eiteln Ehr- und Ruhmbegierde entsagend,

sich mit demselben auf seine Güter nach Böhmen begeben, gewiß würde ein stilles Familienleben ihr Lebensglück gegründet haben. Sie hatten um so mehr Veranlassung, jenen Vorschlägen Folge zu leisten, da Brigittens Traum wohl einer Beachtung werth war und der Glaube an eine Vorbedeutung nicht immer Aberglaube ist.

Die eisernen Köpfe an der St. Jokobs-Kirche.

Es ist bekannt und auch in diesen Blättern schon angedeutet worden, daß die Stadt Magdeburg im dreizehnten Jahrhundert bei weitem nicht von dem Umfange und der Größe war, wie gegenwärtig. Fast alle Städte haben dies mit ihr gemein. Die Mauer

lief am Ulrichskirchhofe nach Westen hinunter bis zum Marstall, wo sich ein Thor befand; hier ging sie, ziemlich in ungleicher Richtung die jetzige Drei-Engelstraße entlang, den Breitenweg durchschneidend, hinter dem neuen Scharren weg, die große Petristraße fort, zwischen dem Knochenhauer- und alten Fischer-Ufer hindurch bis an die Elbe. Auf der Ostseite war diese Mauer etwas hinter der Johanniskirche, wo sie sich an der Nordseite oberhalb des Knochenhauer-Ufers anschloß. Die beiden Kirchen zu St. Catharinen und St. Jakob lagen also noch außerhalb der Stadt. In der Gegend des jetzigen Jakobs-Kirchhofes befanden sich das Hochgericht und der Rabenstein. Der südliche Thurm der Jakobskirche trägt noch bis heute in den eingemauerten eisernen Köpfen die Denkmäler desjenigen vorzeitlichen Ereignisses, dessen Erzählung der Gegenstand der nachfolgenden Sage sein soll.

Der Erzbischof Friedrich I. hatte im Jahre 1146 mit noch acht Bischöfen einen Zug wider die Sarazenen, ins gelobte Land gemacht und kehrte eben nach Magdeburg zurück, als ein sonderbarer Rechtsfall der Weisheit und dem Scharfsinn der Richter gar viel zu schaffen machte. In dem Dorfe Biederitz hatten sich zwei arme Handwerker aus Magdeburg, Arnold und Sägebart, ersterer ein Kesselflicker, letzterer ein Grobschmied, in die Scheune eines Bauern geschlichen, um von einem auf der Tenne liegenden großen Haufen Getreide einiges zu stehlen; denn

beide Männer hatten Weib und Kinder und vermochten bei der ungeheuern Theuerung aller Früchte und Lebensmittel nicht, den für sich und die Ihrigen nöthigen Lebensunterhalt zu erschwingen. Die Arbeit lohnte zu wenig, und ein Diebstahl sollte wenigstens der unglücklichen Noth abhelfen. Das Einschleichen gelang, aber nicht so das Fortschaffen des Getreides denn in dem Augenblicke, als die beiden Diebe ihre Säcke füllen und die um den großen Getreidehaufen herum gelehnten Strohbunde hinwegnehmen wollten, ward von außen eine, in dem großen Einfahrtsthore der Scheune befindliche kleine Thür geöffnet und ein baumlanger, starker junger Kerl trat ein, mit einer brennenden Leuchte oder Laterne in der Hand und zog die kleine Thür hinter sich leicht wieder zu. Arnold und Sägebart hatten nicht erst Zeit zu überlegen und sich darüber zu berathen, was zu thun sei? Wie von gleichem Gefühle getrieben, warfen sie sich nieder und krochen unter die, um den Getreidehaufen liegenden Strohbunde. Still und schweigend, ohne von den Unternehmungen oder Bewegungen des neuen Ankömmlings etwas gesehen und gehört zu haben, mochten sie einige Minuten lang unter dem Stroh versteckt gewesen sein, als sie von allen Seiten her das Prasseln eines gewaltigen Feuers vernahmen und fürchteten, in dem sie umhüllenden Rauche zu ersticken. Sie hatten kaum noch so viel Zeit und Kraft, sich aufzurichten und der kleinen Thür, die sie noch offen glaubten, zu

zueilen, da sie auf demselben Wege, wo sie eingestiegen waren, in einen wüthenden Feuerstrom gerannt sein würden, als mit einem Male die beiden großen Thorflügel von außen aufgerissen und sie, die Unglücklichen, von einer Schaar Bauern, welche sie der Brandstiftung beschuldigten, festgenommen wurden. Anfangs mochten die beiden Diebe wohl gezögert haben, mit einer wahrhaften Erzählung ihrer verbrecherischen Absicht hervorzutreten, weil sie sich schmeichelten, in dem Gedränge des, in Folge der ausgebrochenen Feuersbrunst zusammengelaufenen Volks entfliehen zu können; aber gerade ein von ihnen unternommener Fluchtversuch machte sie verdächtiger, und so wurden sie am selbigen Tage noch nach Magdeburg gebracht und dem peinlichen Gericht als Brandstifter, die man bei der That ertappt, überwiesen Es gab damals nur kurze Formalitäten in dem gerichtlichen Untersuchungsverfahren, die Folter war der allmächtige Hebel, welcher mit wunderbarer Sicherheit dem schwachen Angeklagten, ohne Rücksicht auf Schuld oder Unschuld, das Geständniß des ihm beigemessenen Verbrechens entlockte und dem Gesetz den geraden, ordentlichen Weg zur Strafe bahnte; eine vorläufige Lossprechung kannte man so wenig als eine außerordentliche Strafe, und glaubte mit dem durch oder ohne Folter erlangten Bekenntniß dem Gewissens Vorwurfe eines Fehlgriffs zu entgehen, aus welchem nur zu leicht der gewiß noch schlimmere Vorwurf einer Begünstigung des Ver-

brechens oder eines nie wieder gut zu machenden Justiz-mords erwachsen kann. — Arnold und Sägebart wurden, als die Folter das Läugnen der Brandstiftung bis zum leisen, kaum hörbar aus der gemarterten Brust gerungenen Geständniß niedergekämpft hatte, zur Todesstrafe durch den Strang, so wie zur Vernichtung ihrer Leiber auf dem Scheiterhaufen verurtheilt.

Es war im Sommer **1147**, als der Erzbischof Friedrich mit seinen Knappen und Reisigen aus dem gelobten Lande kam und die jungen Gesellen, die noch lebensfroh und mit gesunden Gliedern die Gefahren des Heerzugs, so wie die Strapazen der weiten Reise überstanden hatten, reich beschenkt zu den Ihrigen entließ, wo sie eine Zeitlang neue Kräfte sammeln und von ihren Thaten und Leiden die Eltern und Freunde unterhalten konnten. Jeder eilte sonder Rast zu den Seinigen oder zu dem harrenden Liebchen, wenn er eins daheim gelassen hatte, und kam gewiß nicht mit leeren Händen, denn eine gar reiche Beute war den christlichen Streitern zu Theil geworden, so daß mancher Kriegsknecht das eiserne Panzerhemd fortgeworfen und den leichteren Lederkoller mit schweren Goldstücken ausgefüllt hatte.

In dem engsten Hinterstübchen eines ganz kleinen Hauses, an der Ecke der jetzigen Stockhausstraße, ohnfern der Hohen-Pforte, damals also noch außer den Thoren der Stadt, saßen eines Abends sieben Personen gar traurig und betrübt beisammen. Es war ein

noch rüstiges Weib mit drei erwachsenen Töchtern und vier kleinen Kindern, an denen man, da sie nur mit groben, aber reinlichen Hemdchen bekleidet waren und der Reihe nach, auf einer über die Dielen gebreiteten Strohmatte lagen, das Geschlecht nicht erkennen konnte. Das Weib hatte einen blanken, kupfernen Feldkessel vor sich und hämmerte an demselben mit so gewaltigen Schlägen, daß die drei junge Dirnen nur durch öfteres Zusammenbeugen ihrer Köpfe eine nothdürftige Unterhaltung festhalten konnten. Vor jeder der vier Frauen lag auf dem weiß gescheuerten Tisch ein Stück schwarzes Brod mit Salz, und in der Mitte stand der irdene Wasserkrug, eine, die sichtbar trübe Gemüthsstimmung eben nicht zur Freude begeisternde Flüssigkeit verbeißend. „Hört Mutter, legt einmal Euern Hammer bei Seite!" sagte Magdalene, die ältere der drei Schwestern, indem sie das blonde Haar von der schönen weißen Stirn strich; „ist mir's doch, als ob Jemand an die Hofthür geklopft hätte!" — man muß zuvor wissen, daß das genannte Hinterstübchen sich in einem Nebengebäude befand, zu welchem der Eingang über einen kleinen Hofraum führte. — Die Mutter legte Kessel und Hammer bei Seite, that einen Zug aus dem großen Wasserkruge und erwiederte: „Bin ich doch nach gerade müde von der schweren Arbeit; morgen will ich lieber ein Stündlein früher aufstehen, denn der Herr Erzbischof ist vom Heerzuge heim, und gewiß wird bald Nachfrage nach

den Kesseln und Schienen sein, die der unglückliche Vater in dem Stockhause — nicht hat selbst ausbessern können. Aber wie mag es kommen, Lene!" fuhr sie, sich an die blonde Tochter mit der Frage wendend, fort, „daß Georg noch nicht zu uns gekommen ist? Sollte er in seiner dir so fest zugesagten Treue wankend geworden sein, oder sich scheuen, die Wohnung einer Familie zu betreten, deren Haupt als Brandstifter zum schmachvollen Tode verurtheilt ist?" Oder hat er etwa — bemerkte Rosa, die siebzehnjährige Schwester der blonden Magdalene — ein schönes Türkenmädchen erbeutet, wie unser Urohm Kasper Arnold, der Waffenschmied, der dann der reichste Mann im Lande wurde, wie uns immer der Vater erzählte? — „Still!" sagte Magdalene, hört Ihr's denn nicht klopfen? komm Rosa! nimm die Leuchte und folge mir!"

Beide Mädchen eilten, vorsichtig und furchtsam im kleinen Hofe spähend, zur Eingangsthür, wo Magdalene rief: „Hat Jemand angeklopft? Wer ist draußen?"

„Macht auf, schöne Dirne! ich bin Kurt, des gestrengen Herrn Erzbischofs Mundschenk und bring' Euch Nachricht von Georg!"

Kurt kam mit den beiden Töchtern ins kleine Zimmer, warf einen gefüllten Weinschlauch auf den Tisch und legte einen vollen Beutel daneben! „Da" sagte er, „trinket erst, Mutter! trinkt's den schmucken Dirnen zu!" Er reichte der Hausfrau den Weinschlauch

und schob den Beutel der schönen Magdalene mit den Worten zu: „Da nehmt! holde Jungfrau! Es ist das Erbe Eures treuen Georg, das er Euch durch mich, seinen Freund und Kameraden, sendet!" — „Um Gottes und der heiligen Jungfrau willen!" rief Magdalene erbleichend — „wollet uns nicht erschrecken, ehrlicher Freund meines Georg! wißt Ihr nicht, daß wir schon unglücklich genug sind durch das Schicksal des Vaters, der zum Strang und Feuertode verurtheilt worden ist?"

„Leider weiß ich Alles," erwiederte Kurt, „komme aber auch nicht, um Euch mit einem leeren Wahn zu erschrecken! Georg ist mit vielen der Unsern vor Sigeth gefallen und hat sterbend mir diesen Beutel mit Geld übergeben, um ihn als ein nur Euch gebührendes Erbe in Eure Hände zu legen. Tröstet Euch, Jungfrau! Auch ich habe in dem guten Georg einen Freund verloren, der nimmer mir ersetzt werden kann! Ihr seid arm, wie ich weiß, und werdet durch den Verlust des Vaters noch ärmer; darum wird Euch das Erbe zu Gute kommen und es wird hinreichen, Euch in eine bessere Lage zu versetzen!"

Der gefühlvolle Leser kann sich eine Vorstellung von dem unglücklichen Zustand machen, in welchem sich die, so treu liebende Magdalene mit den Ihrigen befand, als ihr durch Kurt die Nachricht von dem Tode ihres geliebten Georg ward. Der Beutel, welcher später allerdings dem gesunkenen Wohlstand der

Familie wieder aufhalf, wurde an jenem Abende nicht beachtet und erst nach vielen Tagen geöffnet, als der Mundschenk Kurt es ausdrücklich verlangte, um der gebeugten Mutter zu beweisen, daß er mit vielen Beschwerden, unter tausend Gefahren einen Schatz bis gen Magdeburg getragen habe, um den er aus Habsucht leicht sein Leben hätte verlieren können; denn er hatte gesehen, wie auf dem Rückzuge mancher, mit reicher Beute beladene Krieger von rohen Soldknechten die sich keiner Beute hatten bemächtigen können, beraubt und erschlagen worden war. Als er wieder eines Tages bei der Familie des Kesselflickers einsprach — denn er hatte ein Auge auf die schwarzgelockte Rosa — mußte er den Frauen von dem Kreuzzuge erzählen, ihnen die Länder und Menschen beschreiben, die das christliche Heer kennen gelernt hatte, und Magdalene wollte nur immer wissen: ob und wo Georg dabei gewesen, was er vor seinem Tode gesprochen und ob er auch fleißig ihrer gedacht habe?

„Bald hätt' ich — sagte einmal nach einer langen Erzählung Kurt zu Magdalenen — vergessen, Euch, holde Jungfrau! zu berichten, wie besorgt Georg stets um Euer und der Eurigen Wohl war. Er wollte, wie er mir vertraute, selbst das Gewerbe Eures Vaters erlernen, meinte aber, dabei mehr als dieser erübrigen zu können, da er in einer Herberge auf dem Marsche zur Kenntniß eines Geheimnisses gekommen sei, das einem geschickten Eisenarbeiter nicht

fremd sein dürfe. Bei der Uebergabe des Geldes für Euch, hat er mir auch dieses Geheimniß vertraut und ich gedenke, wenn mich Rosa nicht verschmähen sollte, auch einmal davon Gebrauch zu machen, da mir der Dienst beim gestrengen Herrn Erzbischof zu lästig ist, als daß ich ihm noch länger vorstehen möchte!" — „Und worin besteht denn dieses Geheimniß?" frug Rosa — „In der Kunst — antwortete Kurt — einen Gegenstand durch das leichte Bestreichen mit einer Flüssigkeit so hart und fest, ja eben so unzerstörbar wie Eisen zu machen."

Kurt langte dabei ein Fläschlein aus der Brusttasche seines Wammses und sagte: „Seht! das ist die Wundersalbe, die ich, wenn sie verbraucht ist, aus Gestein und Kräutern stets wieder bereiten kann."

Die Gattin des unglücklichen Kesselflickers Arnold würde mit ihren sieben Kindern glücklich und lebensfroh gewesen sein, wenn der Gatte nicht als Verbrecher zum Tode verurtheilt gewesen wäre; denn der von Kurt überbrachte Beutel enthielt Gold die Fülle, und Magdelene überließ alles der Mutter, da sie fest entschlossen war, Nonne zu werden und ihr Leben dem Andenken des ihr bis zum Tode treuen Georg zu weihen.

Am Morgen vor der Hinrichtung Arnolds und Sägebarts saßen beide Männer auf dem hölzernen Schemel ihres Gefängnisses und gedachten ihrer daheim verlassenen Frauen und Kinder, als der Schlie-

ßer die starke Eisenthür öffnete und zwei junge, bleiche Dirnen einführte, welchen es auf besondern Befehl des Erzbischof gestattet war, ihren Vater nochmals im Leben zu sehen; es waren Magdelene Arnold und Johanne Sägebart, der Ersteren vertraute Freundin. Eine Stunde lang durften die geliebten Töchter sich mit den Vätern unterhalten und man kann sich wohl denken, daß die weichen Dirnen mehr Thränen vergossen, als Worte gesprochen haben, während die schon in ihr unvermeidliches Schicksal ergebenen Männer sie trösteten und sie mit der heiligsten Versicherung ihrer Unschuld beruhigten. Als sie sich verabschiedeten, drückte Magdelene dem Vater ein Fläschchen in die Hand und lispelte, den letzten Kuß auf seine Wangen drückend, ihm leise in's Ohr: „Da nehmt! wascht Euch Hals und Gesicht damit!"

Das gute Kind mochte in der Fülle ihrer Liebe sich dem süßen Wahne überlassen haben, die von Kurt erbetene Wunderflasche schütze vor Strang und Feuer, denn mit leuchtenden Augen ob des Gelingens ihrer That, schritt sie aus dem Kerker und suchte, zu Hause angelangt, die Ihrigen zu trösten; auch zu Sägebarts begab sie sich und tröstete die Armen, indem sie ihnen zugleich einen Theil des Geldes gab, das ihr Georg durch den redlichen Kurt gesandt hatte.

„Was mag es sein — sagte Arnold zu seinem Leidensgefährten Sägebart, als beide wieder allein waren — was mir Magdalene in dem Fläschlein da

gebracht hat und womit ich mir Hals und Gesicht waschen soll? Sollt' es Gift sein, damit ich mir selbst den Tod geben und dem schaudervollen Gange zum Rabenstein entfliehen möge? aber warum sagte sie mir da nicht lieber gleich, daß ich das Gift verschlucken solle?"

„Es wird — entgegnete der Grobschmidt — wohlriechendes Wasser sein, womit Euer Hals dem Henker entgegen duften soll, wenn Ihr ihn hinhalten müßt, um die hänfene Binde umlegen zu lassen. Das liebe Töchterlein hat das Gewässer vom Schatz erhalten, der es vielleicht aus dem Riechfläschlein einer schönen Sultanin oder Großherrlichen Sklavin gestohlen hat." — „Laßt es gut sein!" schloß Arnold, „ich werde sogleich der Vorschrift gemäß Gebrauch von dem Elixir machen."

Er öffnete dabei das Fläschchen und bestrich sich vermittelst eines Stück Linnen, das er von seinem Hemd' losriß, Hals und Gesicht. — Aber wie ward ihm, als er Kopf und Hals mit dem feuchten Linnen berührt hatte! Steif, wie ein eiserner Bolzen, saß der Hals auf Brust und Schultern, und im Gesicht fühlte er ein Spannen, als ob er mit einem Eisen gebrannt, oder ihm ein Drahtgeflecht über den Kopf gezogen sei. Er konnte den Hals nicht drehen und die Lippen nicht bewegen, und sobald er mit der Hand das Gesicht befühlte, so war es, als ob er einen Amboß berühre.

„Nun kenn' ich die geheimnißvolle Kraft dieser Wundersalbe," sagte er zum Grobschmied; „da nimm und bestreich auch dir Hals und Haupt, wenn du, wie dein starker Ambos, unzerstörbar sein willst! Wie wird man staunen und sich wundern, wenn der hänfene Strang seinen Dienst und das Feuer die Wirkung der Vernichtung versagt!? Sieh' Kamerad! ich werde auf dem Rabenstein noch ausrufen, daß wir unschuldig sind, und das Volk wird uns glauben, wenn es unsre wunderbare Erlösung sieht!"

Sägebart bestrich sich nun ebenfalls Kopf und Hals und hatte, gleich Jenem, die spannenden Empfindungen. —

Der Tag zur Vollstreckung der grausamen Doppelstrafe war angebrochen; am frühen Morgen schon wogte das Volk in Massen aus allen Vierteln und Straßen der Stadt, durch das damalige Jakobsthor und stellte sich in dichten Reihen ohnfern des Hochgerichts an der Stelle, wo sich gegenwärtig der Jakobskirchhof befindet, auf. Wir übergehen die Förmlichkeiten der Exekution und heben nur das Wesentlichste heraus. Als Arnold, der Kesselflicker, auf dem Schaffot schon mit der hänfenen Schnur um den Hals stand, winkte er mit einem weißen Tuche, das er in der einen Hand hielt, dem Volke zu, und in die kurze feierliche Stille hinein, rief er mit lauter, weithin vernehmbarer Stimme: „Hört es, liebe Mitbürger! Wir sind beide rein von der Schuld der uns

aufgebürdeten Brandstiftung! So gewiß unsere Köpfe, wie eiserne Kugeln, im Feuer glühen, aber dennoch unzerstört bleiben und der Flammen spotten werden, so gewiß mögt Ihr an unsre Unschuld glauben!" Da drängte der Scharfrichter den Missethäter zur nahen Leiter, und nach wenigen Minuten baumelten Beide an dem gewaltigen Querbalken des Hochgerichts. — Schon wirbelten die Feuerflammen des nahen Scheiterhaufens, auf welchem die Leichname verbrannt werden sollten, zu den Wolken empor und beleuchteten die gebrochenen Augen der Gehengten, schon jubelte spottend das Volk, sich des neuen Schauspiels freuend, welches die Köpfe der Prahler mit den glühenden Feuersäulen vernichten und die Rede des Kesselflickers Lügen strafen würde, da bog sich, wie von schweren Gewichten niedergezogen, der starke Querbalken des Galgens, an welchem die Verbrecher hingen, und borst mitten von einander. Man suchte das Ereigniß in einer fehlerhaften Behauung des großen Fichtenstammes; die Henker lös'ten rasch die Schlingen der hänfenen Stricke, und im Nu lagen beide Leiber auf der vorgerichteten Stelle, an welcher frisch geschürte Flammen aufloderten. Ein königliches Schauspiel für das Volk, das, die menschliche Natur verläugnend, in seiner Freude darüber, weder an Schuld noch Unschuld dachte, nur die blutgierigen Blicke an der Vernichtung seiner Nebenmenschen weidete und des Augenblicks harrte, wo die Köpfe der armen Sünder, wie

glühende Kugeln leuchten, dann erlöschen und in Staub und Asche zerfallen würden. — Aber ein Wunder that sich kund, ein Wunder dessen Dasein das Volk wohl sahe, dessen unsichtbare Kräfte es aber nicht begriff: Die beiden Köpfe glühten, als schon der gewaltige Holzstoß niedergebrannt, als die stärksten Kloben wie dünne Halmen verkolt und in eine schwarzgraue Masse zerfallen waren, noch immer fort; wie glühende Eisenkugeln trotzten die Köpfe der Zerstörung und aus Nase, Mund und Augenhöhlen sprühten einzelne Funken, wie aus dem fabelhaften Haupte eines nie gesehenen Drachens. — Die hochweisen Richter stutzten, die Henker bekreuzten sich und gossen Wasser auf die feurigen Köpfe, die sie dann mit langen Stangen in den hohen Aschenhaufen drückten. So glaubte man das Wunder beseitigt und das abergläubige Volk beruhigt zu haben, welches schon laut murrend über unschuldig vergossenes Blut schrie und Rache schnaubend sich nur langsam entfernte. Ehe der Morgen des folgenden Tages graute, standen die Henker vor den Ruinen des Scheiterhaufens und durchwühlten mit eisernen Haken die schwarzgraue Asche; beobachtend stand ein neuer Volkshaufen zur Seite, da rollten beide Köpfe, zwar eisenfarbig, aber unversehrt, mit Nase, Mund und Ohren, mit vollen Wangen und Haaren aus der verglühten Holzkohle, und die gewaltigen Schläge der Henker vermochten nicht, die eisernen Häupter zu zertrümmern. — Die Unschuld der Misse-

thäter — so richtete des Volkes unwiderlegbare Stimme — war durch ein Wunder erwiesen, der Gerechtigkeits-Mord mußte gesühnt werden!

Wie schon oben bemerkt, in der Gegend des jetzigen Jakobskirchhofes, befanden sich das Hochgericht und der Rabenstein, und die beiden in dem südlichen Thurme dieser Kirche eingemauerten eisernen Köpfe, bekunden noch heut' die Glaubwürdigkeit unserer Sage; wahrscheinlich wollte man den Glauben an die Unschuld der beiden, einer barbarischen Gerechtigkeitspflege zum Opfer verfallenen Männer dadurch anerkennen, daß man ihre Köpfe als heilige Reliquien in die Mauer des Tempels faßte, der später dort erbauet ward.

Demjenigen Theile unsrer freundlichen Leser, der weniger mit der vorzeitlichen Geschichte dieses Tempels bekannt ist, dürfte es nicht uninteressant sein, einige Züge aus den Schicksalen derselben zu hören. Der Bau der Kirche zu St. Jakob ist im Jahre 1383 begonnen und 1438 ward sie ausgewölbt. Im Jahre 1451 zündete der Blitz und zerstörte mit ihr sieben Glocken. Erst Anno 1495 begann ihr Wiederaufbau, und der damalige Rathszimmermeister Hans Knoche vollendete 1497 den, nach der Neustadt zu gelegenen Thurm. Im Jahre 1551, als der sogenannte Magdeburger Krieg, zwischen dem Kaiser und den protestirenden Ständen, am hitzigsten aufloderte, brachten die Magdeburger mehrere Geschütze auf den Jakobsthurm

und thaten durch das Schießen von ihm herab den Belagerern großen Schaden. Diese richteten nun ihre Artillerie auf denselben, und durch mehr denn 1500 Schüsse wurde der eine Thurm dergestalt ruinirt, daß die über 60 Ellen hohe Spitze mit Seilen herunter gezogen werden mußte. Im August 1552 warf um Mitternacht ein heftiger Sturmwind auch die andere, während der Belagerung stehen gebliebene Spitze herab. Der, gegen die Neustadt belegene Thurm wurde 1583 wieder aufgebauet und mit Blei gedeckt; man nannte diesen Thurm den Julius-Hut, zu Ehren des Herzogs Julius von Braunschweig, welcher das zur Dachung benöthigte Blei spendete. Der Himmel schien dieser Jakobskirche zu zürnen, denn 1610 schlug der Blitz in dieselbe und 1613 um Mitternacht, zertrümmerte ein heftiger Gewitterschlag den Thurm, das Gewölbe, die Uhr, Orgel und Taufstein, ohne jedoch zu zünden, dergestalt, das erhebliche Reparaturen nöthig wurden. Ihre völlige Erneuerung wurde durch den Sturm vom 10ten Mai 1631 bedingt. Ein Fischer, Namens Berthold Richter, hat auf eigene Kosten die Kanzel erbauen lassen und dafür in der Kirche hinter derselben sein Begräbniß erhalten. Zum Bau der Orgel hat der Kurfürstl. Brandenbursche Generalfeldzeugmeister, Herzog August von Holstein als Gouverneur 2000 Thlr. gegeben. Der 1693 verstorbene Skriverius, dessen Grabmahl sich in der Kirche befindet, hat sich hohe Verdienste

um sie erworben. Sein Bildniß und die daneben vorhandenen Inschriften zeugen noch heute von ihm; der Schluß seiner in lateinischer Sprache geschriebenen Gedenkworte: quia credidit resurrectionem carnis etc.*) dürfte auf einen neuen Schriftglauben schließen lassen, der dem freien Denken unsers Zeitgeistes entgegen ist.

Mathilde von Heideck.

Die Wiederkehr aus der Gruft.

Auf der, am freundlichen Elbufer gelegenen Burg Rogätz herrschte seit dem Tode des Burgherrn, Ritter Hans von Plauen, eine stille und tiefe Ruhe, denn lange trauerte die schwergebeugte Witwe, und ihr einziges Kind, Mathilde, hatte Niemanden, mit dem sie die lieblichen Kinderjahre unter fröhlichen Spielen hätte hinbringen können. Wiewohl die Mutter, wenn auch auf kurze Zeit, ungern von der einzigen Tochter sich trennen mochte, so ließ sie sich doch von ihrer Schwester in Magdeburg, einer hochgebildeten Matrone, bereden, Mathilden dahin zu bringen, um

*) Das heißt: Weil er an eine Auferstehung des Fleisches geglaubt hat ꝛc."

sie in allen den Wissenschaften und Künsten, welche damals als Zierde eines jungen Edelfräuleins galten, unterrichten zu lassen. Mathilde war gerade 18 Jahr alt, als sie wieder auf die Burg Rogätz zurückkehrte, und wenn sie auch im Umgange mit Männern und Frauen ihres Standes ihren Geist gebildet und den zum angenehmen Lebensgenuß nothwendigen, feinen Weltton sich genugsam angeeignet, auch durch ihre blendende Schönheit und das sanfte Spiel der Laute, welche sie meisterhaft zu handhaben verstand, einen besonderen Ruf erworben und manches edlen Ritters und Junkers Herz in lodernde Flammen gesetzt hatte — so war doch das ihrige so natürlich, einfach und rein geblieben, daß sie sich an dem einsam traulichen Plätzchen ihrer frühen Jugend glücklicher fühlte, als in dem Gewühl der großen Stadt. Erst hier lernte sie den Junker Raimund von Heideck kennen, dessen Vater ein Busenfreund des ihrigen gewesen war, und noch ehe es die jungen Leutchen gewahrten, hatte sich die Liebe in ihre Herzen geschlichen. Raimund von Heideck war ohngefähr um das Jahr 1340 — Zeit der zu erzählenden Sage — ein Jüngling von 26 Jahren, der kräftige Zweig eines alten ehrwürdigen Stammbaums, und elternlos der unumschränkte Herr seiner großen Reichthümer; denn jenseits der Elbe lagen große und glänzende Meierhöfe mit den fruchtbarsten Feldern und Wiesen, auf welchen er gebot, und in einem stolz hervortretenden, prachtvollen Hause am

Breitenwege zu Magdeburg, dem alten Markte gegenüber, das ihm ebenfalls gehörte, wohnte er. So oft er eines seiner Landgüter besuchte, um den Vögten und Verwaltern Befehle zu bringen oder deren Wirthschaft zu prüfen — denn er war ein verständiger Herr — sprach er bei den Burgfrauen auf Rogätz ein und hatte sich daselbst bald so unentbehrlich gemacht, daß ihn Mathilde mit unruhigem Herzklopfen, die Frau von Plauen ihn wie einen geliebten Sohn erwartete. Raimund hatte noch nie daran gedacht, seinen Junggesellenstand, an den er nun einmal gewöhnt war, durch die Wahl einer Hausfrau zu verändern; doch stand es fest in seinem Innern, daß nur Mathildens Besitz der Gegenstand einer solchen Wahl sein könne, wenn der Entschluß dazu über lang oder kurz zur Reife gedeihen solle. Der schien indeß noch in weiter Ferne zu liegen, denn das viele Geld und Gut hatten dem lebensfrohen Junker in der Stadt und auf den nahen Burgen Freunde und Zechbrüder erworben, die, wie die Bienen, in seinem Hause ein- und ausflogen. Des Bankettirens war in dem Heideckschen Hause kein Ende, und die gold'ne Heideckerei — wie man damals jenes Haus nannte — war für Künstler und Handwerker, für Pilger und Spielleute, ja für Jedermann, der gern Geld verdiente, eine wundersüße Quelle. Herr Raimund von Heideck war stets der munterste und angenehmste Wirth, seine vielen Gäste nahm er immer mit Scherz und Lachen

auf, und Frohsinn und Heiterkeit mußten kontraktmäßig auch die Grundzüge seiner zahlreichen Dienerschaft sein. Niemand dachte daran, daß sich dies sobald ändern, daß Herrn Raimunds Lebenslust sich zu Unmuth und Trübsinn herabstimmen könne; denn allwöchentlich wurden neue Geldspinden gemacht, um die täglich eingehenden Zinsen und Kaufgelder, die Miet- und Pachtschillinge, sowie viele andere Arten von Einkünften aufbewahren zu können. Um Pfingsten hatte er ein prächtiges, ja ein den fürstlichen Luxus überbietendes Gelage ausgerichtet, und nicht nur alle edlen Männer und Frauen, sondern auch die Blüthe der Jungfrauen Magdeburgs mit dem höchsten Glanz bewirthet; und — seit dieser Zeit kränkelte sein Gemüth. Eine gewaltige Leidenschaft hatte sich seines Herzens bemächtigt und trat mit der stillen Liebe zu Mathilde von Plauen, deren er sich kaum noch bewußt war, in den heftigsten Kampf. Die reizende Nichte des Bürgermeisters Wolf von Gericke, die wunderschöne und allbewunderte Trudina, seit Kurzem erst von Rom zurückgekehrt, wohin sie einer Nichte des Erzbischofs als Gesellschafterin gefolgt war, hatte einen so plötzlich tiefen Eindruck auf des Junkers Herz gemacht, daß er ohne ihren Besitz nicht irdisch froh und glücklich sein zu können glaubte, wobei Mathildens liebliches Bild tief in den Hintergrund gedrängt ward. Beim nächsten Ritt nach seinen Meiereien zog er kalt und gleichgiltig bei Rogäz vorüber. —

Trudina war aber auch in der That eine blendende, ja eine bezaubernde Schönheit, ein Stern an Magdeburgs blauem Himmel, vor dem alle andern Sternlein erbleichten. Eine hohe, junonische Gestalt von den schwellend üppigsten Formen, schritt sie wie eine Königin einher, und wen ihr großes, schwarzes Feuer-Auge traf, der fühlte sich wie vom Blitz geschlagen und hörte das eig'ne Herz im Busen beben; nur die Frauen haßten sie, weil sie alle deutschen Sitten, selbst ihre Muttersprache verachtete, sich nicht nach ihrem wahren Namen Gertrud sondern Trudina nannte und sich vor der Musik, die doch Herr Raimund bei obigem Banket aus Frankfurt am Main verschrieben hatte, die Ohren zuhielt. Das Gelage zu Pfingsten war, wie Trudina hörte, vom Ritter Raimund von Heideck nur ihr zu Ehren veranstaltet worden, und darum hatte sie Alles aufgeboten, um den reichen und schönen jungen Ritter mit den wohl einstudirten Künsten einer feinen Verführung zu umstricken, denn sie liebte ihn mit ihrem kalten Herzen nicht, sondern mochte nur deßhalb in ein Verhältniß zu ihm treten, das zu einem Ehebündniß führen konnte, weil er der reichste und mächtigste Ritter war und hauptsächlich einem edlen Römer ähnlich sah, mit dem sie während ihres dreijährigen Aufenthalts zu Rom — wie Frau Fama wissen wollte — in einem so eng vertraulichen Einverständniß gelebt hatte, daß dieser Umgang sogar bedenkliche, doch glücklich überstandene Folgen gehabt

haben sollte. Ihr Ohm, der Bürgermeister Wolf von Gericke, war entzückt über die sich der unvermögenden Nichte darbietende glänzende Aussicht, da er nun hoffen durfte, daß die unedle Liebe zu dem erwähnten edlen Römer nach und nach erkalten und die alte deutsche Treue in der kalten Brust der sonst, für deutsche Sitten erglühenden Jungfrau wieder erwachen werde. Auch Mathilde von Plauen befand sich auf dem Gelage in der Heideckerei und sahe mit eigenen Augen, wie Raimund, ihr still Geliebter, sich von ihr abwandte und nur für die stolze Trudina Augen und Ohren hatte, wie er sich bemühete, deren leiseste Wünsche zu erfüllen, um nur einen dankbar freundlichen Blick aus dem großen, stechenden Auge zu erhaschen, und wie Jene, seine gewiß mit allem Fleiß studirten Schmeichelreden gar oft mit Spott und Hohn aufnahm und beantwortete.

Trudina lächelte nur, wenn sie auf die silbernen Leuchter an den Wänden, auf die güldenen Ehrenketten an Raimund's Brust, auf die blitzende Demant-Rose, welche seine Schuhe zusammenhielt, und auf sein männlich schönes Gesicht blickte, das, wie sie mehrmals gegen vertraute Frauen, unklug genug, geäußert hatte, dem des edeln Römers glich, dessen Nase so überaus schön gewesen war, leider aber für sie zu hoch gestanden hatte, als daß er sich zu einer ehelichen Verbindung mit ihr herabgelassen hätte. Darum suchte sich die in Welschen Sitten verdorbene,

mit einem verstümmelten Namen sich brüstende Trudina durch den Besitz eines deutschen Edeljunkers zu entschädigen, der, wie sie glaubte, zu blödsichtig war, um ihren jungfräulichen Schleier lüften zu können. Raimund hatte geglaubt, am gedachten Pfingstgelage mit der hochgefeierten Nichte des gestrengen Bürgermeisters auf's Reine zu kommen, ihr seine Liebe erklären und die Gefühle ihres harmonischen Herzens dafür eintauschen zu können. Der spöttelnde, seinen Geschmack stolz verhöhnende Ton der gefeierten Schönen mußte indeß sein männliches Ehrgefühl tief verletzen, und so schwand sein früherer Frohsinn von Tag zu Tag um so mehr, als ihn Trudina, so oft er ihren Ohm besuchte und Gelegenheit fand, mit ihr sich zu unterhalten, stets mit ihrem hochfahrenden und spöttelnden Wortkram zu demüthigen bemüht war. Dennoch vermochte er nicht, sich aus dem rosigen Zaubernetz, womit ihn die stolze Schöne immer fester und fester umstrickte, herauszuwinden und stieß damit die, deßhalb in tiefen Gram versunkene Mathilde von Plauen gänzlich von sich. Trudina liebte leidenschaftlich glänzende Festgelage und kunstreiche Tänze; ein leiser Wink von ihr war für den verliebten Junker ein Befehl, abermals ihr zu Ehren ein kostbares Mahl zu veranstalten, wozu gerade das Fest der Weihnachten Veranlassung gab. Raimund's Freunde und alte Zechgenossen jubelten laut auf, als die Einladung nach der schier vergessenen Heideckerei anlangte, und die

lustigen Gesellen boten Alles auf, um den wiederauflebenden Raimund, dessen Leidenschaft für Trudina ihnen kein Geheimniß war, in eine recht heitere Stimmung zu versetzen. Selig und mit liebefunkelnden Augen saß der junge Ritter seinem reizenden Liebchen bei der Tafel gegenüber, und ihre zärtlichen Blicke verhießen ihm das schönste Erdenglück. Die silbernen Becher der zahlreichen Gäste schienen vor den Augen des liebetrunkenen Freudenspenders zu tanzen, und er konnte sich nicht enthalten, laut und lustig in die fröhlichen Gesänge seiner Zechbrüder mit einzustimmen. Eben hatte er mit seiner kräftigen, tiefen Baßstimme den ersten Vers seines Lieblingsliedes:

„Viel Freuden die Stunden der Minne wohl han,
„Doch setze ich kühnlich den Rheinwein daran:
„Du Ländlein des Rheingau's! Dich nennet mit Preis
„Der Zecher das irdische Paradeis!"

herausgegurgelt, als Trudina die schöne, griechische Nase rümpfte, vom Mundschenk einen Becher feurigen Neapel-Wein forderte und, sich spöttelnd zum entzückten Sänger wendend, mit spitzigen Stachelworten ausrief: „Euer Rheinwein ist herbe, Herr Ritter! wie die rauhen Töne Eurer Kehle!" — Da stieß er zornglühend den Silberpokal so heftig auf die Tafel, daß er fast zum flachen Teller verbogen vor ihm stand, und sagte zur übermüthigen Spötterin: „Der deutsche Mann liebt den Wein seines Vaterlandes und den männlichen Laut seiner Kehle; er hasset des Auslan-

des Schlinggewächs und seiner Hämlinge Triller. Die Ehre ist ihm heiliger, als die girrende Minne!"

Damit hob er die Tafel auf, schritt, ohne die darob erstaunte Trudina eines Blicks zu würdigen, wild im Zimmer auf und ab und ging in den großen Ahnensaal, wo die ehrwürdigen Vorfahren der Heideckschen Familie in Reih und Glied, mit zierlichen Goldrahmen umfaßt, an den hohen Wänden hingen und ihm ihren Beifall zuzunicken schienen. Die schlaue Halb-Römerin war ihm aber mit dem klug berechnenden Oheim, wie absichtslos, nachgegangen und besahe mit diesem von einer andern Seite die weniger kunstvollen, als wohlgetroffenen Gemälde. Um seinen schon etwas verrauchten Zorn durch eine Schmeichelei zu besänftigen, begann Trudina die weiblichen Bilder, alte Matronen und frische, jugendliche Gesichter, zu loben und hatte mit der Aeußerung: daß sich in den Augen und Zügen der edlen Frauen ein Ausdruck so hoher Tugend und Sittigkeit abspiegle, der den Beschauer zur höchsten Achtung und Ehrfurcht hinreiße — schon den liebeschmachtenden Junker wieder versöhnt, als dieser durch eine absichtslose, für Trudina aber spitze Bemerkung ihren Giftstachel auf's neue reizte. Er stimmte nämlich in das von ihr ausgesprochene Lob seiner Ur- und Großtanten freudigen Sinnes ein und sagte: „Ja wohl, schöne Trudina! es spricht aus diesen Gesichtern Tugend und Sittigkeit, denn Ihr mögt wissen, daß unter allen meinen Ahnenfrauen und

Jungfrauen nie eine oder die andere die eheliche Treue verletzt, oder den Kranz entweiher hat!" War es aus natürlicher Bosheit, oder mochte Trudina in diesen Ruhm-Worten eine verdeckte Anspielung finden — genug sie gab zornentbrannt die allegorische Antwort zurück: „Die Bürger der Republik Sankt Marino rühmen sich auch ihres unbezwungenen Freistaats; aber kein Fürst begehrt ihren elenden, reizlosen Berg!"

Diese Worte sagte zwar Trudina halb von Raimund abgewandt, mehr zu ihrem Ohm, dem Bürgermeister; Jener aber hatte recht wohl den Sinn der frechen Schmähung aufgefaßt, er verließ sofort den Ahnensaal und beschloß fest in seinem Innern, sich der übermüthigen Dirne zu entziehen und ihr Andenken, wie wucherndes Unkraut, in seinem Herzen zu vertilgen. Er öffnete sein Haus, um jede etwaige Rückkehr einer Erinnerung an die stolze Schöne zu verscheuchen, wieder wie früher seinen alten Freunden und Zechbrüdern, und die Heidedeckerei wurde abermals der Tummelplatz lustiger Gesellen. Trudina beunruhigte sich deßhalb nicht, denn sie glaubte, daß der verliebte Junker schon zu tief in ihren Schlingen verwickelt sei, als daß er sich durch eigene Kraft jemals werde befreien können, und überließ, stolz auf ihre gewaltigen Reize, der Zeit und Gelegenheit die Vollendung ihres etwas hinausgerückten Sieges. — Aber auch Raimund traute dem verrätherischen Herzen nicht, darum beschloß er, ohne längern Verzug sich unter den vielen anderen

Töchtern des Landes eine Jungfrau zur Hausfrau zu wählen und damit jeden weiteren Umgang mit der gefährlichen Bürgermeisters Nichte abzubrechen. Er ließ alle ihm bekannten Mägdlein ebenbürtigen Standes vor dem Scharfblick seiner Erinnerung vorüberlaufen und mußte bekennen, daß es schwer sei, eine Jungfrau herauszufinden, die ihn das reizende Bild der stolzen Halb-Römerin vergessen mache. Endlich trat die engelreine, sanfte, ihm lange schon mit stiller Liebe zugethane Mathilde von Plauen vor das prüfende Auge seiner Seele, so daß Herz und Verstand sich zu einem harmonischen Bunde mit ihr einigten. Schon seit mehreren Monden hatte er die frohe, fromme Seele nicht mehr gesehen, der er sonst wohl oft auf dem Lustpfaden an der Elbe, am Saume des nach Rogätz führenden Waldes, oder wenn sie zur heiligen Messe in der Domkirche wallfahrtete, begegnet war; er erfuhr, als er sich nach ihr erkundigte, daß sie, nachdem ihre Magdeburger Tante gestorben, sich auf ihr mütterliches Schloß an der Elbe zurückbegeben habe, wo sie, einem stillen Kummer verfallen, einsam und freudenlos mit der Mutter lebe. Ein schwerer, vorwurfsvoller Gedanke blitzte in ihm auf, wenn er erwog, daß er einst den ihm mit stiller Liebe ergebenen Mägdlein Hoffnungen gemacht habe, die nun seit seinem Umgange mit der Zauberin Trudina, für die fromme Dulderin verloren scheinen mußten. Sein Entschluß

war daher schnell gefaßt: Mathilde und keine Andere mußte seine liebe Hausfrau werden!

An einem rauhen Dezembertage kam er auf Rogätz an, fand Mutter und Tochter im traulichen Gemach am wärmenden Kamin und zögerte nach kurzer Begrüßung nicht lange, mit seinem Antrage hervorzutreten. „Mein Schicksal, Ihr werthen Frauen! — hub er an — liegt in Eurer Hand.“ —

Er hielt hier inne, und die blühende, sittige Mathilde erröthete und schlug die Augen beschämt nieder, denn sie mußte diese Worte für den Eingang zu einer Werbung um sie halten. Doch Raimund wollte erst die Stärke der treuen Liebe der Jungfrau zu ihm prüfen; deßhalb fuhr er, einen tiefen Schmerz im Innern heuchelnd fort: „Seit einer Woche ist Trudina, des Bürgermeisters schöne Nichte, die ich grenzenlos liebe, meine Gattin; aber ihr Besitz hat mich in schlimme Händel verwickelt! Der Kanzler, des Erzbischofs Liebling, neidete mir das reizende Weib, verfolgte mich überall hin mit ehrwürdigen Spott- und Drohreden, so daß ich ihn gestern, zornentbrannt, über den Schädel hieb und todt niederstreckte. Nun bin ich vor dem Grimm des racheschnaubenden Erzbischofs, der den Tod seines Günstlings mit meinem Blute zu sühnen gedenkt, geflohen und suche einen still verborgenen Zufluchtsort, wo ich weilen und von wo ich durch eine Vertraute meinem geliebten Weibe, die gewiß unaufhörlich um mich wehklaget, Trost senden

und ihr sagen lassen kann, daß ich sicher unter Freundes Dach lebe. Nehmt mich auf, wertheste Frauen! und gönnt mir Sicherheit in einem Kämmerlein, bis ich meine Sache vor kaiserliche Majestät gebracht und mindestens freies Geleit nach einer meiner fern liegenden Burgen erlangt haben werde, wo ich mit meinem geliebten Weibe ruhig leben kann!"

Mathilde, die mit Aufmerksamkeit horchte, konnte, bei Anhörung dieser, ihren letzten Dämmerschein von Hoffnung in tiefe Nacht verhüllenden Worte nicht, wie die Mutter, vor dem Ritter stehen bleiben; sie sank erbleichend auf einen Sessel am Kamine nieder, ohne jedoch eine Silbe der harten Rede zu überhören. Frau Siegbritte von Plauen blickte, als Herr Raimund geendet hatte und mit Ungeduld den Entschluß der beiden Frauen zu erwarten schien, bedenklich ihr Töchterlein an, und Mathilde sprach mit schwacher Stimme: „Gern, edler Ritter! wollten wir Euch einen schützenden Aufenthalt bieten, aber bedenkt selbst, wie mein jungfräulicher Name gelästert, wie meiner guten Mutter starkes Ehrenschild zerbrochen werden könnte, wenn es ruchbar würde, daß Ihr, der Ehegemahl eines andern Weibes und der verfolgte Mörder des Kanzlers, bei uns verweiltet!" Doch fuhr nach kurzem Sinnen das liebe, fromme Mägdlein fort: „Was kann uns, trautes Mütterlein! widerfahren, was die Rache des Erzbischofs kümmern, wenn es der Rettung eines Freundes gilt? Darum bin ich der Meinung,

wir nehmen den unglücklichen Mann in unsere Burg auf und ziehen beide so lange in die Stadt! Denn wenn mir auch das wirre Treiben in Magdeburg zuwider und mir nur wohl auf dem einsam stillen Dörfchen ist, so thut es meinem Herzen doch gut, wenn wir des Ritters uns annehmen und seines Weibes bange Sorge um ihn mildern können!" Raimund von Heideck beugte sich tief vor den edeln und hochherzigen Frauen und war schon Willens, die Wahrheit zu bekennen und mit seiner Werbung um Mathildens Hand aufzutreten, als ihm einfiel erst abzuwarten, ob die Jungfrau auch in der That erfüllen werde, was sie so willfährig zugesagt hatte. Diesen Beweis führten beide Frauen sehr bald, denn gleich nach dem einfachen Mittagsmahle ordnete Mathilde das Einpacken ihrer und ihrer Mutter Reisebedürfnisse, sowie die Abfahrt gen Magdeburg an und unterrichtete eine bejahrte Base, Frau Elisabeth, zur einstweiligen Wirthschaftsführung. Ja, sie verabschiedete sich bei dem Ritter, um auf ihrem Kämmerlein die warmen Kleider für die Reise an dem kalten Wintertage anzulegen und beschleunigte so sichtbar die beabsichtigte Reise. Länger glaubte Raimund seinen Scherz nicht ausdehnen zu dürfen; er trat in das Kämmerlein der noch mit Ankleiden beschäftigten Jungfrau, die dem zudringlichen Beginnen zürnte, zog ihre rechte Hand an seine heißen Lippen und sagte: „Uebereilt Euch nicht, hochherzige Jungfrau! und laßt Kleider und Wagen in

Ruhe! denn meine Erzählung ist eine Mähr! Ich bin weder Trudina's Gemahl, noch des Kanzlers Mörder und wollte nur Euer Herz und Euer Gefühl für mich prüfen. Nur in der Absicht kam ich hierher, Euch zu meiner lieben Hausfrau zu begehren. Wohl hatt' ich mich von Trndina's Reizen bethören lassen, aber ich habe der falschen und hochfahrenden Halb-Römerin entsagt und würde mich nimmer mit ihren trugvollen Herzen vereinigen können!"

Die bestürzte Jungfrau schaute lange dem vor ihr niedergesunkenen Jünglinge ins Gesicht, dann hieß sie ihn aufstehen und sagte: „Traun! wunderlicher Mann, wie spielt Ihr mit mir!" Laßt mich die Einsamkeit und den treuen Rath der geliebten Mutter suchen, dann werd' ich Euch meinen Entschluß verkündigen!"

Raimund mußte sich gedulden, denn er erhielt keinen genügenden Bescheid, wiewohl er seine Bitte mehrmals fußfällig wiederholte. Mathilde traute dem veränderlichen Herzen des von ihr heiß und innig geliebten Mannes immer noch nicht; sie beschloß daher, mit ihrer Mutter eine Zeitlang in Magdeburg zu wohnen und sich persönlich zu überzeugen, wie es um die Liebschaft zwischen dem von Heideck und Gertrude von Gericke stehe, sowie auch einen Monat lang täglich des Morgens zu dem Gnadenbilde der heiligen Gottesmutter in der Domkirche zu wallen und von derselben Rath und Einsicht zu erflehen. Was sie

über Raimund und Trudina in Magdeburg vernahm erhöhete ihre Freude und gute Hoffnung, denn überall sagte man ihr in den vertraulichen Kreisen ihrer Freundinnen und Bekannten, daß die stolze Halbwelsche den edeln Ritter schwer gekränkt, und daß er darum sie zu verachten sich vorgenommen, auch bisher sein Vorhaben unverbrüchlich gehalten habe. Mathilde trug nun nicht länger Bedenken, den ungestümen Bitten ihres längst geliebten Raimunds nachzugeben und lehnte sein langes, bittersüßes Harren mit dem offenen Bekenntnisse ihrer wahren, treuen Liebe, sich innig in seine Arme schmiegend ab. Nur kurze Zeit war Herr Raimund Bräutigam, und seine alten Zechbrüder freuten sich höchlich, als sie hörten, der Tag der Hochzeit sei nicht fern; denn sie hatten in der Periode der kränkelnden Liebe ihres Freudenspenders lange daheim bei magerer Kost aushalten müssen und ersannen nun mancherlei Schwänke und Kurzweil, womit sie den sonst freigebigen Wirth zu erfreuen gedachten. Aber Mathilde, die allen unnöthigen Prunk, alle solche kostspielige Freuden haßte, wie sie Raimund in seinem Junggesellenstande seinen leichtfertigen Zechbrüdern gespendet, und womit er, wie er ihr bekannte einen großen Theil seines reichen Einkommens verpraßt hatte — suchte solchen Schwarm abzuwenden, indem sie den Heißgeliebten vorstellte, daß es sich mit der Eile, womit sie die Verbindung schließen wollten, besser vertrüge, wenn die Hochzeit auf der mütterlichen Burg

zu Rogätz gefeiert werde. Die lüsternen Zechbrüder waren daher sehr ergrimmt, als sie hörten, daß die Hochzeit begangen, und daß Raimund und Mathilde bereits ein glückliches Paar seien. Sie spotteten des Geizes der jungen Hausfrau und verglichen den wortbrüchigen Ritter mit Nebukatnezar, der nach einem langen, freudevollen Leben endlich zum Grasfressen verdammt worden sei. Bei dem Hochzeitmahl auf Rogätz ging es indeß bei der kleinen Zahl guter Freunde und Nachbarn, welche geladen waren, fröhlich her; nur ein scheinbar geringer Unstern trübte auf einige Minuten die innige Lust des Brautpaars und der befreundeten Gäste. Als nämlich der Burgkapellan, welcher den Trauungsakt vollzogen hatte, auf das Wohl des jungen Paares seinen Becher leerte, stießen Raimund und Mathilde so kräftig mit einander an, daß das dünne Silbergeschirr der Letzteren in der Mitte durchbrach und der obere Theil sich von dem unteren löste. Alle Gäste sahen einander erschrocken und stumm an, der Hauskappelan aber nahm der zitternden Jungfrau das zerbrochene Gefäß aus der Hand, vertauschte es mit dem seinigen und sagte: „Mag auch ein Unwetter den klaren Ehstandshimmel einmal trüben, die Sonne des folgenden Tages wird die müden Wanderer bis zur ewigen Herberge geleiten! Amen.“ —

Einige bejahrte Ritterfrauen aus der Nachbarschaft schüttelten zwar abergläubig die Köpfe, doch

zerstreute sehr bald die frohe Stimmung der kleinen Gesellschaft die Nebel der Bedenklichkeit, und das neue Ehepaar zog am Tage darauf heiter und vergnügt in die Heidedeckerei zu Magdeburg ein. Raimund verlebte goldene Tage in den rosigen Flitterwochen der Ehe, denn Mathilde, war wenn auch weniger prunkend in üppiger Schönheitsfülle, doch reich an dauernden Reizen und ausgestattet mit allen Tugenden eines echten Weibes; er kam nicht von ihrer Seite, und nur der Witwensitz der wieder auflebenden Mutter seiner Gattin war das traute Plätzchen, wo die glücklichen Gatten Hand in Hand sich allwöchentlich einigemal im Freien ergingen.

O! daß sie ewig grünen bliebe,
Die schöne Zeit der jungen Liebe!

Alles wiederholt sich nur im Leben —
Ewig jung bleibt nur die Phantasie
Was sich nie und nirgends hat begeben,
Das allein veraltet nie.

Mit Trudina's, der Halb-Römerin, Leben und Treiben mußte irgend eine Veränderung vorgegangen, oder es mußte gar ein wichtiger Trauerfall in ihrer Familie vorgekommen sein, denn die gefeierte Schöne ging stets in schwarzen Trauerkleidern und hatte sich gegen ihre Freundinnen verlauten lassen, daß ein edler Freund von ihr in Rom gestorben sei. Nur in die Kirche

sahe man die reizende Zauberin öfters gehen, und wer sie in den dunkeln Gewändern erblickte, der mußte, so gut er auch die gefürchtete Sirene kannte, dennoch gestehen, daß sie die reizendste Blume Magdeburgs und schöner, als die der Stadt ursprünglich den Namen verleihende Venus der Römer, ja daß sie die aus dem Schaume des Meeres entstandene Aphrodite der Griechen sei.

Einst befand sich Raimund, während Mathilde, die der Mutterfreude entgegen ging, daheim kränkelte, in der Messe bei den Augustinern. Als er aus dem Kreuzgange auf die Straße trat, wandelte Trudina in hoher Majestät und frommen Blickes an ihm vorüber. Sie hatte einen langen Schleier über das schöne Haupt gezogen, der auf der Brust von einer Bandschleife gehalten ward, die er ihr einst verehrt hatte, und die in der Mitte auf dem Knoten mit einem funkelnden Rubin verziert war. Als sie durch die lange Reihe der Siechen und Krüppel schritt und mit der kleinen, weißen Hand, einem segnenden Engel gleich, Gaben der Liebe vertheilte, hob ihr der Wind den Schleier vom Gesicht und ihre großen, glänzenden Augen trafen mit Liebe und Schmerz den eben vor ihr stehenden Ritter. Wie ein sengender Blitzstrahl hatte ihr Blick den Unglücklichen getroffen; er dachte seitdem nur der hohen, herrlichen Jungfrau, das liebe Bild der holden Gattin erbleichte allmählich in seinem Herzen. Täglich wanderte der jetzt von sünd-

hafter Liebe erfüllte Mann zu den Augustinern, nach den Lustörtern der Elbinseln und in den nahen Eichenwald, wo sonst gewöhnlich die stolze Schöne zu finden war; aber immer kehrte er, ohne ihrer ansichtig geworden zu sein, immer verlangender und sehnsüchtiger heim; sein geräumiges Haus war ihm zu enge, und das kränkelnde Weib trieb ihn von hinnen. Er mußte — so ward es in der treulosen Brust beschlossen — das reizende Frauenbild, den zärtlichen Gegenstand seiner sündhaften Liebe, sehen, er mußte die holde Zauberin sprechen, es koste was es wolle! — Ein Prozeß, den er mit einigen Bürgern über einen wüsten Platz an seinem Hause führte, mußte die Veranlassung zu einem Besuche beim Bürgermeister von Gericke werden, den er um Rath zu fragen gedachte. Mit allen nöthigen Schriften und Dokumenten versehen, begab er sich in das Gerick'sche Haus, traf aber auf der Stiege schon die heiß Ersehnte, welche ihm nach freundlicher Begrüßung sagte, daß ihr Oheim nicht daheim, sondern noch im Rathhause sei. „Wollet Ihr nicht eintreten Herr Ritter?" redete ihn Trudina mit süßen Schmeichelworten an — „der Oheim wird bald erscheinen und sich gewiß freuen, einmal einen sonst so lieben Freund wieder bei sich zu sehen." Dabei geleitete sie ihn in ein schönes, mit trefflichen Gemälden, kostbaren Büchern und Saiteninstrumenten angefülltes Zimmer, verneigte sich anmuthig und schien ihn verlassen zu wollen. „Ihr verschmäht es, schöne Jungfrau!" rief

Raimund, mir ein freundliches Wort zu vergönnen und seid überhaupt so traurig! Was ist Euch begegnet, weßhalb geht Ihr so in tiefer Trauer einher? Ist's wahr, daß Euch ein werther Freund in Rom gestorben, seid Ihr darum so betrübt?"

„Nicht in Rom starb der Mann meines Herzens," entgegnete Trudina, „nein, nicht fern von dem meinigen erkaltete ein mir ehedem so theures Herz." „Nicht zu Rom, sagt Ihr? wie soll ich das deuten, holdes Fräulein?" — Da senkte die wunderschöne Jungfrau ihr holdseliges Antlitz, und Thränen flossen ihr über die Wangen.

„Mein Gott!" — rief der Ritter, ihre Hand erfassend und an seine brennenden Lippen pressend — „Ihr weint, schöne Trudina! sagt, was ist Euch? kann ich helfen, oder als tröstender Freund den großen Schmerz nur lindern; mein ganzes Erdengut, ja mein Leben selbst möcht' ich opfern!"

„Und Ihr könnt noch fragen Undankbarer!" Ihr stellt Euch fremd bei meinem Kummer?" — „Wär's möglich, du hohe, du heilige Jungfrau! ach, daß ich der glückliche Gegenstand deiner Trauer und deines tiefen Schmerzes sein sollte!"

„Laßt mich, edler Ritter! Es dürfte uns jetzt nicht mehr ziemen, uns einer Zeit zu erinnern, die ihre goldnen Flügel um uns schlang, von der ich den Himmel hoffen durfte und in der ich schmachvoll von

Euch verrathen wurde. Laßt uns abbrechen und in Freundschaft von einander scheiden!"

„Wie?" sagte Raimund, und preßte noch einmal die weiche Hand an seine schmachtenden Lippen. — „Ihr wollet den Vorwurf, den ich Euch zu machen vermieden habe, auf mich werfen, und vergeßt, daß Ihr mit Eurem bittern Hohn und Spott das schöne Band zerrissen habt, daß mich ewig als treuen Sklaven an Euren Siegeswagen gefesselt hätte?"

Trudina erhob die Augen fromm gen Himmel, faltete, wie zum innigen Gebet, die Hände und rief, zum tiefsten Schmerz das kummervolle Herz beugend, unter einem abermaligen Strome von Thränen aus: „Heiliger Gott! um einer unbesonnenen, vielleicht muthwilligen Aeußerung willen zerfleischte dieser harte Mann das treuste Herz, ein jungfräulich Herz, das in der unendlichen Liebe zu ihm seine Seligkeit fand! — Ritter! ich habe schwer gebüßt, was ich mit Reue zu sühnen glaubte; ein so grausames Schicksal hab' ich nicht verdient! Doch ich verzeihe Euch und bitte darum, den Frieden meiner Seele nicht weiter zu stören!"

Raimund, den der gewaltige Zauber der einst so glühenden Leidenschaft zu der schönen Jungfrau mit einem Male wieder umstrickt hatte, konnte nicht länger Herr seiner überströmenden Gefühle bleiben; unmännliche Thränen weinend, kniete er vor ihr nieder; blickte wie ein reuiger Sünder zu der Hochgebenedeieten auf und seufzte: „Auch ich, himmlisches Mädchen! büße

mein Vergehen mit Reue und Schmerz; aber das Sakrament der Ehe bindet bis zum Tode, und Mathilde ist ein edles, frommes Weib, das ich nimmer betrüben mag!"

Die Scene würde vielleicht noch weiter fortgespielt haben, wenn nicht die laute Stimme des ankommenden Bürgermeisters Beide aufgeschreckt und ein ruhiges Verhalten zu erkünsteln geboten hätte. Der nicht eben gut gelaunte Geschäftsmann fertigte den Ritter kurz ab, und Trudina wußte nun genug, um ihren schlau ausgedachten Plan durchführen zu können. Indem sie nämlich auf Raimund's Leidenschaft zu ihr auf den gewaltigen Zauber ihrer Reize und auf den Wankelmuth des reichen, in Ueppigkeit und Ueberfluß lebenden Patriziers rechnete, der nur zu bald die Ehe mit der einfach stillen, zu Häuslichkeit und Sparsamkeit geneigten Gattin langweilig und lästig finden würde — gedachte sie, wenn auch nicht durch Gift oder Dolch, die Feindin ihres Glücks auf irgend eine Weise bei Seite zu schaffen und den ihr gebührenden Platz einzunehmen, wo sie würdiger mit den Reichthümern eines schwachen Gemahls schalten konnte. Zwar war ihr die Art ihres Zerstörungs-Planes noch nicht ganz klar; aber der Böse, der ja überall wie ein brüllender Löwe umherwandelt, kam ihr bald mit einem willkommenen Zufall zu Hülfe. Als sie eines Tages, wie gewöhnlich, in dem Staatswagen ihres Oheims ausgefahren war, stieg sie an einer freundlichen

Uferstelle der mit hohen Gebüsch umgebenen Elbe aus, um sich, von einem einzigen Diener gefolgt, zu ergehen und in ungestörter Ruhe ihren erfinderischen Geist zu neuer Thätigkeit zu wecken; da bemerkte sie unter einem flatternden Weidenstrauche eine wunderbare Erscheinung. Ein Mann mit einem grauen Barte, von einem schwarzen, weitfaltigen Mantel umwallt, das Haupt mit einer weißen, spitzen Mütze bedeckt, über welcher als Fahne ein kleines rothes Kreuz emporprangte, saß hart am Ufer und hatte die nackten Füße in die Fluthen der Elbe getaucht, auf welche er sinnend hinabstarrte. Trudina begann schier sich zu entsetzen, denn die fremde Gestalt hatte am Hinterhaupte ein zweites Gesicht, das dem vorderen zwar ähnlich, doch starr und kalt vor sich hinschaute. Sie winkte dem treuen Diener, ihr nahe zu bleiben und redete Jenen an. „Wer seid Ihr und was thut Ihr hier?“ so frug sie ihn. „Ich bin — antwortete die Gestalt — ein Prophet von den Quellen des Nils und heiße Janus, der Zweigestaltete, ich wasche das unrein Menschliche, von den rastlosen Füßen, um mit der Eile des Windes laufen und den Wißbegierigen die Zeit und Stunde des Todes verkündigen zu können.“

„Das wird Euch bei dem sündigen Menschengeschlecht nicht in Gunst setzen!“

Bei diesen Worten sprang der Mann mit dem Doppelgesicht empor und schrie der muthigen Jungfrau

entgegen: „Vernimm, du reizende Eva's Tochter, wann du sterben wirst!!" Aber die schlaue Trudina erbebte nicht, denn sie erkannte jetzt in der Gestalt des Fremden einen ehemaligen Freund und Zechbruder der Heideckschen Tafelrunde, genannt Melchior Hopfensack, der sich durch zwei Narben am linken Mundwinkel verrieth, die er sich einst mit der Gabel beim Schmause geholt hatte. „Ich kenne Euch, Gauner!" fuhr ihn die beherzte Jungfrau an und könnte, wenn ich wollte, Eurem Prophetenthum bald ein Ende machen, sobald ich meinen Ohm, den gestrengen Bürgermeister, auf Euch aufmerksam machte."

Da fiel der entlarvte Weichling vor der Gewaltigen nieder, bekannte seine Schuld und flehte um Mitleid und Schonung mit der offenen Erklärung, daß ihn seit des Heideckers Verheirathung und bei seiner Gattin Knauserei die Noth zu dem Gaunergewerbe getrieben habe, womit er nothdürftig seinen Unterhalt verdiene.

„Wohlan, du arger Schalk! ich will dich nicht verderben, vielmehr dich wieder glücklich machen!" — sprach die Falsche weiter. — „Versprichst du mir mit deiner Sehergabe zu dienen und zu schweigen, so werd' ich dich zu lohnen wissen; wenn du mich aber verriethest, würde ich dich alsbald in das schmachvollste Verderben stürzen!"

„Sprecht! reizende Gebieterin! — sagte Hopfensack mit Blut und Leben weih' ich mich Euch zum treu ergebensten Diener!

„Nun so hört und handelt!" — befahl Trudina. — „Ihr sucht meine ärgste Feindin, Mathilde von Heideck, auf, erschreckt das schwache, leichtgläubige Weib mit der Verkündigung ihres baldigen Todes und dürft darauf rechnen, daß Raimund von Heideck, wenn jene verblichen, sich eine solche Gattin wählen wird, die durch reiche Spenden Eure Dienste zu lohnen weiß!"

„O!" entgegnete der listige Schmarotzer, „ich schwör's Euch, holdselige Jungfrau, bei meinen Bärten! zu thun, was Ihr begehrt und werde der Knauserin ihren Todestag so furchtbar in die Seele krächzen, daß sie glauben und im frommen, festen Glauben gewiß das Zeitliche bald segnen wird. Bestärkt nur durch Euer Ansehen in der Stadt den Glauben an meiner Sehergabe nach Eurer allbekannten Klugheit und bleibt mir gewogen!"

Das ränkesüchtige Weib hatte in dem falschen Propheten den rechten Mann gefunden; sie besprach sich nun ausführlich mit ihm und suchte den Ruf von seiner Sehergabe in der Stadt auf alle mögliche Weise zu erhöhen, was ihr um so besser gelang, da sie selbst im Geruche der Heiligkeit stand und in der That einige Fälle sich ereigneten, bei denen der Prophet Janus die Todestage voraus verkündet hatte. Der zu einer Mißgestalt verkleidete Gauner verbreitete bald überall Furcht und Schrecken; wenn er mit seinem langen Stabe von weißem Ebenholz, an dessen

Spitze sich eine laut tönende Schelle befand, durch die Straßen Magdeburgs rannte, suchte ihm Jedermann auszuweichen und Alle denen das Leben noch lieb und ein gewisser Tod unwillkommen war, wichen schon in der Ferne der verhängnißvollen Klingel aus.

Auch Mathilde vernahm durch ihre Zofe das Schreckensgerücht von dem furchtbaren Todes-Propheten Janus und, erzogen in dem damals herrschenden Glauben an Wunder und Weissagungen, an Zauberei und andere übernatürliche Erscheinungen, schauderte sie zusammen bei dem Gedanken an den schrecklichen Todverkündiger und bat Gott in jedem Morgen- und Abendsegen, daß er sie vor dessen Besuch behüten wolle ihr Lebelang. Schon oft hatte das widerwärtige Doppelgesicht vor der Heideckerei vorübergeklingelt, aber noch war er nicht in's Haus eingetreten, denn Trudinen's Plan hatte noch nicht die völlige Reife.

Es war an einem trüben Herbsttage, als Frau Mathilde von Heideck in ihrem stillen Gemache, am Taufkleide für ihr Kindlein nähend, das sie unter den hoffnungsreichen Herzen trug — saß und über die Stadtmauer hin nach die hohen Erntewagen schaute, welche den reichen Getreidesegen vorüberführten; da klopfte Jemand mit einem Stabe dreimal an die Thür. Mathilde sprang erschrocken auf und blickte furchtsam hinaus. Es stand Janus, der furchtbare Prophet mit dem grauen Doppelbarte und dem klingelnden Schellenstabe vor ihr und bat um eine Gabe.

Mit Entsetzen reichte ihm das einsame Weib ein Almosen und wollte wieder in ihr Stüblein zurückeilen; aber der Todverkündiger hatte rasch seinen Stab zwischen die Thür geschoben und sang aus tiefer Kehle mit hohlen, furchterregenden Lauten die Worte:

„Wenn man für die armen Seelen,
Die sich im Fegefeuer quälen,
Wird dieses Jahr gebetet haben:
So thut man deinen Leib begraben!" —

dann wendete der Furchtbare sein Doppelgesicht und schritt langsam von dannen.

Starr und bleich, mehr todt als lebendig, wankte das unglückliche Weib in ihr Gemach zurück, warf die angefangene Arbeit bei Seite und überließ sich sinnend den traurigsten Betrachtungen. Ihre nahe bevorstehende Entbindung mußte, wie sich berechnen ließ, mit dem ihr verkündigten Todestage vor der allgemeinen Seelenmesse zusammentreffen. „Ach!" jammerte sie, „der Tag aller Seelen wird also mein Sterbetag! O, Gott! so früh schon soll ich von dem Gatten scheiden, der meine einzige Freude, mein schönstes Erdenglück ist! Nicht soll ich das zarte Kindlein herzen und mit süßer Mutterliebe groß ziehen, das unter meinem Herzen ruht, und mein gutes trautes Mütterlein soll allein im Alter unter fremden Menschen stehen und trostlos mich beweinen?" Sie hatte sich die Augen roth geweint, als gegen Mittag Raimund von einem Ritte nach Rogätz heimkehrte und sie nach der Ursache ihrer großen Traurigkeit frug. Das liebende

Weib sank ihm an die Brust, übergoß den Heißersehnten mit einer Thränenfluth und erzählte ihm die Weissagungen des gefürchteten Todespropheten Janus. Der Ritter suchte sie mit allen ihm zu Gebote stehenden Trostgründen aufzurichten und ihren Glauben an die Unfehlbarkeit des Orakels zu schwächen; aber zu tief saß dieser Glaube in der Seele der Unglücklichen, die seit dieser Zeit von Tage zu Tage dahin welkte, indem sie mit aller Zuverlässigkeit ihren Sterbetag voraussahe. Da fuhr Raimund mit der trauernden Gattin nach seiner Schäferei an dem Ufer der Elbe, ließ von seinen Dienern lustige Lieder blasen und in dem grünen Eichenwalde die fröhlichen Jagdhörner erschallen, ja es schien auch, als ob Frau Mathilde die Weissagung vergessen und sich dem Leben wieder zugewendet hätte; als aber das Schäferweib ihr in Trauerkleidern entgegentrat, mit dem Bericht, das ehegestern ihr Mann gestorben sei; als ihr das Weib erzählte, daß der Wunderprophet, der alte Jaletsch, Tag und Stunde des Todes ihres Gatten auf's Haar vorausgesagt habe, da fiel der alte Wahn wie giftiger Nebel in das kaum aufgerichtete Gemüth der Frau von Heideck, und kein Trostgrund ihres Eheherrn, kein Besuch einer lieben Freundin, selbst kein Gang in die freie, fröhliche Natur konnte sie ferner erquicken; sie verfiel immer mehr und wankte, einem Schatten gleich, im Hause umher, als Frau Siegbritte von Plauen eines Morgens todt im Bette gefunden ward.

Während so diese reine Himmelsblume dem Tode entgegenreifte, erhob Trudina mit all' ihrem falschen Herzens- und Leibesschimmer von Tag zu Tage üppiger und kühner das stolze Haupt. Auf einem Bankett welches der Kanzler dem Erzbischof zu Ehren gab hatte sie Gelegenheit, sich den Augen ihrer Verehrer in der höchsten Glorie zu zeigen, und man kann denken, daß sie diese Gelegenheit nicht vorbeigehen ließ, um den liebesüchtigen Raimund, welcher daheim nu Schmerz und Trauer wußte und nur ungern der welkenden Gattin gedachte, wieder fest an ihren Triumphwagen zu fesseln.

Bei den vielfältigen Tänzen, wo fast immer nur sie, die gefeierte Halb-Römerin, an Raimund's Seite dahin schwebte, wurden feurige Liebesblicke und innige Händedrücke, stille Seufzer und zarte Anspielungen gewechselt, bis die Feuergluth des köstlichen Cyperweins die hemmenden Schranken durchbrach und die gegenseitigen Bekenntnisse sehnsüchtiger Liebe und glühenden Verlangens sich begegneten — Trudina schwelgte nach der Erfüllung solcher längst gewährten Wünsche im seligen Wonnetaumel, ergriff, während die fröhlichen Zecher noch an der langen Tafel saßen, eine mächtige Laute und begann, wie zufällig hinter Raimund's Stuhl sich stellend, mit kunstgeübter Hand die Saiten zu berühren und mit dem reizenden Wohllaut ihrer Silberstimme zu singen:

„Wohl himmelan stürmet mein trunkener Geist,
Er wähnt sich vom Tische der Götter gespeist;
Es glänzt mir das Auge des stattlichsten Herrn,
Wie Pilgern im Eiland der Morgenstern. —
Die Hoffnung so aus der Gruft mir ersteht
Und mich mit lieblichem Fittig umweht,
Sie öffnet mein Auge, um aus dem Grau'n
Des Kleinmuths in meinen Himmel zu schau'n."

Niemand unter den meist vom Geiste des Rebensaftes berauschten Gästen vermochte den Sinn dieses Liedes zu deuten und die Beziehungen zu fassen, welche doch so offen und frei darin lagen; Raimund hatte sie vollkommen aufgefaßt, und ein langer Kuß auf die kleine weiche Hand der Geliebten, von brennenden Lippen gedrückt, verkündigte der stolzen Schönen einen gewissen Sieg. Als Raimund spät in der Nacht nach Hause kam, fand er sein Weib in Thränen gebadet vor dem Kruzifix betend, bleich und erschöpft, und ihr letzter Gruß, daß sie ihrem Todestage bald nahe sei, reimte sich schlecht 'zu des Ritters fröhlicher Stimmung. —

Acht Tage vor dem Feste aller Seelen erschien endlich die Stunde der Angst und Schmerzen für Mathilde; Raimund zweifelte nicht, daß ihm ein Sohn geboren werde und schien in der natürlichen Vaterliebe bei der Freude darüber, die sündhafte Liebe zu Trudina vergessen zu haben, da brachte ihm die Wehmutter ein Mägdlein, ein gar winziges, mageres Kind, das wegen seiner Schwäche und Zartheit sofort in

aller Stille getauft ward und den letzten Funken der ehelichen Liebe zu der fast verwelkten Gattin vollends erstickte. Drei Tage darauf hörten die Wärterin und die Wehemutter um die Mitternachtsstunde vor der Heidedeckerei ein klägliches Geheul und beide, im Aberglauben ihrer Zeit befangen, meinten: das deute auf eine Leiche hin, die gewiß bald aus dem sonst täglich mit Jubel erfüllten Hause getragen werde. Der Tag aller Seligen brach an, und wenn auch bleich und mager, so war doch Frau Mathilde lebensmuthig von ihrem Lager erstanden. Sie trat an's Fenster und schaute nach dem Monde, der wie eine glühende Sichel über dem Erdrücken stand, welcher die Magdeburger Ebene gegen Westen umzieht. Der unerforschliche Himmelskörper war im Untergehen und Mathilde sahe seinem Scheiden tief ergriffen zu; da zogen schwarze Wolken, vom tosenden Winde gejagt, über den matten Mondstreifen; ein kalter Luftzug wehte die leicht verhüllte Wöchnerin mit eisigem Hauche an, es ergriff sie ein fieberhaftes Frösteln, und in dem schrecklichen Wahne, daß sich der furchtbare Todesengel nahe, stürzte sie über das in der Wiege schlafende Kind, herzte und küßte es im furchtbarsten Wahnsinn und rannte mit aufgelöstem Haar in das Gemach des Gemahls, sich mit Furcht und Angst an seine Brust werfend. „Tröste mich! hilf mir, trauter Mann!' flehte sie — „denn mir ist der Engel des Todes auf den Fersen und wird mich, ehe die Sonne erlischt

abmähen, wie der Schnitter die reife Aehre der gelben Waizenfrucht, und Ihr, meine Lieben! Du mein bester Freund im Leben und die kleine hülflose Siegbritte, Gott wird Euch trösten und auf dem stillen Hügel meines Grabes Gras wachsen lassen, bis es Niemand mehr sieht und findet — Vernichtung wird mein Loos sein!"

„Halt' ein, gutes Weib!" tröstete Raimund die unglückliche Kranke, du bist ja noch wohl auf, wie sollte der Tod so schnell dich erfassen! kehre zurück in dein Gemach und gieb so thörichtem Wahne nicht länger Gehör!" Er schloß die bleiche und von innerem Frost zitternde Gattin liebelos in seine Arme und führte sie, nur schwach getröstet, in ihr Gemach zurück. Mathilde legte sich zwar wieder auf's weiche Lager, und das Fieber verließ sie auch bald wieder; allein sie konnte nicht ruhen und rasten, mit jeder Minute wuchs ihre Angst, jeder Fußtritt eines Menschen im Hause dünkte ihr das Nahen des unerbittlichen Sensenmanns und jedes Wort, das von der Straße oder aus dem Hausflur an ihr Ohr drang, klang ihr wie ängstlicher Feuerruf und sie glaubte, die Decke des Gemachs stürze über ihr zusammen und sie müsse unter den lodernden Flammen begraben werden. Raimund ging fleißig bei ihr ab und zu, denn das Mitleid mit dem angsterfüllten Weibe rührte sein Herz und er zweifelte nicht mehr, daß der Engel des Todes erscheinen und die in irrem Wahnsinn verfallene

Dulderin von dem schmerzlichen Erdenleiden erlösen werde; ja er wünschte, er hoffte es mit aller Zuversicht und sahe im Geiste über ihren geschlossenen Augen den frischen Myrthenkranz, den er der holden Zauberin Trudina in das glänzende Rabenhaar zu flechten gedachte.

Schon lange war die Sonne untergegangen, die Leute eilten mit geweihten Kerzen in den Händen nach den offenen Kirchen; stiller und stiller ward es in den Straßen der volkreichen Stadt und — noch lebte Mathilde, noch wand sie sich auf dem weichen Wochenlager und schien dem falschen Orakelspruche, der sie so quälte und marterte, Hohn zu sprechen. Will denn — dachte der ungeduldige, von sündhafter Leidenschaft erfaßte Gatte — der alte Prophet an Mathilden allein zum ehrlosen Lügner werden? Denn noch seh' ich den Todesengel fern von ihrer Lagerstätte, auf der sie lebensmuthig und kräftig sich bewegt! — Da, gegen 10 Uhr Abends, als nur noch bei den Barfüßern unter hellem Kerzenschein stille und laute Gebete wechselten, um die Seelen der Gestorbenen der Qual des Feg'feuers zu entrücken, da begann die Angst der Unglücklichen auf's Höchste zu steigen, sie verdreh'te, während Raimund vor dem Bette stand, die leidensmüden Augen, bog krampfhaft die Daumen der Hände ein, stöhnte noch einmal lang auf und verschied so unter den Augen des Mannes, der ihr Alles gewesen und dem ihr Tod die Erfüllung

seines liebsten Wunsches, der einzigen Hoffnung auf die Möglichkeit einer Vereinigung mit der geliebten Trudina war. —

In Trudinens Schlafgemach brannte ein Lichtchen bis tief in die Nacht hineiu. Um elf Uhr klopfte es leise an's Fenster und flüsterte, als sie geöffnet hatte, herein: „So eben gestrenges Fräulein, wird der Leichnam der Frau von Heideck geschmückt; sie ist vor einer Stunde verschieden!" Es war ihr Kundschafter Melchior Hopfensack, in dessen Hand alsbald ein seidener Beutel mit Goldstücken glitt. —

Der frühe Tod Mathildens, die allen Magdeburgern eine freundliche Mitbürgerin, den Armen eine Wohlthäterin gewesen war, versetzte die ganze Stadt in tiefe Trauer und Niemand dachte daran, daß es dem betrübten Witwer sobald wieder einfallen könne, ihre Stelle durch eine andre Gattin ersetzen zu wollen. In der Einsamkeit aber, in welcher nach dem Hinscheiden der frommen Pilgerin Herr Raimund lebte, fand sich der alte Freund und Zechgenosse, Melchior Hopfensack wieder ein, bot jenem seine Gesellschaft, womit er die Trauerzeit zu verscheuchen, mindestens zu mildern gelobte, an, und ward williglich aufgenommen. Hopfensack mochte es an Trostgründen nicht fehlen lassen und erzählte dem betrübten Freunde, daß nicht nur der Tod der grausame Zerstörer aller Lebensfreuden sei, sondern daß es auch das Kloster werden könne, denn er möge wissen, daß die reizende

Trudina von Gerike auf dem Wege sei, Nonne zu werden, und daß sie bereits in einem Kloster zu Halberstadt Profeß thue. —

Der schlaue Prophet war ein Agent der schönen Halb-Römerin und wußte seine Worte so überzeugend vorzubringen, daß Raimund beschloß, an diesem Tage noch die Leiche seines Weibes beerdigen zu lassen und dann unverzüglich gen Halberstadt aufzubrechen, um die heißgeliebte Trudina der Gewalt des Klosters zu entreißen. Mit großen Geldspenden gelang es, das Leichenbegängniß sofort zu veranstalten und es wurde kein Aufwand gescheut, um das Schaugepränge so feierlich und prunkvoll als möglich darzustellen. Auf einem reich verzierten Paradebette, umstrahlt von hundert flammenden Kerzen, lag, gehüllt in ein Todtenkleid von kostbaren Spitzen, der ihr gebührenden weißen Unschuldsfarbe — die allgeliebte Leiche Mathildens. Arme und Reiche, Niedere und Hohe, Böse und Gute, die sie sahen, schämten sich der Thränen nicht, die sie um die Gute weinten, und der Andrang des schauenden Volkes war so groß, daß die Thürhüter und Ceremonienmeister kaum stehen und ihre Plätze behaupten konnten

Als die Wärterin mit dem verwais'ten Kindlein erschien und es zum letzten Abschied der mütterlichen Leiche an die Brust legte, war des Jammerns und Schluchzens kaum ein Ende. Um 10 Uhr Abends gerade 24 Stunden nach Mathildens Erblassen, wallte

der feierliche Leichenzug von der Heidedeckerei aus, unter dem Geläute aller Glocken und geleitet von einer zahlreichen Musikbande, welche tief ergreifende Trauerlieder aufspielte, durch die Straßen; auf dem Altan seines Palastes stand der Erzbischof mit seinem Hofstaate in Trauerkleidern und segnete auf den vorüberziehenden Sarg hinab. Langsamen Schrittes und mit trauernden Geberden folgte zwar Raimund, als leidtragender Witwer — aber daheim sattelte sein treuer Reitknecht die schnellsten Rosse, die seinen Gebieter und ihn nach beendetem Leichenbegängniß sogleich nach Halberstadt tragen sollten. Als der Sarg von dem rauhen Todtengräber, der statt der Nase, die ihm im Kriege weggeschossen war, ein schwarzes Pflaster trug — in die schauerliche Gruft versenkt war, eilte Raimund nach Hause, empfahl das ungeliebte Töchterlein der Amme, sein Hauswesen dem vielgetreuen Melchior Hopfensack und jagte, von zwei Dienern gefolgt, zum Sudenburger Thore hinaus auf der Straße nach Halberstadt fort. Mit dem noch matten Schimmer des ersten Frühroths traten Halberstadt's Thürme aus dem Nebelschleier, der es umhüllte, und als die Reiter in der Herberge der endlich erreichten Stadt eingetrabt waren, stürzten die todtmüden Gaule zusammen. Stattlich geschmückt mit dem schönsten Rittergewande, die hochwallende Feder am Barett, erschien der glückliche Witwer vor dem Sprachgitter des Nikolai-Nonnenklosters und begehrte stürmisch nach der

hochwürdigen Priorin. Sie erschien und gestattete ihm das von reichen Geschenken begleitete Begehren: mit Trudina von Gerike unter vier Augen zu sprechen. Einfach, aber liebreizend gekleidet, trat ihm diese entgegen und frug mit erkünsteltem Staunen: „Ihr wollt zu mir, Herr Ritter? Was mag es sein, das Euch treibt, noch einige Worte mit der Himmelsbraut zu sprechen?“ — Raimund erzählte nun kurz und bündig den Tod seiner Gattin Mathilde und trug seine Liebe, seine Werbung um die Hand der schönen Novize mit einer so eindringenden Beredsamkeit vor, daß Trudina, die zwar Anfangs einige Scheinausflüchte machte, endlich nachgab, sich liebeathmend in seine Arme warf und sein treues Weib zu werden gelobte. Beide beredeten sich über die Art und Weise, wie sie ohne Weilen vereinigt und doch in Magdeburg vor dem Volke nicht zum Gegenstande eines bittern Hohnes und Spottes würden. Sie kamen dahin überein, sich in Fulda trauen zu lassen, daselbst eine Zeitlang zu verweilen und ihre Verehelichung brieflich den Verwandten und Freunden zu Magdeburg bekannt zu machen. Alles gelang nach Wunsch, und der Bürgermeister von Gerike, Trudinens hocherfreuter Oheim, an den beide Gatten unverzüglich schrieben, hatte die Nothwendigkeit eines so raschen Wechsels mit so beweglichen Gründen herauszustellen gewußt, daß es Niemand dem verlassenen Vater verdachte, seinem verwais'ten Kindlein alsbald eine zweite Mutter gegeben

zu haben. Nach sechs Monden kehrte das neue Ehepaar gen Magdeburg zurück und wurde mit Jubel und Freudenbezeugungen in der Heidreckerei, welche Melchior Hopfensack gar prächtig ausgeschmückt hatte, aufgenommen. Auf der ganzen Reise hatte Trudina, sich schlafend stellend, darüber gebrütet, wie sie sich der kleinen Siegbritte, des ihr verhaßten Liebespfandes aus ihres Gemahls erster Ehe, recht bald entledigen möchte und war mit einem reifen Plane angelangt, als sie zu ihrer großen Freude das kleine Wesen nicht mehr vorfand. Nach Melchior Hopfensack's Berichte war folgendes Ereigniß passirt: „Als am andern Abende nach Mathilden's Begräbniß Hopfensack mit einigen alten Tafelrittern des Heideckschen Hauses im Speisesaal zu Tische saß, öffnete sich leise die große Eingangsthür und eine weibliche Figur im langen, weißen Gewande trat schweigend herein; sie schritt, das leibhafte Conterfei der seligen Hausfrau, an der Tafel vorüber, begab sich in die ehemalige Wochenstube und nahm, während die Amme schlief, die kleine Siegbritte sammt dem Bettlein aus der Wiege und kehrte mit dem Kindlein auf dem Arme in den Speisesaal zurück, den sie eben so still und schweigend verließ. Die zechenden Ritter an der Tafelrunde waren schier wie versteinert, denn keiner vermochte sich von der Stelle zu rühren, keiner ein Wörtlein zu sprechen; so sehr hatte der Schreck auf ihre Glieder und Kehlen gewirkt."

So erwünscht auch der bösen Stiefmutter die Entfernung der Kleinen war, so unlieb war ihr die Art derselben, denn sie stand hoch mit ihrem Verstande über den damals unter allen Ständen herrschenden Aberglauben und fürchtete die Möglichkeit einer dereinstigen Aufklärung, die ihr zum Verderben gereichen konnte.

Auch in der Stadt machte dieses Ereigniß wunderbares Aufsehen, denn man hatte schon die schnelle Heirath getadelt und von einem bei stehender Ehe statt gehabten strafbaren Einverständnisse Raimund's mit Trudina gesprochen, und jetzt raunte man sich überall den Verdacht zu, daß Hopfensack auf Trudinen's Anstiften die kleine Siegbritte vergiftet oder sonst bei Seite gebracht haben möge; und wäre der Ritter von Heideck nicht ein so reicher und vornehmer Herr, seine Gemahlin aber nicht die Nichte des gewaltigen Bürgermeisters gewesen, die Folter würde dem verabscheuten Ehepaar in der Marterkammer Red' und Antwort abgepreßt haben. Die stolze Halb-Römerin sank in der Achtung der ganzen Stadt in dem Grade, wie sie sich selbst recht angelegen sein ließ, ihrem Gatten das Leben zu verbittern. Alles mußte in der Hauswirthschaft nach ihrem trotz'gen Sinne gehen, Alles im ganzen Hause eine neue Gestalt erhalten; der in den Fesseln einer eben so unterwürfigen, als unwürdigen Liebe schmachtende Hausherr durfte nirgends mehr befehlen, die Zügel waren seiner Hand entrissen und

wurden mit unerbittlicher Strenge so straff als möglich geführt. Trudina schaltete mit des Gemahls Eigenthum ganz nach eigenem Belieben, warf mit frechem Hohn den lästigen Heiligenschein, der bisher ihre Scheintugenden verdeckt und die Augen der Menge geblendet hatte, vollends ab, und gefiel sich in der plumpen Form einer schönen, mit reichen Gewändern und Schmucksachen überladenen Edeldame weit besser, als in dem einfachen Kleide einer züchtigen Hausfrau. Wenn sie täglich geputzt und geziert, mit Goldperlen und Edelsteinen behangen, im Fenster der Heideckerei lag, erwiederte sie wohl manchen demüthigen Gruß, manchen verlegenen Liebesblick eines jungen Wüstlings und müßigen Pflastertreters, aber die ehrsamen Bürger mit ihren Frauen und sittsamen Töchtern machten entweder einen Umweg, oder schienen in tiefe, ernste Gespräche oder Betrachtungen versunken, wenn sie es nicht vermeiden konnten, vor der Heideckerei vorüber zu gehen. Niemand fühlte und empfand das unsinnige Treiben und Walten der entarteten Halb-Römerin mehr, als ihr Gatte; denn nichts konnte er ihr recht thun Alles beliebte sie zu tadeln, was er anzuordnen sich anmaßte, und eine Fluth von Scheltworten regnete auf den immer geduldigen Hausherrn herab, wenn er es wagte, einmal ihren stolzen Befehlen zu widersprechen. Als sie sich Mutter fühlte, schimpfte sie auf die groben deutschen Sitten der Frauen und hielt es für eine rohe, ja thierische Gemeinheit, ein

Kindlein zu säugen und zu pflegen; sie bettete sich in ein abgesondertes Schlafgemach, zu welchem ihrem Gemahl der Zutritt versagt war, und als dieser bemerkte, daß sie mit einem Wälschen Diener eine seinen Stolz empörende Vertraulichkeit pflog, wendete er sein Herz mit Abscheu von ihr.

Eines Morgens saß Herr Raimund in seinem Schlafgemach düster und verdrüßlich ob des von ihm gethanen Fehltritts in die zweite Ehe, da trat fröhlich lachend Trudina mit einem zarten Mägdlein auf dem vollen, weißen Arme zu ihm ein, kündigte ihm einen seltenen Fund an und sagte: „Da nehmt Euer mit Mathilde erzeugtes Töchterlein! Ihr könnt es nicht verläugnen, denn es ist ganz Euer Ebenbild!“ „Wie, wär' es möglich?“ frug freudig erschrocken Herr Raimund; „wie kam das Kindlein in unser Haus?“ Und Trudina erzählte ihm, wie in der Stunde der Mitternacht Mathildens verklärter Geist das Mägdlein gebracht und es ihrer Pflege und Mutterliebe besonders empfohlen habe.

„Aber wie kann unsre kleine Siegbritte, die kaum ein Jahr alt sein würde, so groß und vollkommen, wie kann sie mein Ebenbild geworden sein, da sie nur Mathildens reinstes Conterfei war?“ frug verwundert der Ritter. „Wundert Euch deß nicht, trauter Gemahl,“ antwortete Trudina, „in reinen Himmels-Lüften gedeihen Kinder besser, als auf Erden, und gar bald ändern sich Züge und Formen ihrer

zarten Gesichter." Raimund, der bisher immer geargwöhnt hatte, Trudina möchte im Einverständniß mit der Amme die kleine Siegbritte bei Seite gebracht haben, glaubte jetzt wirklich, daß das fremde Mägdlein sein Kind sei, weil es ja Trudina auf und angenommen und damit jenen Verdacht hinreichend abgelehnt hatte. Er mußte zwar bekennen, daß das rothwangige Töchterlein mit den rabenschwarzen Augen nicht eben etwas Anziehendes für ihn hatte; allein er duldete es gern und freute sich der Liebe der jungen Stiefmutter, die es gar nicht besser hätte pflegen und halten können. Mit der Sorge um dieses Kind, schien jedoch in seines stolzen und herrschsüchtigen Weibes Brust der letzte Funken von Liebe zu ihm erloschen zu sein, denn von Tag zu Tage ward sie übermüthiger und boshafter, so daß endlich der unglückliche Gatte die Geduld verlor und zu ernsten Maßregeln seine Zuflucht nahm, indem er erklärte, daß nur er hinfort befehlen werde, und diese Erklärung mit gewichtigen Drohungen besiegelte. Trudina aber wußte diesen Drohungen andere entgegen zu setzen, vor deren Ausführung der einmal unter den Pantoffel seines Eheteufels getretene Gatte erbleichte. In den ersten Monden der Ehe hatte er sich nämlich öfters über den schlechten Charakter und über das Regiment des Erzbischofs gegen sie geäußert, und die Schlaue hatte dem harmlosen Gatten das Geheimniß eines Planes entlockt, der von ihm und seinen Freunden zum Ver-

derben des gewaltigen Prälaten entworfen war. Wenn nun auch dieser Plan nicht zur Reife gediehen und jetzt jeder Gedanke daran aus der Seele des Ritters geschwunden war, so wußte das boshafte Weib doch jene hochverrätherischen Auslassungen dergestalt zu ihrem Vortheil zu benutzen, daß er vor ihren Drohungen, den Erzbischof sofort davon in Kenntniß zu setzen, die Segel strich und ihren bösen Launen und Gewohnheiten nach wie vor nachgab. Um sich dann und wann die Sorgen und Grillen zu verscheuchen, reiste Herr Raimund jetzt öfters nach seinem von Mathilde ihm hinterlassenen Erbgute Rogätz, das nur wenige Meilen von Magdeburg entfernt lag. Ach! hier fand er so viele traulich liebe Plätzchen, die ihn an die engelgute Mathilde erinnerten, deren Werth er erst nach dem unglücklichen Fehlgriffe im Ehestande kennen gelernt, wo er so oft mit der Seligen gelustwandelt, mit ihr, als sie noch Jungfrau war, geschwärmt, und wo sich ihm ihr schönes Herz so liebreizend entfaltet hatte. Einst saß er in den ersten Tagen des November am stillen Ufer der Elbe bei Rogätz und gedachte, in die bläulichen Fluthen schauend, mit Wehmuth und Sehnsucht seines ersten Weibes und wünschte recht innig und aufrichtig, bei ihr zu sein in dem unbekannten Paradiese, das er als gläubig frommer Christ doch auch einmal zu schauen hoffte; da störte plätschernder Ruderschlag ihn in seiner stillen Betrachtung, und als er umherblickte, sah er einen Kahn im nahen Gebüsch

am Ufer landen; ein Greis mit silberweißem Barte setzte ein altes Mütterchen, in weißer Kappe und schwarzem Rock und Mieder, an's Land und steuerte wieder heimwärts; das Mütterlein aber nahte sich freundlich dem Ritter, winkte bedeutungsvoll mit der Hand und rief ihm mit laut gellender Stimme zu: „Grüß Euch Gott, edler Herr! Mathilde gedenkt Eurer mit Liebe und entbietet Euch ihren Engelsgruß!" —

Ehe Raimund von dem Schreck, der sich seiner ob solchen Grußes bemächtiget hatte, sich erholen konnte, saß das Mütterlein wieder im Nachen, der nun mit Windeseile davon steuerte. Als er in Magdeburg ankam, fand er in seinem Hause Alles umgekehrt; denn Trudina hatte die alten, treuen Diener, vom Haushofmeister an bis zur Küchenmagd, abgelohnt, weil sie ihren Leibdiener Gerandini, einen eitlen Wälschen, beleidigt und ein Paar Wörtlein über der Hausfrau allzu große Verschwendung und Vertraulichkeit mit dem Wälschen, unter sich gesprochen hatten. Aehnliche Veränderungen nahm sie auch auf den Gütern und Meiereien vor und ließ alle Wälschen, die sich im Lande umhertrieben, entbieten und zog sie in Dienste, sowie sie denn endlich auch überall einreißen und aufbauen und manche alberne Künsteleien aufrichten ließ, worüber Jedermann sich verwunderte. —

Wieder befand sich eines Tages Herr Raimund auf Rogätz und weilte dort einige Tage, sich, da es Winter war, mit der Jagd vergnügend. Als er, nur

von seinem Leibdiener begleitet, gen Magdeburg zurück und eben, recht herzinniglich seiner dahingeschiedenen Mathilde gedenkend, durch ein Gehölz ritt, saß am Wege ein tief verhülltes Frauenbild, aus dessen wärmendem Mantel das Engelsköpfchen eines gar lieblich schönen und holden Mägdleins blickte. Gerade als er in das zarte Gesicht der Kleinen starrte, eine ihn beunruhigende Aehnlichkeit darin wahrnehmend, streckte ihm das Kindlein die kleinen, vom Frost gerötheten Händlein entgegen und rief ihn an: „Vater! lieber Vater!" Raimund sprang vom Gaule und eilte der Stelle zu, um das kleine Wesen zu umarmen und zu erforschen, wer und von wannen es sei; aber das Frauenbild entrann mit dem kleinen Engel, ehe der Ritter mit seinen langen Sporen folgen konnte, in den Wald und kam ihm bald aus den Augen. Raimund konnte das Bild des zarten Mägdleins, das ihn mit süßem Vaternamen gerufen hatte, nicht aus dem Gedächtniß bringen; mehr und mehr erinnerte er sich der in dem Gesichtchen wahrgenommenen Züge, und groß und rein trat ihm die sprechendste Aehnlichkeit mit Mathilde entgegen. Einige Wochen darauf gebar ihm Trudina ein Mägdlein, das sie Belladonna nannte, und welches das treue Ebenbild der ihr angeblich zugebrachten kleinen Siegbritte war, die er längst im Innern für ein fremdes, vielleicht gar ein ausländisches Pflänzlein halten mochte. Von nun an ward das eitle, nur zur Verherrlichung ihrer hohen

Reize lebende, jedes Muttergefühl kalt verläugnende Weib zur unerträglichsten, den unglücklichen Gatten täglich mit neuen Bosheiten ärgernden und quälenden Xantippe; um sich von den sie beengenden Mutterpflichten loszureißen, nahm sie für die beiden Kinder eine Anzahl Wälscher Dienerinnen an und reiste auf's Land, um die einträglichen Meiereien des Ritters in prunkende Villa's und Schlösser nach Italienischem Geschmack zu verwandeln, wobei sie keiner Widersprüche, keiner Vorstellungen ihres Gatten achtete. Da konnte dieser seinen Zorn nicht länger zurückhalten; ergrimmt donnerte er sie an: „Was soll es, Gertrude! endlich noch werden, wenn du die Gelder verbauest und die uns nährenden Ländereien zerstörest? Soll ich auf den schönen Erbgütern meiner Väter als Bettler umherziehen und mir von Jedermann den gerechten Vorwurf machen lassen, daß ein albernes Weib, die sich des deutschen Namens schämt, mich ruinirt habe? Fortan, das merke dir, Gertrude! werd' ich befehlen und den Anfang heut' noch mit dem Befehle machen, daß keiner meiner Dienstleute deinen albernen Bestimmungen Folge leiste! Willst du der Schande dieser Maßregel entgehen, so bleib daheim bei deinen Kindern und erfülle die einem Weibe gebührenden Mutterpflichten!" — Das war zu viel für die stolze Halb-Römerin, die bei aller Hoffahrt und Klugheit fühlte, daß es um ihre Macht geschehen sei; sie warf sich auf's Siechbett und erkrankte. Aber wer mochte

bezweifeln, daß ihr Zustand nur Verstellung, nur vorgespiegelt sei, um den harten Entschluß des erzürnten Gatten dahin zu ändern, ihr fernerhin die Zügel des Regiments zu lassen? So dachte Raimund und kümmerte sich nur wenig um die Kranke. Eines Abends rief ihn ihre Zofe in's Siechgemach, wo er Trudinen mit blutrothem Gesicht, fiebernd und irreredend fand. Sie kannte ihn nicht mehr und redete ihn, als er ihrem Bette sich nahete, an: „Kommst du endlich, Piranesi?! Nimm, wenn ich gestorben bin, deine Kinder und hole sie heim in das schöne Land der duftenden Mandel- und Orangen-Bäume, daß sie nicht auch Bären hetzen müssen in dem dummen Deutschland, wie ich es unter der Peitsche eines elenden Junkers thun mußte. Wo ist — fuhr sie, sich an Melchior Hopfensak wendend, fort — Euer zweites Gesicht, Herr Janus? Wollt Ihr mir nicht auch mein Sterbestündlein weissagen, wie Ihr der einfältigen Bauerdirne Mathilde gethan habt?" —

Diese und andere ähnliche Reden führte die Kranke in wirrer Geistesstörung und gab, ohne wieder ein ruhiges Bewußtsein zu erlangen, am dritten Tage ihren Geist auf. Raimund hatte auf einmal Licht, klares, helles Licht in den dunkeln Schicksalsgängen; denn er erfuhr nun, daß Gertrude mit einem edlen Römer, genannt P i r a n e s i, lange in sträflichem Umgange gelebt, und daß Melchior Hopfensak die Rolle des falschen Propheten gespielt und im Einverständniß

mit der ränkevollen Halb-Römerin die taubengute Mathilde geängstigt und getödtet habe. Der Leichnam seines bösen zweiten Weibes wurde auf dem Klosterkirchhofe der Augustiner unter vier Pappeln begraben, welche die Scheinheilige selbst hatte pflanzen lassen. Sofort säuberte nun Herr Raimund sein Haus von den Wälschen Afterdienern; den Expropheten Janus, Melchior Hopfensak, aber warf er, nachdem er ihm das vorgefundene zweite Gesicht von Wachs auf den Schädel gedrückt hatte, zum Hause hinaus, und lebte nun still und einsam, ohne Sehnsucht nach einem dritten Weibe, in der jetzt von allen Zechbrüdern gefürchteten Heidedkerei dem Andenken seiner ihm unvergeßlichen Mathilde.

„Was kein Ohr vernahm, was die Augen nicht sah'n,
Es ist dennoch das Schöne, das Wahre!
Es ist nicht draußen, da sucht es der Thor, —
Es ist in dir, du bringst es ewig hervor!"

Traurig und einsam schlich dem geprüften Witwer das eingezogene Leben in seinem von dem Wälschen Unrathe nun gesäuberten Hause dahin, die beiden kleinen Mädchen, welche er zwar sorgfältig pflegen ließ, konnten ihm kein freudiges Lächeln abgewinnen, seitdem er die Gewißheit ihres Ursprungs aus Trudinen's Irr-Reden vernommen und den kleinen Engel am Waldrande bei Rogätz gesehen hatte, der ihn

mit dem süßen Vaternamen gerufen. Noch jugendlich stark und rüstig, gedachte er, wie es erst Herr Emmerich, ein ehrbarer Rathsherr aus Görlitz gethan, eine Bußreise nach Jerusalem zum Grabe des Erlösers zu machen. Es waren seit Mathilden's Tode gerade anderthalb Jahre verflossen, da fiel ihm ein, vor Antritt der Wallfahrt noch einmal der Unvergeßlichen stille Ruhestätte in der Domkirche zu besuchen, sich ihren Sarg öffnen zu lassen und die theuern Ueberreste noch einmal zu schauen, da ihn leicht der Tod auf der weiten Reise ereilen konnte. Am nächsten Morgen ließ er den Todtengräber zu sich rufen und machte ihn mit seinem Verlangen bekannt; dieser aber stellte sich gar widerspenstig, schützte die ungesunde, verpestete Grabesluft, eine unbesiegbare Furcht vor Geistern und Gespenstern vor und gebehrdete sich so kleinmüthig und verzagt, daß ihm vor Angst das schwarze Pflaster vom Gesicht fiel, womit seine immer noch nicht heile Nasenspitze beklebt war. Nur erst, als ihm Raimund einige Goldstücke zeigte, die er nach Erfüllung des Verlangten zahlen würde, schien der Todtengräber bereit, rannte aber, ohne sich aufhalten zu lassen, mit der Erklärung fort: daß er erst mit dem Glöckner darüber sprechen müsse und den Bescheid bringen werde. Wirklich erschien der Nasenbepflasterte am Abend desselben Tages wieder in der Heidekerei und meldete, daß in der Nacht um elf Uhr die Domkirche geöffnet werden solle, und daß der Herr

Ritter sich um diese Zeit einfinden möge, wo man ihn an der Thür bei den zehn Jungfrauen erwarten wolle. Demüthig den Blick zur Erde senkend, setzte nach diesem Bescheid der Todtengräber mit zitternder Stimme hinzu: „Noch Eins, Herr Ritter, hab' ich auszurichten, eh' ich die gewisse Zusage geben kann: Ihr wollet mir und dem Glöckner Schlüsselbart versprechen, daß Ihr uns ein milder und gütiger Herr sein werdet Euer Lebelang!"

Das gelobte Raimund und rüstete sich, als die zehnte Abendstunde vorüber war, mit süßem Grauen zur nächtlichen Wallfahrt; er gürtete sein Schwert um und steckte zwei Armringe zu sich, die er in einer Truhe des ehemaligen Wochenstübchens Mathilden's gefunden, und über deren Fund er sich schier den Kopf zerbrochen hatte, da er doch wußte, daß er dieselben der geliebten Gattin mit in den Sarg gegeben hatte. „Wundern soll's mich doch," sprach er bei sich, „wenn sie die ihrigen noch an den Armen hätte" — und gedachte sie in diesem Falle mit einander zu vergleichen. Mit dem dumpfen Glockenschlage der elften Stunde stand Raimund am Thore der Kirchenvorhalle, das Paradies genannt, und wurde vom Glöckner und Todtengräber eingelassen. Als sie im hochehrwürdigen Tempel einherschritten, rauschte die bleiche und hagere Gestalt eines Priesters an ihnen vorüber, nickte mit dem Kopfe und verschwand alsbald vor ihren Augen. „Wer war der?" frug der Ritter erschrocken. —

„Sollte es nicht," antwortete der Glöckner — „Eu-
rer seligen Gemahlin Schutzgeist gewesen sein?" —
Sie waren an eine metallene Thür gekommen, die der
Glöckner öffnete, worauf sie die steilen Stiegen hinab-
schritten. Der Ritter hatte sich eingebildet, ein er-
stickender Leichengeruch würde sie umfangen, es war
aber luftig und lieblich in der Gruft, wo, von den
mitgebrachten Kerzen beleuchtet, Mathildens mit Kreu-
zen und Inschriften verzierter Sarg zunächst vor ih-
nen stand. „Vergieb, du Heilige!" betete, die Hände
gefaltet, der schwer geprüfte Gatte, „wenn ich an dir
im Leben frevelte, und laß nicht schweres Gottesge-
richt ergehen über mich, wenn ich jenseits erscheinen
muß! Ich weiß, daß ich gestrauchelt und mich schwer
an dir versündigt habe, darum komm' ich, um Ver-
gebung von dir zu erflehen und dir im Tode noch zu
bekennen, daß ich dich und nie eine andere wahrhaft
liebte, und daß ich dich ewig lieben werde, bis auch
mir das Herz bricht!" — Dann ließ er die beiden
Männer den Sarg öffnen und stand, während Ham-
mer und Meißel kunstgerecht gehandhabt wurden, zur
Seite, sich lebhaft vorstellend, wie das einst blühende
Antlitz Mathilden's nun entstellt, wie es bleich über
dem eiskalten Marmorbusen ruhen, wie das Auge ver-
fallen und die kleine weiche Hand vertrocknet, oder
welk und zusammengeschrumpft sein würde. Jetzt hob
man den Deckel — und siehe! da lag Mathilde im
weißen Sterbekleide hold und schön, schöner und lieb-

licher, als sie nach ihrer Niederkunft im Leben gewesen war. Die Wangen zart mit gesunder Röthe angehaucht, die Stirn so glatt und weiß, das schlummernde Auge nicht eingesunken, sondern sanft gewölbt, ja die Lippen schwellend und blühend und Alles solche Fülle verheißend, daß nur der Leben verkündende Athem zu fehlen und der neidische Tod ein Spiel zu treiben schien mit dem unglücklichen Gatten, der bleich und sinnend in der Todtengruft weilte. Aber wo war der Schmuck, den Mathilde mit in den Sarg erhalten hatte? Die runden, vollen Arme waren ohne Bänder, der Finger ohne den blitzenden Goldreif und ledig der schwanenweiße Hals von der mit ächten Perlen besetzten Goldkette! Raimund achtete dessen nicht, sein Geist war bei der Seligen, sein sehnlichster Wunsch auf ein Wunder, auf das Erwachen des geliebten Weibes gerichtet. Er bog sich über sie hinweg, küßte ihr Mund und Wange und benetzte sie mit seinen Thränen. — „O! erwache, geliebtes Weib!“ rief er im freudigsten Schmerzgefühl aus, erwache und laß uns wieder glücklich sein!“ Da — Raimund bebte in zagender Bangigkeit — da richtete sich die todt geglaubte Mathilde empor, blickte mit liebevollen Augen den erstaunten Gatten an, umfing seinen Hals mit ihren weichen, warmen Händen und sprach, sich an ihn schmiegend: „Willkommen, geliebter Raimund! liebst du mich wieder?“ Und Raimund sank nieder auf die Knie vor der Heißgeliebten und blickte sie an und



Die Wiederkehr aus der Gruft.

wußte nicht, ob er beten oder danken, ob er antworten oder die süßen Liebkosungen erwiedern sollte. — „Komm, Geliebter!" sagte Mathilde, „du bist schwer geprüft, ich weiß es; siehe ich lebe und bin nie todt, nur scheintodt gewesen! Laß uns heimziehen in die alte, traute Heideckerei, wo ich dir mein Schicksal, das sich ja nun wieder so schön gestaltet hat, erzählen werde. Auch komme ich nicht allein, ich bringe einen kleinen Engel mit!" —

Als Raimund die wiedergefundene Gattin noch in seinen Armen hielt, als er sie so fest an seine Brust drückte, als ob er fürchtete, sie wieder zu verlieren, da scholl ein zartes Kinderstimmchen an sein Ohr, und das ihm wohlbekannte Mägdlein, auf den Armen einer schwarz gekleideten Matrone, rief ihm abermals „Vater" zu. „Das ist wahrlich unsere kleine Siegbritte," jubelte Herr Raimund, riß das Mägdlein dem alten Mütterlein vom Arme, herzte und küßte es und verließ mit seinen reichen Schätzen beladen den schaurigen Aufenthalt der Todten. Als er, das geliebte Weib am Arme, durch die Straßen der Heideckerei zu wandelte, wurden sonderbare Gefühle in ihm rege; er begann an der Wirklichkeit von Mathilden's Auferstehung zu zweifeln und fürchtete bei jedem Schritte, daß mit dem zwölften Glockenschlage die Täuschung verschwinden und er wieder einsam in der weiten Welt dastehen werde. Doch dießmal sollte sein schwacher Glaube gestärkt, der Unglaube vernichtet werden, denn

Weib und Kind zogen fröhlich und wohlgemuth bei ihm ein, und der folgende Tag wurde der Erzählung der einzelnen Begebenheiten gewidmet, welche den Scheintod und die Auferstehung Mathilden's herbeigeführt hatten.

Nicht der Tod, sondern eine lange Ohnmacht, ein mit vollem Bewußtsein eingetretener Starrkrampf war es, was die schwer geängstigte Mathilde an dem von ihr gefürchteten Tage aller Seelen, welcher nach der Prophezeihung des furchtbaren Janus ihr Sterbetag werden sollte, so tief erschütterte und ihr Blut in den Adern stocken machte. Scheinbar todt, wurde sie als Leiche behandelt und begraben, und ihr Zustand war entsetzlich, da sie alle zu ihrer schnellen Beerdigung gemachten Vorrichtungen und Zubereitungen wahrnahm und sich doch in der festgehaltenen Lähmung ihrer Glieder und Organe nicht bewegen und kein Zeichen des Lebens von sich geben konnte. Unter den Zuschauern bei der Leichenparade in der Heideckerei befanden sich auch das Weib des Domglöckners und die Tochter des Todtengräbers. Beide Frauen konnten den Ihrigen am Abend, als sie wieder daheim waren, nicht genug erzählen von dem Glanz der Edelsteine und des Goldes, womit die vornehme Leiche geschmückt gewesen sei. Die beiden Kirchdiener, der Todtengräber und der Glöckner, besprachen sich darauf heimlich, um die Leiche, sobald sie in der Gruft beigesetzt worden sei, zu berauben. Sie machten sich auch

am Abend des folgenden Tages frisch an's Werk. Nur mit einer brennenden Laterne versehen, schritten sie durch die feierliche Stille des hohen Domes dahin, wo sie den Schatz zu heben gedachten. Das Bewußtsein des zu begehenden Raubes machte sie ungemein furchtsam, so daß der Wiederhall ihrer eigenen Schritte sie oft erschreckte, wobei sie scheu umherblickten und sich, ohne ein Wort zu reden, enger an einander schlossen. Sie langten bald am Grabgewölbe an, das erst heute sein Opfer in Empfang genommen hatte, öffneten den Eingang mit dem ihnen anvertrauten Schlüssel und stiegen mit angehaltenem Athen und laut pochendem Herzen hinab zu dem Sarg, der ihr künftiges Glück, die Kostbarkeiten, umschloß. Fast schien es, als ob die Nähe derselben sie ermuthigte, denn beherzt hoben sie den Sargdeckel ab und betrachteten einige Augenblicke die anmuthige, in prächtige Stoffe gehüllte, noch so jugendliche Leiche. Ohne sich von dem auf sie gerichteten Todtenantlitze zurückscheuchen zu lassen, griffen sie mit dreister Hand nach den ihnen zugleich entgegen schimmernden Schmucksachen. Zuerst löste der Todtengräber der Leiche die Ohrringe und das Halsgeschmeide ab, wobei ihm der Glöckner leuchtete; als er aber den Ring am kleinen Finger abstreifen wollte, fand er denselben so fest, daß er sich eines Taschenmessers dabei zu bedienen beabsichtigte. Eben wollte er den widerspenstigen Finger mit starken Schnitten von der Hand trennen, da wurde er

plötzlich auf entsetzliche Weise gestört. Die Scheintodte war durch die erlittenen heftigen Erschütterungen wieder belebt worden, die Starrsucht verließ sie und langsam, wie aus einem schweren Traume erwachend, erhob sie sich im Angesicht der vor ihr stehenden Diebe. Bei ihrem Ausruf: „Jesus, Maria, Joseph und Moritz und all' ihr Heiligen!!" flohen die feigen Räuber, ließen in der Eile die Laterne stehen und Gruft und Kirchthür offen, so daß Mathilde, als sie sich frei von den Fesseln ihres Krankheitszustandes fühlte und ihre Lage erkannte, sich dem Schreckensorte ohne Schwierigkeit und Widerstand entziehen konnte. Sie beabsichtigte anfangs allerdings nach der Heidedeckerei zu gehen, fühlte sich aber so schwach und entkräftet, daß sie fast zusammengesunken wäre, wenn nicht der Gedanke, daß ihre ehemalige Wärterin, Apollonia, nahe am Dom wohne, sie auf's Neue belebt und ihr Kraft verliehen hätte, deren Wohnung zu erreichen. Sie mußte vor derselben noch lange warten, weil die fromme Bewohnerin sie anfangs für einen Geist hielt; doch ward sie nach endlichem Erkennen freundlich und liebevoll aufgenommen. Mit dem frühsten Morgen begab sich zwar Frau Apollonia nach der Heidedeckerei, um die Auferstehung der edeln Frau Mathilde anzumelden, kehrte aber mit einer schlimmen Hiobspost zurück, denn der Thürhüter hatte sie nicht eingelassen und von einem Diener hatte sie erfahren, daß Herr Raimund verreist sei und nicht sobald wiederkehren

werde. Mathilde befahl der guten Alten, ihr Auferstehen aus dem Grabe vor der Hand, bis Herr Raimund zurückgekehrt sei, zu verheimlichen und ließ im Stillen nach seinem Aufenthalte forschen. Als sie erfuhr, daß er die schöne Trudina von Gerike geheirathet habe, ward sie sehr blaß, meinte wohl gar, man könne ihr, als einer Zauberin, den Hexenprozeß machen und beschloß mit Hülfe ihrer Juvelen, die sie versilbern konnte, auf ein nahes Klosterdorf zu ziehen und ihr Leben in stiller Einsamkeit zu beschließen. Ihre kleine Siegbritte aber mochte sie nicht in den Händen einer harten Stiefmutter wissen; sie kleidete sich daher noch einmal in den ihr angelegten Leichenanzug und holte, wie wir schon oben erzählt haben, ihr herzliebes Kindlein. Dann zog sie mit der getreuen Wärterin nach . . . . ., wo sie ein geruhiges Leben führte, die Spindel fleißig drehte, wenn Apollonia auf Kundschaft ausgegangen war und durch diese Alles erfuhr, was in der Heidederei vorfiel, wie namentlich Trudina gar bald eine böse Xantippe geworden, ihrem Eheherrn untreu und im Herzen abhold und wie dieser nach Rogätz nur darum öfter gereist war, um der eiteln und herschsüchtigen Hausfrau nur aus dem Wege zu gehen. Entrüstet darüber, sowie besonders über den Umstand, daß die lug- und trugvolle Gaunerin gewagt hatte, eine falsche Siegbritte in die Heidederei einzuschmuggeln, gedachte anfangs Frau Mathilde mit dem ächten Kindlein flugs nach der Stadt zu laufen und das

höllische Schattenbild aufzudecken; aber ihr gesunder Verstand ließ voraussehen, daß die so unheilvolle Ehe nicht lange werde bestehen können, und als sie vollends hörte, wie Raimund seinen Fehlgriff bereuete, wie er täglich mit der zanksüchtigen Trudina in Hader gerathe, da zweifelte sie nicht, daß der barmherzige Gott, der Vergelter des Guten und Bösen, seinen Engel senden werde, welcher dem schmachvollen Ehejoche ihres Gatten ein Ende mache. Einst saß die fromme Edelfrau im stillen Stübchen und überrechnete mit großer Bekümmerniß, wie der Erlös ihres verkauften Halsgeschmeides bald zu Ende gehe und wie sie dann der Mittel entbehre, sich mit dem Kinde und der Wärterin künftig mit Anstand zu ernähren. Da stürzte Apollonia keuchend in's kleine Zimmer, warf sich mit gefalteten Händen vor der theuern Herrin nieder und schrie: „Gelobt sei Gott! Holde Herrin und treuestes Eheweib! Eure Noth ist vorüber; Trudina, die Wälsche Giftmischerin, ist todt! hört, wie ich es erfuhr: „Ich saß draußen vor dem Klosterdorf auf einem Hügel und harrte des Boten Jobst, der ein Kleidchen für die kleine Siegbritte mitbringen sollte; da hörte ich von Magdeburg her ein dumpfes Summen der Glocken, und als ich den Boten frug, wer gestorben sei, vernahm ich, daß die Frau von Heideck, genannt Trudina, zur Gruft getragen werde! Als Mathilde am folgenden Tage gewisse Kunde von Trudinen's Tode vernommen und gehört hatte, wie sehr



Mathilde von Heideck,

nach dem Originale im Dome zu Magdeburg.

ihr geliebter Raimund bekümmert und ihr mit neuer, sehnender Liebe zugethan sei, da säumte sie nicht länger, gen Magdeburg zu ziehen; sie ließ erst den Todtengräber rufen und besprach sich mit ihm, wie er gegen einen guten Lohn nebst dem Glöckner ihre wirkliche Auferstehung bezeugen und dadurch ihr den Weg zur Rückkehr in ihres Raimund's Arme bahnen möge. Dem Todtengräber kam der Wunsch der edeln Ritter-Dame gerade zu recht gelegener Zeit, denn es war just an demselben Tage, an welchem der Heidecker begehrt hatte, ihm die Gruft zu öffnen und Mathilden's Leiche zu zeigen. Augenblicklich wurde nun der Plan, wie Raimund in die Gruft geführt werden und die anscheinend todte Gattin wieder finden sollte — verabredet und dieser Plan gelang, wie oben erzählt, in der entsprechendsten Art.

Der Tag der so seltsamen Wiedervereinigung Mathilden's und Raimund's wurde fortan stets als ein hohes Fest gefeiert, und wenn auch die alten Zechbrüder, die sonst in der Heideckerei ein- und ausgegangen waren, sich nicht unter den geladenen Gästen befanden, so fehlte es dennoch nicht an fröhlichen Menschen, die sich innig und aufrichtig des ehelichen Glücks und Friedens freuten, worin beide wiedervereinigte Gatten fortan zusammen lebten. Die Gäste waren nämlich tausend Arme, welche trefflich gespeiset wurden, und deren Jedem ein Schoppen Bier nebst einer langen Wecke von Waizenmehl mit nach Hause gege-

ben ward. Auch ließ der Ritter Holz unter sie vertheilen und bewilligte zum Bau einer Bastion in den Festungswerken eine große Summe Geldes, daher dieselbe „Der Heideck" genannt ward. Als endlich nach vier Jahrzehnden Mathilde zum zweitenmal oder vielmehr wirklich gestorben war, ließ der ebenfalls lebensmüde Ritter von Heideck unweit des Todtengewölbes ein kostbares Grabmahl errichten, die bildliche Darstellung des jüngsten Gerichts, wie es seiner Phantasie so oft in jenen Angststunden vorgeschwebt hatte, als ihn Reue und Gewissensbisse wegen seiner Untreue an Mathilde marterten. Das Bild sollte allen auf dem Lasterwege sorglos dahintaumelnden Sündern ein schreckendes Warnungszeichen, ein Symbol zur Besserung und Stärkung der Schwachen zur Sittlichkeit und Tugend sein. Neben dieses Bild ließ er Mathilden's Portrait setzen, sammt allen den Kindern, so sie ihm geboren hatte. Dasselbe ist noch im Dome zu schauen.

Der gefühlvolle, denkende Leser wird sich freuen, daß die gute, fromme Mathilde aus der entsetzlichen Todtengruft, in der sie lebend eingesargt war, errettet wurde, wenn auch ein Raub das Mittel ihrer Erlösung qualvollen Hunger- oder Erstickungstode war; er freut sich um so mehr, wenn er glaubt, daß die Rettung nicht ohne göttlichen Einfluß erfolgt sei, denn — **die Unschuld hat im Himmel einen Freund!**

Die Kindes-Mumie im Magdeburger Dom.

In einem Verschlage der Domkirche zu Magdeburg und zwar in einem roth ausgelegten, mit aromatischen Kräutern ausgefüllten Sarge wird noch heute der unverweste Leichnam eines zarten Kindes, weiblichen Geschlechts, verwahrt, über dessen Geschichte und Abkunft man jedoch keine genügende Nachricht erhalten kann. Das Todtenhemdchen des kleinen, mit gefalteten Händchen, wie im sanftesten Schlafe, ruhenden Engels ist von feiner Leinwand und das Kleidchen von weißer Seide mit rothseidenen Schleifen und Quasten. Das ebenfalls seidene Mützchen ist mit Gold und feinen Spitzen besetzt. Ohne die geringste Spur von Verwesung, ist diese Kindesleiche, von der man nur weiß, daß sie schon seit einigen Jahrhunderten aufbewahrt wird, — vor jeder nicht gewaltsamen Zerstörung gesichert und zur Mumie geworden. Eine dunkle Sage will in diesem Kindlein eine Prinzessin, nämlich die von dem Polnischen Herzog Prebislav mit seiner Gemahlin Luidgard erzeugte Anastasia

erkannt wissen, und gründet ihre Behauptung auf folgende, zum größten Theil selbst geschichtlich verbürgte Begebenheiten.

Der Beherrscher von Meklenberg, Heinrich, genannt der Pilger, ein ebenso edler Fürst, als glücklicher Gatte und Vater, verließ, vom religiösen Glaubens-Eifer damaliger Zeiten ergriffen, im Jahr 1264 seine junge und zärtlich geliebte Gattin Anastasia und drei zarte Kinder, um sich dem Heere des heiligen Ludwig, Königs von Frankreich, gegen die Ungläubigen anzuschließen und hatte das Unglück, im Kampfe vor Jerusalem gefangen und nach Babylon gebracht zu werden, wo er 26 Jahre lang in schmachvoller Sklaverei zubringen mußte. Sein Erstgeborner, Heinrich, war erst 9 Jahre alt, und der trostlosen Mutter, der schönen und weisen Anastasia, gelang es nur nach unsäglichen Widerwärtigkeiten, die Zügel der Regierung, nach welchen habsüchtige Verwandte ihres Gemahls strebten, zu erfassen. Achtzehn Jahre waren der trauernden Fürstin unter schweren Sorgen entschwunden, drei falsche Heinriche waren aufgetreten, um sich des Thrones zu bemächtigen; aber sie hatte sie entlarvt und zweifelte nun nicht mehr, daß der Gemahl im Kampfe gefallen und sie Witwe sei, da sie wohl nicht ohne Grund meinte, der Fürst würde, wenn er lebend in der Gefangenschaft gewesen wäre, wohl seine Freiheit durch ein reiches Lösegeld haben erkaufen können. Dieser seufzte indeß wirklich in schmachvollen Skla-

venfesseln und war zu furchtsam, als daß er seinen Fürstenstand hätte entdecken sollen. —

Als Luidgard, die älteste Tochter Anastasiens, 19 Jahre zählte, ward sie dem Herzog Prebislav von Polen vermählt. Beide Gatten, von ziemlich gleichem Alter, hatten sich aus inniger Herzensneigung verbunden und lebten in den ersten beiden Jahren in glücklich zufriedenster Ehe. Luidgard aber schien unfruchtbar und wurde ihrem Gemahl, der den nahen Untergang seines alten, in Groß-Polen berühmten Geschlechts fürchtete, verhaßt. Er wollte sich von ihr trennen und sie in ein Kloster bringen; das unglückliche Weib hing aber zu fest an der Welt und dem ihr immer noch theuern Gatten, als daß sie sich der Trennung von ihm nicht hätte widersetzen sollen. Prebislav versuchte nun andere Mittel, sich ihrer zu entledigen. Erst beschuldigte er sie der Untreue, da sie aber zu rein von jeder Schuld und es ihm nicht möglich war, seine Beschuldigungen auch nur mit entfernten Beweismitteln zu unterstützen, so ergriff er den Mörderdolch. Im Einverständniß mit ihren Kammerfrauen und seinem Pagen, dem kaum 17jährigen Junker Wolf Lubojatzky, versuchte er eines Tages die seine Wünsche nach Fortpflanzung seines Stammes nicht befriedigende Gattin, als sie aus der Beichte kam, zu erdolchen; er stieß aber in der Hitze seiner Mordgedanken fehl und überließ dem Edelknaben Wolf, einer vorher getroffenen Verabredung ge-

mäß, das Weitere. Dieser schleppte, nachdem die mit ihm einverstandenen Kammerfrauen der unglücklichen Gebieterin eine Schlinge um den Hals geworfen hatte, die dem Tode Geweihete auf die Seite, und nach drei Tagen wurde der Leichnam dieser jugendlich schönen Fürstin, nachdem man vorgab, sie sei vom Schlage getroffen und plötzlich gestorben — mit großer Feierlichkeit begraben. Wolf Lubojatzky hatte aber — sei es aus Menschlichkeit und Mitleid, oder aus sträflicher Leidenschaft zu der reizenden Fürstin — diese am Leben erhalten und eine andere weibliche Leiche beerdigen lassen, und entfloh nun mit Luidgard nach Magdeburg, wo der Erzbischof Konrad II., der aus dem Böhmischen Freiherrngeschlecht von Sternberg und seiner Mutter Bruder war, lebte. Der Erzbischof konnte indeß, wiewohl er die Edelthat seines Neffen lobte, der unglücklichen Fürstin nur Sicherheit in einem Kloster bieten, und Luidgard mußte darauf rechnen, daß ihr Gemahl, sobald er sie am Leben und gerettet wußte — andere Mörderhände dingen würde, und sich deßhalb zum Eintritt in's Kloster entschließen. Doch ein unerwartetes Ereigniß verhinderte ihre Einkleidung als Nonne plötzlich. Sie fühlte sich nämlich in dem Zustande bald Mutter zu werden, und der Erzbischof, darüber erfreut, schmeichelte sich, daß ihr Gemahl, wenn er höre, daß ihm Luidgard einen Prinzen geboren, sie nicht nur gern wieder aufnehmen, sondern auch ihrem Retter fürstlich danken werde. Das

unglückliche Weib gebar aber eine Prinzessin, die Anastasia getauft und in tiefer Verborgenheit erzogen ward. Noch war ihr Gemahl, der Polen-Herzog Presbislav, unvermählt und man gab sich der Hoffnung hin, daß er die Unglückliche, da der Vorwurf der Unfruchtbarkeit gehoben war, mit dem Kinde gern wieder aufnehmen werde; da raffte, als die kleine Anastasia drei Vierteljahre alt war, die verheerende Pest sie und die Mutter zugleich hinweg. Sterbend hatte Luidgard den Wunsch ausgesprochen, daß der Leichnam dieses Kindes einbalsamirt und erhalten werden möchte, und dieser Wunsch wurde mit strenger Gewissenhaftigkeit erfüllt, besonders da der nicht unerhebliche Nachlaß Luidgard's dazu ausreichende Mittel bot.

Als der greise Heinrich aus der Sklaverei entlassen und zurückgekehrt war, kam er alsbald nach Magdeburg, ließ sich die Leiche seiner Enkelin zeigen und mag, damit dieselbe so gut als möglich verwahrt und erhalten werde, wohl auch seine fürstliche Gabe gespendet haben.

Er verlebte, da sein Erstgeborner die Sorgen der Regierung mit Weisheit und Kraft zu tragen wußte, den Rest seiner Tage, von allen Ansprüchen entfernt, mit seiner treuen Anastasia in Wismar und soll öfters die schöne Enkelsleiche im Dome zu Magdeburg besucht haben.

Der glückliche Schatzgräber in Schönebeck.

Bekannt ist, daß Schönebeck, Großsalze und Frohse durch das in ihrer Nähe liegende bedeutende Salzwerk zu einem innigen Verbande vereint sind; doch bestand schon in älterer Zeit, als die Namen der Königs- und Friedrich-Wilhelmsstraße noch nicht existirten, zwischen den genannten drei Städten ein reger Verkehr, der in mancher Hinsicht den Bewohnern derselben zum wesentlichen Vortheile gereicht haben mag. Aber auch die günstige Lage der Elbe, welche schon damals der ganzen Gegend Gelegenheit zu einem lebhaften Handelsverkehr gab, trug nicht wenig zum erhöhten Wohlstand der betriebsamen Einwohner in den genannten Ortschaften bei, und es fehlte nicht an Leuten, deren Wohlhabenheit sich zum glänzendsten Reichthum entfaltete.

Ein solcher war Lorenz Sauer, nicht nur in der Umgegend, sondern in den fernen Hafenstädten als ein kleiner Krösus bekannt, dessen Reichthum durch Holz- und Getreidehandel erworben war. Er bewohnte in Schönebeck eines

der schönsten Häuser am Markte, und man behauptete von ihm, daß er sein Geld, statt es zu zählen, nur mit Scheffeln, oder nach dem Klasterstabe zu messen pflegte. Im Innern seines Hauses herrschte eine seltene Pracht, wie sie heutzutage wohl vergebens gesucht wird; man fand sie weniger in der Eleganz, mit welcher jetzt die Reichen sich umgeben, sondern sie äußerte sich dadurch auffallend, daß Sauer verschiedene Gemächer seines Hauses künstlich mit Gold- und Silbermünzen hatte auslegen lassen, welche den Fußboden und die Wände in gewählter Ordnung bedeckten. Da erblickte man die Wappen verschiedener Städte und Länder, aus deren gangbarsten Gold- und Silberstücken gebildet, und vorzugsweise solcher Plätze und Länder, mit denen Sauer im vortheilhaften Geschäftsverkehr stand. Diese Werke seiner Betriebsamkeit und seines Glücks fanden viele Bewunderer und Verehrer, die den Reichen zu ihrem eigenen Vortheil zu schmeicheln und zu huldigen jederzeit bereit waren. Er selbst ließ es aber auch nicht daran fehlen, durch glänzende Gastmahle und Festlichkeiten recht Vielen Gelegenheit zu geben, ihm den gewünschten Beifall und die tiefste Ehrfurcht zu zollen. Auch ein prächtiger Garten bot, gleich den Münz-Zimmern, nach aufgehobener Tafel den schwelgerischen Gästen Stoff, sich in Lobeserhebungen und Huldigungen zu ergehen; denn da lagerte man sich an schönen Tagen auf prächtige Teppiche unter den duftenden Blüthen

der Bäume ferner Länder, die, in großartigen Treibhäusern gezogen, anmuthige Plätze im Garten beschatteten.

Bei alle den Freuden und Genüssen, die Herr Sauer der Welt zu bieten sich beeiferte, war er aber keineswegs geliebt; und wie konnte das auch anders sein: mußte nicht in eines jeden Bewunderer's Brust der Neid über die großen Vorzüge, welche der Glücksmann hatte, und die hier so sichtbar hervortraten — mehr oder weniger geweckt werden! Dabei fehlte es ihm, wie so vielen Reichen, an dem echten Wohlthätigkeitssinn, der das eigene Vermögen als ein Gut betrachtet, woran besonders die dürftigen Mitmenschen einen so gerechten Antheil haben, und das zu deren Wohl ganz besonders verwaltet werden soll. Dieses hohen Berufs war Sauer sich nicht bewußt, und darum konnte er auch, trotz alles Glanzes, des höchsten und würdigsten Genusses, welchen Reichthum zu gewähren im Stande ist, nicht theilhaftig werden. Seine Brust war an echter Freude leer, und nur der trockene, kalte Kaufmannsgeist, der im Rechnen und Zählen seinen höchsten Genuß findet, gab seinem Dasein noch Leben und Kraft.

Aus einer durch den Tod seiner Gattin unterbrochenen Ehe war ihm ein Sohn geboren, dessen er sich aber in späteren, reiferen Jahren mehr dazu bediente, seinen Reichthum in entfernten Handelsstädten gehörig repräsentirt und vertreten zu sehen, weßhalb

denn auch Paul, so hieß der Sohn, in Hamburg, Lübeck und Amsterdam eine Zeitlang leben und da dem Reichthum seines Vaters angemessen auftreten mußte. Kein Wunder daß der Jüngling sich zeitig einem Leben ergab, bei dem er, wenn er nicht wie sein Herr Vater den Reichthum durch geschickte Spekulationen zu mehren verstand, das, wenn auch bedeutende Vermögen am Ende einbüßen mußte. Dieß geschah auch bald. Der Alte hatte die lebensmüden Augen auf immer geschlossen, auf dem einfachen Grabsteine, den ihm die kindliche Dankbarkeit aus weiser Sparsamkeit gesetzt, wuchs zartes Moos, und kein Mensch besuchte die Stätte, welche des einst so gerühmten und gepriesenen Reichen Gebeine bargen.

Der Glanz, der des jungen Sauer üppiges und schwelgerisches Leben umstrahlte, erstreckte sich weiter, als der des Vaters, und in ihm fand mancher tief verschuldete Verschwender, auch wohl hier und da ein Unglücklicher und Hülfsbedürftiger einen segensreichen und wahrhaft erquickenden Strahl, der der Noth des Leidenden schnell abhalf.

Paul glaubte zeitlebens von der väterlichen Erbschaft ein solches Leben führen zu können, ohne die vom Vater sorgsam und eifrig gepflegten Geschäfte fortführen zu brauchen. Doch sein von Leidenschaften aller Art umnebelter Geist hatte sich verrechnet, denn nach Verlauf von nur wenigen Jahren war sein Vermögen gänzlich zusammengeschmolzen, wozu betrüge-

rische Freunde und Schmarotzer mit aller List und Schlauheit das Ihrige besonders beigetragen hatten.

Die Münzstuben waren schon frühzeitig ihres metallenen Schmuckes beraubt, denn der kluge Sohn hatte die Thorheit eines solchen Prunkes sehr schnell begriffen; die ländlichen Besitzungen und sonstige Grundstücke waren nach und nach in fremde Hände übergegangen und der Erlös hatte dazu gedient, Pauls Freunden in den alten Hafenstädten, Hamburg, Lübeck und Amsterdam, außergewöhnliche Genüsse zu bereiten, deren Leitung er selbst mit freigebiger Hand übernahm.

So hatten also wenige Jahre hingereicht, den jungen, vielbeneideten Lebemann auf die Stufe der Dürftigkeit herunter zu treiben, und das Schicksal schien ihn nun grade in die Gegend bannen zu wollen, wo er sonst im vollsten Glanze gestrahlt hatte. Er stand jetzt da, ein unechter, der einstigen goldenen Einfassung beraubter Stein, der als Diamant gegolten, nun aber von Jedem als Glas erkannt und verachtet wurde. Die zahlreiche Schaar der Freunde, die ihn umgab, hatte ihn verlassen; man wich ihm aus, um nicht von ihm angesprochen zu werden und ließ ihn Demüthigungen erfahren, die ihn zu dem Entschluß drängten, seinem Elende durch den Tod in den Fluthen der nahen Elbe ein rasches Ende zu machen. Die Ausführung unterblieb aber, da er zu schwach war, sich der ungewissen und ihm in grellen Farben

entgegenschimmernden Zukunft des Jenseits zu übergeben; er zog das ihm immer bekannter werdende irdische Elend vor und wanderte zerrissenen Herzens und mit Gott und der Welt zerfallen nach Großsalze, wo ihn ein ehemaliger, jetzt von seiner Hände Arbeit lebender alter Diener seines verstorbenen Vaters mitleidsvoll in dem kleinen eigenen Häuschen aufnahm. So tief es ihn auch schmerzte, nun das Mitleid und die Pflege eines ehemaligen Dieners in Anspruch nehmen zu müssen, so söhnte ihn denn doch die Art, wie ihm die schwache Hülfe geboten und gereicht wurde, mit seiner Lage aus. Er fand in den auf einem einfach religiösen Sinn begründeten Tröstungen seines Pflegers und dessen kinderloser Frau, eine nie empfundene Wohlthat, ein Labsal, dessen er sich früher in den Tagen seines Reichthums nie erfreut hatte, und gern besuchte er mit den alten Leuten des Sonntags die Kirche, wo ihn der schlichte Gottesdienst, den er sonst als eine nur den ungebildeten und armen Leuten passende Zeremonie betrachtet und stets gemieden hatte — die Brust zu neuen, beseligenden Hoffnungen belebte. Sein stilles Entzücken wurde aber noch in anderer Art gehoben, so daß er mit noch größerem Eifer als seither der Kirche allsonntäglich zueilte. Er hatte in der Nähe seines Platzes, der Kanzel gegenüber, jeden Sonntag ein junges Mädchen bemerkt, dessen liebliche Züge sich beim ersten Anblick so tief in sein Herz geprägt, daß eine seltsame Sehnsucht und

Unruhe ihn die Woche hindurch quälte, wo er sich in einem am Hause ruhenden Gärtchen einsam zu beschäftigen pflegte. Sein Verlangen nach der holden Jungfrau wuchs mit jedem Male, wo er sie, in stille Andacht versunken, sich gegenüber sitzen sah. Und als sie auch ihn bemerkt und ihr sanftes Auge öfter als gewöhnlich auf ihn geheftet und da Augenblicke hatte ruhen lassen, da rang sich die Liebe zu ihr in seinem jugendlichen Herzen mit Gewalt empor und trieb ihn aus dem kleinen Wirkungskreise hinaus durch die Felder nach den fernen Hügeln der Umgegend, wo er sich, überwältigt von nie geahndeten Gefühlen, auf den grünen Rasen unter seinen Füßen niederwarf und Gott um Gnade und Beistand in seiner großen Bedrängniß anflehte. Denn je mehr die Liebe zu der holden Jungfrau in seinem vom Schicksale tief verwundeten Herzen wuchs, desto schmerzlicher trat ihm die Armseligkeit seiner jetzigen Lage und damit die Hoffnungslosigkeit auf den dereinstigen Besitz jener Jungfrau vor die Seele. Diese beiden Gefühle in seiner Brust, im heftigsten Kampfe neben einander, schwächten den schon erschöpften Körper und warfen ihn längere Zeit auf's Krankenlager, an dem die Pflege der alten Leute, die ihm jetzt so nahe standen, sich auf's Neue und schöner bewährte.

Er hatte nach qualvollen Stunden und Tagen sein Herz den treuen Alten geöffnet; doch ihr Trost, wie sehr der ihn sonst auch erquickt, wollte jetzt nicht

mehr wirken. Da faßte er einen raschen Entschluß, der der rechte zu sein schien, denn je mehr er ihn in sich befestigte und je eifriger er die Vorbereitungen dazu traf, desto mehr legte sich der Streit in seiner Brust, und die jugendliche Kraft, von Muth und Hoffnung beseelt, kehrte wieder.

Die Jungfrau, deren Anmuth auf das Herz des schwer geprüften Jünglings einen so gewaltigen Einfluß übte, war die Tochter einer unbemittelten, aber redlichen und frommen Witwe, deren Mann als Hauptmann im fernen Kriege geblieben war, und die sich nun in stiller Zurückgezogenheit mit ihrer achtzehnjährigen Tochter mit Hülfe der Spindel und Nadel spärlich nährte. Erst seit einigen Jahren wohnten sie im Orte, und Jeder liebte und ehrte Mutter und Tochter wegen ihres sittenreinen und der Armuth gern gewidmeten Lebenswandels. Beiden war Paul und seine einstige glänzende Stellung nicht fremd geblieben, und auch in ihrem Herzen regten sich Gefühle der aufrichtigen Theilnahme für ihn. Hätte er das gewußt gewiß würde der gefaßte Plan nicht zur Ausführung gekommen und er alsdann einem Glücke entzogen sein, das ihm vom Schicksale nach einer noch zu bestehenden Prüfung zugedacht war.

Der Schritt, welchen Paul zu seiner Rettung aus so bedrängter Lage zu thun sich entschlossen hatte, war allerdings nicht zu verwerfen; doch bedurfte er dazu noch des Geldes, und das fehlte ihm augenblick-

lich, wo er, sich der Pflege des alten Dieners Hausbach ganz überlassend, es nicht gewagt, ja selbst sich gescheut hatte, irgend Jemand seiner früheren Bekanntschaft um eine Unterstützung oder um ein Darlehen anzusprechen. Seine Lage war betrübt. Doch auch hier half das Schicksal unerwartet.

Paul saß eines Vormittags in einer kleinen Laube des Gärtchens, dessen Bearbeitung ihn seither eine liebe Beschäftigung gewesen war; da führte Frau Hausbach einen wohlgekleideten, ältlichen Herrn zu ihm, der, als er den jungen Mann erblickte, mit thränenden Augen und offenen Armen auf ihn zueilte und mit bebender Stimme ausrief: „Gottlob! daß ich Sie endlich finde." Ein besonderes Gefühl hatte sich Pauls bei dem Erblicken und der Stimme des alten Herrn bemächtigt, er stand da, regungslos und ohne ein Wort zur Erwiederung des unerwarteten Grußes sagen zu können. Doch als sein Herz sich in der Umarmung an das des ihm Nahegetretenen geschmiegt, als ein Strom von Thränen seinen Augen entflossen war, da rief er tief bewegt: „Ach! Sie sendet Gott, um mir zu helfen." Dem alten Manne rannen bei diesen Worten die Thränen stärker über die gefurchten Wangen und er blickte den Jüngling unverwandt an. Frau Hausbach aber hatte sich still zurückgezogen und die Beiden allein gelassen.

Der ältere war ein ehemaliger Lehrer Pauls, der, entfernt wohnend, erst jetzt die Kunde von dessen so

tiefem Falle aus glänzender Höhe vernommen und bald ermittelt hatte, wo sich der unglückliche Jüngling aufhielt. Zwar selbst in einer nur beschränkten Stellung, als Vater einer zahlreichen Familie lebend, hatte er es doch beschlossen, dem dürftigen ehemaligen Schüler die Hand zur Hülfe zu reichen, und darum bot er sie jetzt im verhängnißvollen Augenblick dem Tiefgebeugten, der sie dankbar ergriff.

Paul wollte fort in die weite Welt ziehen, wollte in der Fremde irgend eine, wenn auch noch so niedrige Stellung einnehmen und sich da der Strafe des Schicksals gehorsam unterwerfen, um den Himmel mit sich auszusöhnen und, wenn es Gott wollte, an der Seite der schüchtern, aber doch heißgeliebten Jungfrau wieder glückliche Tage zu verdienen.

Der alte Lehrer billigte diesen ihm mitgetheilten Entschluß, doch rieth er, die noch vorhandenen Papiere seines Vaters zu ordnen und durch sie sich in den Besitz der gerechten Geldforderungen zu setzen, die nothwendig noch vorhanden sein mußten. — Theils aus Widerwillen gegen derartige Geschäfte, theils aus Geldverachtung hatte Paul eine solche Untersuchung seither gemieden. Doch jetzt erschien ihm diese Arbeit willkommen und nothwendig und er säumte daher auch nicht, mit Hülfe seines biedern Rathgebers die besprochene Angelegenheit zu betreiben. — —

Mit einem geliehenen Zehrpfennig machte sich Paul auf die Reise, um von entfernt wohnenden Ge-

schäftsfreunden seines Vaters noch das zu fordern, wozu er sich durch aufgefundene Schuldscheine berechtigt glaubte.

Je rüstiger er dahin wanderte, je mehr die Gegend, wo die Trümmer seines einstigen Glückes lagen, seinen Augen entschwand, desto ruhiger wurde es in seiner Brust, und der Wechsel der Natur um ihn her, die ihn umgebende friedliche Stille, nur von dem Gesang der muntern Vögelschaar unterbrochen, öffnete sein Herz den süßesten Hoffnungen. Das Gefühl der reinsten Liebe beseelte ihn ungestört und er förderte munter seine Schritte zur baldigen Erreichung des fernen Ziels. In der Entbehrung aller eitlen, sonst von ihm so geschätzten Bequemlichkeiten und Genüsse, fand er jetzt eine Wohlthat; er bedauerte die Reichen, deren Empfänglichkeit für die reinsten und einfachsten Genüsse des Lebens und der Natur durch künstliche Freuden abgestumpft und getödtet wird, und wünschte nie wieder reich zu werden, um ein Glück, das jetzt in seiner Brust erblühen zu wollen schien, zu seinem beständigen Begleiter zu machen. Die Liebe sollte es ihm dann noch inniger fesseln.

So hatte er Fluren, Dörfer und Städte durchwandert und das schöne Thüringerland erreicht, wo reizende Waldgebirge, von freundlichen Ortschaften belebt, ihn bald umfingen.

Eines Abends sank er, ermüdet vom Bergsteigen und erschöpft von der Hitze des Tages, in einem von

hohen und düsteren Felsen eng eingeschlossenen Thale in's weiche Gras nieder. Ein feuchter Dampf stieg aus den Tiefen auf und bildete sich zum grauen Gewölk, das, vereint mit der nahenden Dunkelheit, ihm die Aussicht auf fernere Gegenden raubte. Da trat seine Vergangenheit mit ihren heiteren und schmerzlichen Bildern ernst vor seine Seele; er fühlte sich schwer von Vorwürfen belastet, und Angst und Kummer um seine Zukunft verdrängten all' die schönen Hoffnungen, in deren Erfüllung er sein höchstes Glück wähnte. Er wollte es versuchen, rasch weiter zu wandern, um den unerwarteten Qualen zu entfliehen, er wollte ein Obdach suchen, um in der Nähe friedlicher Menschen zur weiteren Reise sich zu stärken — doch er war zu schwach, die Glieder wie gelähmt und kraftlos; so sank er unter den dunkeln Zweigen der nahestehenden Tannenbäume zusammen.

Die Nacht war hereingebrochen, fern rollte der Donner und dumpf hallte es zwischen den Felsen wieder; Blitze durchzuckten die rabenschwarze Finsterniß und blendeten durch ihren leuchtenden Flammenblick das schwach geöffnete Auge des vom tiefen Schlummer erwachenden Wanderers. Nächtliche Raubvögel durchzogen mit gellendem Pfeifen die schaurige Oede; da raffte sich Paul erschrocken auf, griff hastig nach Tasche und Wanderstab und wollte fliehen. Doch wohin? — die Pfade waren ihm schrecklich verhüllt. Ein heftiger Blitz und ein gleich darauf folgender ent-

setzlicher Donnerschlag, dem ein Krachen folgte, als stürzten furchtbare Felsmassen über ihn zusammen, warfen den ohnmächtigen Jüngling auf seine Ruhestätte in's Gras zurück. Da sah er plötzlich ein hochauflodernes Feuer vor sich, und aus einer gegenüberstehenden Felsspalte trat ein in eine braune Mönchskutte gekleideter Greis mit kahlem Scheitel und langem silberweißen Barte, mit ernstem Antlitz und langsamen Schrittes auf ihn zu. Die magere, vom Blute gefärbte Hand erhoben, sprach er tief bewegt zu Paul: „Mein Sohn, du warst einst gesegnet mit Glücksgütern dieser Welt; doch dir fehlte die Kraft und der Verstand, ein solches Glück zu tragen, und im Uebermuthe warfst du den Zauberstab hin, der im Stande war, dir Tausende von Quellen zu öffnen, aus denen ein höheres Glück fließt, als das, was du fandst. Arm und verlassen liegst du hier im fremden Lande, um die spärlichen Reste deines verschwundenen Reichthums mühsam zu sammeln. Laß ab von deinem Streben, dir ist was Besseres beschieden! — Sieh mich an, auch ich war jung und reich wie du, auch ich ward vom Glücke getragen und gehoben; aber der Drang nach größerem Besitz verführte mein thöricht Herz zu scheußlicher That; ich ward zum Brudermörder! Seit Jahrhunderten wandere ich hier umher im weiten Umkreise meiner nicht fern gelegenen, jetzt aber zertrümmerten Burg, ohne die von qualvollen Gewissensbissen mich befreiende Grabesruh erlangen zu

können. Nur dann wird mir diese gewährt, wenn sich ein, seiner Reichthümer beraubter, reuiger Jüngling geeignet findet, zur Hebung eines Schatzes, der fern von hier am Ufer der jungfräulichen Elbe, da wo die Stadt Schönebeck liegt, verborgen ist. Dort in dem Garten des schönsten und angesehensten Hauses, unter einem alten, fast verwitterten Denkmahle, auf welchem die Jahreszahl 1291 noch sichtbar ist, liegt tief im Schooße der Erde verborgen, in einem eisernen Kasten verwahrt, das meinem Bruder von mir geraubte Geld. Es ist Blutgeld, blutig geworden durch die That, die ich verübte, um es zu erlangen. Auf ihm ruht des Schicksals Fluch; der aber wird schwinden, sobald der Schatz zum Wohle der bedrückten und leidenden Menschheit verwandt wird. Dann findet meine irrende Seele Ruhe im Grabe, und dem Besitzer des Schatzes wird ein segensreiches Leben erblühen. Doch wehe! wenn er den edlen Zweck des Geldes verfehlt. Des Schicksals Stachel wird ihn durch mich peinigen und quälen und selbst sein hohes Alter mit Leiden schrecklicher Art verbittern!" So sprach der Greis, und Paul erbebte bei dieser Rede im tiefsten Innern. Sein Herz war gewaltig erschüttert, denn er hatte sich erinnert, daß jener Stein in seines verstorbenen Vaters Garten lag, und daß er oft die genannte Jahreszahl gelesen, ohne jemals über deren Bedeutung von irgend Jemand Aufschluß auf seine deßhalb gethanen Fragen erhalten zu haben. Nun

war ihm das Geheimniß mit einemmale enthüllt und er dazu bestimmt, den Schatz zu heben; denn der Greis hub jetzt auf's Neue an und sprach: „So wandere denn, da ich in dir die Fähigkeit erkenne, ein würdiger Verwalter jenes Schatzes zu sein, — mit Gott in deine Heimath zurück. Der Eintritt in das bekannte Haus wird dir aber nur dann gestattet, wenn du dich dem Besitzer mit Demuth und Ergebenheit nahest und ihm als Knecht zu dienen versprichst. Sein Stolz wird dir diesen Antrag gewähren, diese Demüthigung soll dir heilsam sein, wenn du ihm ein Jahr lang treu und redlich dienst und den Spott mit Liebe erwiederst, mit dem dich in untergeordneter Stellung die Laune des Hochmuths heimsuchen wird. Laß nicht ab, Gott um Beistand zu flehen und gedenke, daß es ihm ein Kleines ist, dich aus deiner Erniedrigung schnell empor zu heben und dich zum Wohlthäter von Tausenden Unglücklicher und Leidender zu machen. Dann begieb dich in der Johannisnacht des folgenden Jahres in den dir bezeichneten Garten, und wenn der letzte Schlag der Mitternachtstunde verhallt ist, dann grabe; sorge aber, daß du vor dem ersten Hahnenruf dein Werk vollendet und den Schatz in Sicherheit gebracht hast. Versäumst du diese Pflicht, dann mußt du wiederum ein volles Jahr im mühsamen Dienste deines Herrn ausharren, bis du erfüllt, was ich dir gebot. Nun lebe wohl! der Morgen naht und meine Zeit läuft ab; ich muß vor dem

ersten Frühroth zurück sein in dem Verlies meiner Burg."

Der Greis reichte bei diesen Worten die blutige Hand zum Abschiede; Paul aber weigerte sich, sie zu erfassen, um nicht mit dem Bruderblute besudelt zu werden. Da griff der Alte wüthend nach ihm, umklammerte ihm mit den dürren, langen Fingern den Hals, daß Paul, der Luft beinah beraubt, mit aller Kraft wiederstrebte und — erwachte! Die Sonne schien freundlich durch die dunkelgrünen Zweige des ihn schützenden Baums und er befand sich noch in demselben Thale, wo er Abends vorher ermüdet niedergesunken war. Er konnte den lebhaften Traum noch nicht von der Wirklichkeit trennen; das schaurige Bild des Alten schien noch vor ihm zu stehen, und nur erst, als er sich erhoben und den Fußsteig zum Weitermarsche betreten hatte, da wirkte die reizende Umgebung wohlthätig auf seinen wiedererwachenden Sinn. Das einförmige Geräusch einer Mühle lockte ihn an sich, und munter förderte er die Schritte nach dem friedlichen Obdach, wo er, von einfachen Leuten freundlich empfangen, ein stärkendes Frühmahl einnahm. Ernster als es anfangs schien, wirkte das seltsame Traumbild auf ihn; von unheimlichen Gefühlen des Aberglaubens beseelt, gedachte er der Worte des unglücklichen Alten, und seine eigene so bedrängte Lage bildete unbemerkt in seiner Brust den Glauben an die Zuverlässigkeit und einstige Erfüllung des ihm

im Traume verheißenen Glückes; ja, er hörte eine Stimme in seinem Innern, die ihm deutlich zurief: „Eile zurück in die Heimath und thu', wie dir geheißen!" — Ohne Säumen und getrieben von der Angst eines Flüchtlings, schied er von den biederen Bewohnern der Mühle, die ihn mit herzlichem Gruße entließen. Er schlug den Weg, auf dem er gekommen wieder ein, sank an der verhängnißvollen Stelle, die ihn noch einmal fesselte, zum heißen Gebet zu Gott auf die Knie nieder und wanderte dann, von hoffnungsreichem Muthe durchdrungen, froh und heiter der ihm nun wieder in lieblichen Farben vorschwebenden Heimath zu. Die stille Liebe zu Johanna, der holden Auserwählten seines Herzens, ward ihm zum wohlthuenden Sporn, und auf bekannten Wegen und Stegen erreichte er bald die Gegend, wo ihm ein neuer Glücksstern scheinen sollte. Die Alten waren freudig überrascht, als sie den ungern vermißten Pflegling gesund und lebensfroh wieder eintreten sahen, und stimmten seinen Planen, in Schönebeck eine nützliche Thätigkeit zu beginnen, lobend bei, ohne erfahren zu haben, welche sonderbare Triebfeder den Jüngling dazu bewog.

Der jetzige Besitzer von Paul's ehemaligem Hause am Markte, war einer jener Neidischen, die Niemandem etwas gönnen und sich über den Ruin eines Glücklichen und Reichen im Stillen weidlich freuen. Ihm war es daher willkommen, als Paul in De-

muth sich ihm vorstellte und ihn um irgend eine Anstellung in seinem Geschäfte bat. Ein geringer Posten ward dem Bittenden zugestanden, und nicht frei von den drückenden Gefühlen, die eine selbst freiwillige Erniedrigung an dem Orte früheren Glücks zur Folge hat, bezog Paul in dem Hause, wo er so glänzend und unumschränkt geherrscht, ein kleines unansehnliches Zimmerchen, das im Rufe des Spukens stand, und worin er nur als Knabe einmal mit dem Vater gewesen zu sein sich deutlich erinnerte. Es war ein niedriges Stübchen im entlegensten Hinterhause unter dem Dache, das die Eltern aus unbekannten Gründen nie zu benutzen pflegten; da brachte er jetzt den Abend und die Nacht zu, während am Tage die Geschäfte ihn sehr in Anspruch nahmen. Seine jetzige Stellung söhnte so Manchen mit ihm wieder aus, von dem er bittern Spott erfahren, und nach und nach schien es ihm, als hätte er nie in anderen Verhältnissen gelebt.

Wenn er des Abends einsam im kleinen Stübchen saß und durch das enge Fenster in den Garten sah, der sich seinen Blicken darbot, dann schwebten die Bilder der frühsten Kindheit vor seine Seele, und sein Auge heftete sich auf den Stein, der ihm durch den Traum im Gebirge so bedeutungsvoll geworden war. Eine unwillkührliche Sehnsucht, die Begleiterin seiner in heiligster Stille gepflegten Liebe zu Johanna, die er absichtlich zu sehen und zu sprechen mied, ergriff ihn

und er brach in Thränen aus, deren wohlthuenden Lauf ein inbrünstiges Gebet begünstigte.

So lebte er in geduldiger Ergebung die oft mühsamen und durch den Eigensinn seines strengen Herrn verbitterten Tage und Monden dahin, ohne zu bemerken, wie seine Standhaftigkeit in der Erniedrigung ihm die sonst feindlich gesinnten Herzen allmählig wieder gewann und seiner einfachen Stellung einen Schimmer verlieh, der ihn selbst bei Einem und dem Andern Achtung erwarb.

Der Johannistag rückte näher, und wenn auch Paul oftmals geneigt war, sein Vorhaben für eine eitle, von der Phantasie ihm vorgeführte Grille zu halten, so schien es ihm doch auch wiederum eine Pflicht, die zum Nachgraben bestimmte Nacht nicht unbenutzt vorübergehen zu lassen. Die Umstände bestärkten ihn darin noch mehr, denn sein Prinzipal unternahm kurz vor dem Johannistage eine Reise, von der er erst einige Wochen später zurückzukehren erklärte, und die Familie desselben begab sich in eben der Zeit auf ein kleines Landgut zu einer ihr befreundeten Gutsherrschaft. Die Wahrnehmung der Geschäfte war einem zuverlässigen Freunde in Schönebeck überwiesen, und Paul hatte die Verpflichtung, über die sonstige Sicherheit des Hauses zu wachen.

Der Abend vor dem Johannistage war da. Paul saß wieder einsam im niedrigen Dachstübchen und schaute betrübt zum blauen Himmel auf, wo die

glänzende Mondsichel so friedlich auf ihrer alten Bahn in kaum bemerkbarer Bewegung sanft dahin schwebte, während auch die Sternchen flimmernd das Himmelszelt geheimnißvoll belebten; da wurde dem verlassenen Jüngling so wohl, da gedachte er mit freudiger Andacht der längst verstorbenen Eltern, und eine sanfte Stimme flüsterte ihm süße Worte des Trostes zu. Er fühlte sich frei von Vorwürfen, die ihn oft am Herzen genagt, das Zimmer wurde ihm zu eng und er sah sich von unbekannten Gefühlen hinab gezogen in den Garten, wo labende Kühle und feierliche Stille ihn umgab. Schweigend durchschritt er die dunkelen Gänge, und unwillkührlich sah er sich hingeführt auf den Platz am Stein. Da regten sich noch einmal neckende Zweifel in seiner Brust, er blickte umher und bemerkte noch hier und da Licht, das aus den nahen Wohnungen der sich der Ruhe übergebenden Nachbarn freundlich durch's nächtliche Dunkel leuchtete und ihn überzeugte, daß er nicht allein und um ihn her noch menschliches Leben sei. Er fing an, sich seines Vorhabens zu schämen und zog sich zurück in eine entfernte Laube; da schlief er ein. Im Traume erschien ihm auf's Neue der Stein, und neben demselben sein Vater in weißem Gewande, mit würdigem Antlitze und freundlichen Zügen; er wies mit der Hand auf den Boden und verschwand. Paul wollte der Erscheinung nacheilen und erwachte. Vom nahen Kirchthurm tönte die zwölfte Stunde; da zögerte der vom

Traume auf's höchste begeisterte Jüngling nicht länger, enteilte der Laube, und nachdem er mit Spaten und Hacke versehen, begann er, vom Dunkel der Nacht begünstigt, beim schwachen Schimmer des Mondlichts am Steine zu graben. Der ihn durchdringende Schauer trieb zu rascher Thätigkeit, und bald sah er seine Anstrengung auf überraschende Weise belohnt. Er stieß auf einen harten Gegenstand, der dem Spaten starken Widerstand leistete, und nachdem er auf den Seiten die Erde vorsichtig gelockert, hob er ein eisernes, nicht gar großes Kistchen heraus. Ein Schloß war nirgends daran zu erkennen; nähere Untersuchung gestattete ihm die Finsterniß nicht. Er eilte damit auf sein Zimmer.

Das Kistchen war nicht schwer, und was konnte es anders enthalten, als Papiere und Dokumente. Die Neugierde, den Inhalt bald kennen zu lernen, ließ Paul zu keiner weiteren Betrachtung über sich kommen, und doch mußte das sonderbare Ereigniß, in einer nahen und innigen Verbindung mit dem Traume im Gebirge, zu ernsten Gedanken Anlaß geben. Sein Eifer, den eigentlichen Werth des eisernen Fundes kennen zu lernen, war verzeihlich, denn seine bisherige Lage war eine zu traurige, als daß er nicht irgend ein passendes Mittel herbeigewünscht hätte, sich so drückender Fesseln zu entledigen; jetzt glaubte er in dessen Besitz zu sein.

Nach mancherlei vergeblichen Versuchen war es ihm endlich gelungen, die von einer geheimen Feder

verschlossen gehaltene Kiste zu öffnen Das erste, was er erblickte, war ein Papier, worauf die Worte standen: „Für meinen Sohn Paul!“ Er erkannte die Handschrift seines Vaters, und Thränen der heiligsten Rührung rannen über seine glühenden Wangen. „O du theurer Vater!“ so rief er voll Begeisterung aus, „gewiß umschwebst du mich jetzt als Geist; ja du bist mir nahe und leitest mich, ich fühle es, denn sonst hätte ich das nicht gefunden, was du dereinst, im bangen Vorgefühl meines jetzigen Schicksals für mich verbargst, um mich zu retten!“ Er küßte das Papier, was des seligen Vaters zitternde Hand einst beschrieben; er entfaltete es, und mit in Thränen schwimmenden Augen las er:

„Mir sagt es eine innere Stimme, daß Du die Dir hinterlassenden Schätze einst leichtsinnig verschwenden wirst; ich selbst trage einen Theil der Schuld daran, drum muß ich auf irgend eine Weise dem kommenden Elende entgegentreten. Ich verscharre, in der Hoffnung, daß Dir wenigstens das Haus verbleibe, worin Du geboren und erzogen, diesen Schatz, der Dich dereinst retten möge aus trauriger Lage — im Garten unter einen denkwürdigen Stein und bitte Gott, Er wolle einst meinem, den irdischen Fesseln enthobenen Geist die Freiheit gestatten, Dich sicher auf diesen Schatz hinzulenken. Gelingt mir das und gelangst Du in den Besitz des Dir hiermit

zu überweisenden nicht unbeträchtlichen Theils meines Vermögens, dann, mein geliebter Paul! bitte und beschwöre ich Dich: betrachte dieses Kapital als ein Dir von Gott verliehenes, verwalte es zu seinen Ehren und zum wahren Wohle Deiner Mitmenschen. Nur dann werde ich Ruhe im Jenseit haben, wohin mich der nagende Gedanke begleitet, nicht den rechten Gebrauch von meinen irdischen Schätzen gemacht zu haben. Das fühle ich schon jetzt und doch, ich konnte seither nicht anders, Verblendung und Mangel an echter Menschenliebe hinderten mich daran.

Nochmals die Bitte: Verwalte das Geld weise und erinnere Dich dabei stets Gottes und Deines alten treuen Vaters!"

Diese Worte hatten den Jüngling tief ergriffen, er warf sich laut schluchzend auf die Knie nieder, hielt mit gefalteten Händen das Papier empor und gelobte mit bewegter Stimme dem ihn auch jetzt gewiß nahen väterlichen Geist und Gott, der so schönen Pflicht treu zu sein, bis auch er dereinst in das Reich der Geister eingeführt würde. Langsam erhob er sich, blickte schüchtern umher, und es war ihm, als ob er eine weiße Lichtgestalt an sich vorüberschweben sähe; er schauerte und trat an's Fenster, um durch den Anblick anderer bekannter Gegenstände die ihm so sonderbare Furcht, von der er ergriffen war, zu verscheuchen. Der Mond lächelte mild auf ihn herab, die Bäume im Garten

wiegten, von leisen Winden bewegt, ihre dunkeln Zweige gegen einander und schienen ihm geheime Worte zuzuflüstern. Da gedachte er der grausigen Gestalt des Einsiedlers mit der blutigen Hand im Thüringer Walde, und der Gedanke: „Sollte dein Vater vielleicht — — doch nein, du theures Wesen, dem ich mein Dasein, mein neues Glück verdanke, du sollst mir stets mit mildem Antlitze erscheinen und vorschweben, so wie ich dich sah, wenn du mich als Knaben auf deinen Knien liebkosend schaukeltest; dir will ich fortan zur Ehre leben und handeln, das schwör' ich jetzt in dieser mir so heiligen Stunde, dir und meiner geliebten Mutter, deren theure Züge ich neben den deinigen erblicke!"

Der dumpfe Schlag der nahen Thurmuhr unterbrach diese Gedanken; Paul trat in's Zimmer zurück, und der Anblick des eisernen Kistchens überzeugte ihn, daß er im Besitz alles dessen sei, was er nur geträumt zu haben noch wohl glauben mochte.

Er lief eilig hinab in den Garten, füllte das gegrabene Loch wieder aus, legte den Stein darauf, wie er gelegen und ging dann, immer noch bewegt von den so erschütternden Erlebnissen hinauf auf's Stübchen. Schlafen konnte er nicht. Er durchsuchte das Kistchen genauer und fand darin wichtige und geldwerthe Dokumente, die noch wohlerhalten waren. Eins der Papiere wies sogar auf eine im Hause verborgene ansehnliche Summe Geldes hin, die unter den Dielen des Zimmers versteckt sein sollten, worin er sich befand.

Das Sonderbare und Räthselhafte der so außergewöhnlichen Erscheinungen, die Spiele des Zufalls, die er sich gern erklären wollte und doch nicht lösen konnte; alles das erschöpfte seine Geistes-Kräfte. Er sank auf's schlichte Lager nieder und schlief bald ein.

Die, wenn auch kurze Ruhe hatte ihm wohlgethan; er fühlte sich am andern Morgen nicht in dem Grade ergriffen, wie er anfänglich befürchtete, denn ihm lag daran, durch ungestörte Thätigkeit seine Entdeckungen und das daraus für ihn hervorgehende Glück zu bemänteln. Nur Einen beschloß er in sein Geheimniß einzuweihen, und der war sein alter würdiger Lehrer, der ihn auch in seiner jetzigen Lage, während kurzer und geheimer Besuche, ermuthigt und getröstet hatte. Diesem und dem treuen Ehepaare Hausbach in Großsalze wollte er zunächst Wohlthaten in der von dem verstorbenen Vater beabsichtigten Art erweisen.

Während er noch unentschlossen wegen der Hebung des Schatzes in seinem Stübchen war, den er ohne auffallendes Geräusch nicht an den Tag bringen konnte, traf die Schreckensnachricht ein, daß sein Prinzipal auf der Reise durch das Harzgebirge, in Folge eines unglücklichen Sturzes von einer Felshöhe, schnell gestorben sei; die Familie, eine Frau und vier Kinder, traf tief erschüttert im Hause wieder ein, und eine nähere Einsicht in die Geschäfte des Verstorbenen ergab, daß ein nicht unbedeutender Bankerot vorhanden war, dem der ehrgeizige Mann sich durch einen höchst

wahrscheinlich selbst herbeigeführten Tod entzogen hatte. Die für so wohlhabend gehaltene Familie sah sich nun plötzlich auf die Stufe der Hülfsbedürftigkeit zurückgesetzt und mußte es geduldig ertragen, daß die Gläubiger ihren gesammten eleganten und zur Bequemlichkeit gehaltenen Hausstand nach und nach verkauften. Auch das Haus ward zum Verkauf ausgeboten.

Paul hatte schon vorher über den beabsichtigten Wiederkauf des väterlichen Hauses mit Herrn Bernau, seinem Lehrer, angelegentlich gesprochen und, um Aufsehen anfänglich zu vermeiden, denselben gebeten, als Käufer aufzutreten. Der alte Mann war dazu bereit, und an dem bestimmten Tage wurde ihm das Haus für einen billigen Kaufpreis zuerkannt; denn das Schicksal der Besitzer hatte dieses Haus in den Augen der Leute arg verdächtigt und andere Käufer zurückgescheucht. —

Herr Bernau mit seiner Familie und Paul bewohnten von nun an das geräumige Haus. Statt des sonstigen Glanzes und geschäftigen Lebens herrschte jetzt in demselben friedliche Stille und Einfachheit, unter deren wohlthuendem Einfluß edele Plane gediehen. In der kleinen, von Paul ehedem bewohnten Dachstube hatte dieser mit Hülfe seines biederen und verschwiegenen Hausgenossen noch eine ansehnliche Summe baaren Geldes unter den Dielen versteckt gefunden, das, nachdem es in Sicherheit gebracht war, zunächst

zu wohlthätigen Zwecken verwandt werden sollte. Bei alle dem war die Liebe zu Johanna, der holden Jungfrau in Großsalze, in Pauls Brust keineswegs erkaltet; sie war vielmehr in der Stille durch erzwungene Zurückhaltung nur stärker geworden und trat nun um so dringender hervor

Wenn es auch anfangs den Bewohnern auffallend war, daß der unbemittelte Lehrer ein so ansehnliches Haus gekauft, und daß er mit Paul in so innigem Verhältniß lebte, so schwand doch allmählich jede Bedenklichkeit deßhalb, da man annahm, daß Paul noch alte bedeutende Forderungen aus seinen Glückszeiten eingezogen und den ehemaligen Lehrer zum Freunde und Rathgeber erwählt habe. Diese Vermuthung befestigte sich immer mehr bei den Bewohnern der Stadt und Umgegend, je öfter man von der im Stillen geübten Wohlthätigkeit Paul's vernahm, die sich besonders auf in ihren Verhältnissen zurückgekommene Familien erstreckte, zu denen namentlich die Witwe des letzten Hausbesitzers mit ihren noch unmündigen Kindern gehörte.

Bernau errichtete eine Schulanstalt für verwahrloste Kinder in Paul's Hause, wo es an überflüssigem Raume nicht fehlte, und seine Gattin unterstützte ihn beim Unterricht der Mädchen mit redlichem Eifer.

Noch mehr wurde die Aufmerksamkeit der Leute auf Paul gelenkt, als er eines Tages an der Seite einer einfach, aber geschmackvoll gekleideten Jungfrau

mit dem Myrthenkranze im Haar, und von armen Leuten in Festkleidern begleitet, der nahe gelegenen Kirche zuschritt und da in Gegenwart Vieler, die die Neugierde herbeizog, vom würdigen Geistlichen getraut wurde.

Die junge Gattin war Niemand anders, als Johanna, die in der Stille gereifte Jungfrau, deren weibliche Sittsamkeit noch nicht von den Einflüsterungen fader Schmeichler verletzt, und deren schönster Beruf es seither gewesen war, trotz ihrer beschränkten Lage, an der Seite ihrer würdigen Mutter den Armen Trost und Hülfe zu reichen. Jetzt hatte das Schicksal sie einem Manne zur Seite gestellt, der, unerwartet zur Wohlhabenheit erhoben, sein ferneres Leben der Wohlthätigkeit weihte.

Die Herzen, die sich sonst mit schnödem Stolze von dem bis auf die Stufe der Dürftigkeit hinabgesunkenen Jüngling abgewandt hatten, beeiferten sich jetzt um dessen Freundschaft, und die Bürgerschaft nannte den jungen, ihrer Stadt und der Umgegend zum Wohle erstandenen Sauer, dessen Wohlhabenheit Niemand mehr verkannte — mit Worten des Lobes den Ihrigen.

Bei dem Glücke dessen sich Paul jetzt mit wahrer Demuth erfreute, hatte er aber auch Derer nicht vergessen, die ihm einst in hartbedrängter Lage einen erwünschten Zufluchtsort boten. Das nun alte und schwache Hausbach'sche Ehepaar lebte ebenfalls in ei-

nem Häuschen, ganz in der Nähe von Paul's Hause, das als ein Asyl aller Bedrängten betrachtet wurde. Der alte Hausbach ließ es sich nicht nehmen, den hübschen Garten zu pflegen, der, wenn auch nicht mehr wie ehedem mit prachtvollen Blumen-Vasen und seltenen Gewächsen geziert, doch den Besuchenden freundliche Plätze zur Erholung bot. Frau Hausbach dagegen war immer noch rüstig genug, der jungen Madame Sauer im Hauswesen, dessen Ueberfluß in die Hütten der Armen drang, thätig zur Hand zu gehen.

Paul, der seine Kapitalien wohl auch zu soliden kaufmännischen Unternehmungen benutzte, pflegte hin und wieder seine Geschäftsfreunde zu einem heiteren Gastmahle um sich zu versammeln, doch trug ein jedes derselben ein so eigenthümliches Gepräge, daß man es sich zur besondern Ehre anrechnete, als Gast demselben beigewohnt zu haben. So war auch eines Tages eine Anzahl wohlhabender Freunde um ihn versammelt, um den Geburtstag von Paul's Gattin festlich zu begehen. Man hatte gehört, daß der Festgeber seine Gäste mit den delikatesten Fischen, den Forellen, traktiren würde, die er für schweres Geld aus dem Gebirge des Harzes bezogen habe, und freute sich des so seltenen Genusses schon im Voraus.

Man setzte sich zur Tafel. Unter den mancherlei Gerichten, die aufgetragen wurden, war auch eine große einfache, aber verdeckte Schüssel.

„Meine Freunde," nahm Paul das Wort, „in dieser Schüssel liegen dreißig Thaler — so viel würden die Forellen gekostet haben, mit denen ich Sie heute hätte traktiren können. Aber offen gesagt, es schien mir unverantwortlich, für ein einziges Gericht, das schnell verzehrt ist, so viel Geld auszugeben, mit dem man vielen Armen einen frohen Tag machen könnte. — Haben Sie die Güte, und nehmen Sie jeder einen Thaler, den ich bitte, einem ihnen bekannten Dürftigen zu schenken. Ich halte Sie alle für zu gutherzig, als daß Sie diesem vielleicht seltsamen Gerichte nicht Ihren Beifall schenken sollten."

Sämmtliche Gäste, deren gerade dreißig waren, theilten die Gefühle ihres biederen Wirths. — „Bravo, liebster Freund!" riefen sie einstimmig, „wir legen jeder noch einen Thaler hinzu und verzichten gern auf Forellen!" Das Sümmchen ward armen Dorfbewohnern in der Nähe zugesandt, deren weniges Hab und Gut die Flamme verzehrt hatte, und die wohlthätigen Gäste waren um so beglückter über diese Fest-Gabe, da sie mit einer Entsagung ihrerseits verbunden war. Paul's edeles Beispiel aber fand überall Anklang, wo man von der Fete erzählte.

Auf solche und ähnliche Weise weckte Paul bei seinen Mitbürgern den Sinn für Wohlthätigkeit, und sein eigenes Wirken erhielt dadurch einen Sporn, es jedem Andern zuvorzuthun.

An einem kalten Winterabend, als gerade der redliche Bernau und dessen Gattin sich bei seinem jungen Freunde im behaglich erwärmten Zimmer eingefunden und Johanna ihre beiden Knäbchen von zwei und drei Jahren zur Ruhe gebracht hatte, als unter angenehmer Unterhaltung das einfache Abendessen genossen war — da trat Paul an's Fenster und blickte auf zum sternbesäeten Himmel, der in reiner dunkler Bläue sich so majestätisch über ihm wölbte. „Mein Gott," sagte er nach längerem Stillschweigen, „es hat uns so trefflich geschmeckt, wir sitzen hier im warmen Stübchen, umgeben von allen nur möglichen Bequemlichkeiten des Lebens. Wer weiß, wie Viele in diesem Augenblick hungern und frieren müssen!" — Bernau vermuthete, daß irgend ein Plan diesen Worten folgen würde und schwieg. Paul fuhr auch in seiner Rede fort: „Ich wünschte wohl noch mehr helfen zu können, als es in diesem Winter geschehen; doch wie das anfangen? meine Kapitalien sind von so vielen Seiten her in Anspruch genommen und ich darf da nichts kürzen. Doch in meinem Haushalte besitze ich noch so Manches, was ich recht gut entbehren kann." — „Ja ja, lieber Mann," unterbrach ihn plötzlich seine Gattin, „du hast Recht! Was bedarf es der beiden Pferde, die wir halten; wir sind ja Gott Lob! gesund und können wohl da, wo wir sonst fuhren, zu Fuße gehen." — „Ich lieh sie allerdings Manchem, der sie brauchte," entgegnete Paul, „doch die Unterhaltungs-

kosten sind jetzt ziemlich hoch und man kann damit besser helfen. — Gut, die Pferde sollen fort. Aber auch auf dem Mittagstisch kann täglich ein Gericht weniger erscheinen; Suppe, Fleisch und Gemüse sättigen hinreichend und man bleibt dabei gesunder, als bei dem Vielerlei, von dem man hinterher doch nicht weiß, wie es schmeckte, und das nur zu oft den Magen belästigt und schwächt. Wir geben hin und wieder einige zahlreiche Gesellschaften, die auch außergewöhnliche Kosten verursachen; wozu nützen sie im Grunde? Höchstens, um eine Unterhaltung herbeizuführen. Die können indeß bei geringerer Zahl Gäste, im einfachen Beisammensein viel angenehmer bewirkt werden und sind dann in ihren Folgen gewiß wohlthätiger, als jene großen Feten, wo nicht nur der Wirth, sondern auch die Gäste noch zu besonderen Ausgaben für eiteln Putz und Verlust am Spieltisch veranlaßt werden, und wo Allen Gelegenheit zu unmäßigem Essen und Trinken, zum langen Schwärmen und nutzlosen Durchwachen der Nächte, ja zu manchen Störungen noch am folgenden Tage gegeben wird. Kurz es finden sich in dem Leben der Wohlhabenden und Reichen eine Menge Gelegenheiten und Dinge, die überflüssig sind, und deren Kosten den Armen zu gute kommen könnten, während Jenen aus ihren üppigen Vergnügungen und Zerstreuungen doch am Ende nichts weiter, als mindestens Mißbehagen und Unzufriedenheit erwächst. Sie trifft dann häufig

auch der gerechte Vorwurf: Andere, meistens Unbemittelterere zu mancherlei Angewöhnungen und Thorheiten verleitet zu haben; in späteren Jahren werden sie mit zerrütteter Gesundheit den Ihrigen zur wahren Last und scheiden, von kindischer Todesfurcht gefoltert, qualvoll aus dieser Welt.

O Thoren! die wir sind, daß wir so wenig dazu thun, uns das Glück zu bereiten, was aus einem einfachen, genügsamen und dabei wohlthätigen Leben entspringt!

Der Versuch, den ich an dem letzten Geburtsfeste meiner lieben Johanna mit meinen Gästen machte, hat mich überzeugt, daß es nur des Beispiels bedarf, um den Sinn für echte Wohlthätigkeit zu stimmen; mich wird es glücklich machen, auch so der Armuth einen reichen Hülfsquell öffnen zu können!" So sprach Paul voller Begeisterung, und die ihm theuren Anwesenden fühlten tief die Wahrheit dieser Worte, die er selbst aus der eigenen Erfahrung geschöpft hatte.

Paul und alle ihm Nahestehenden strebten fortan nur dahin, in ihrem Wirkungskreise stets nach diesen Worten zu handeln; das Glück, was in dem Sauerschen Hause in der Stille zu immer schönerer Reife gedieh, wirkte weithin wohlthätig, und die edle Familie erfreute sich dafür des schönsten Segens, den der Himmel auf die Erde sendet.

Und als nach langem segensreichen Wirken, aus dem biedern Kreise ein müdes Haupt nach dem an-

dern mit freudigem Hoffen geschieden und feierlich zur Ruh in den Schooß der Mutter Erde gelegt, als des alten Lorenz Sauer schlichter Leichenstein von vielen gleichen Denkmalen umgeben war, da drang die Furie des dreißigjährigen Kriegs aus dem zertrümmerten Magdeburg hin nach Schönebeck und gab auch da den Verhältnissen eine andere Gestalt; deßhalb möchte wohl jetzt kein Denkmal der Erinnerung an die biedere Familie Sauer mehr vorhanden sein, deren Andenken diese Geschichte erneut.

Die Kardinals-Birne.

Die saftige Birne — wer kennte die nicht? —
Die schöne, mit gelblicher Schale.
Von niederem Stamme der Gärtner sie bricht
Und bringt sie zum leckeren Mahle.
Sie pranget gar lieblich und duftet so süß,
Wie der Eva-Apfel im Paradies.

Und hat sie genossen auch Jung oder Alt,
Kennt Jeder die treffliche Speise,
So wird er doch rathen nicht alsobald:

Weßhalb Kardinalbirn' sie heiße? —
Schon Mancher das Räthsel vergeblich wohl rieth,
Bevor man gedichtet dies kleine Lied.

Als das Jahr vierzehnhundert und funfzig begann,
Kam ein Mönchlein vom Barfüßerorden,
Vom Papste gesandt, Bruder Kapistran,
Gen Magdeburg. — Wie er ist worden
Empfangen von Bürgern und Klerisei?
Das, liebe Leser, sei uns einerlei!

Ihm ward auf dem Domplatz ein Tempel erbaut,
Mit Fähnchen und Kreuzchen verzieret,
Und an dessen Pforten, da hat man geschaut
Des Papstes Bildniß, graviret
In Marmor, gar trefflich von kunstvoller Hand:
Wie der heilige Vater die Schuh ihm aufband!

Und wißt Ihr, was hier das Pfäfflein gethan?
Warum er nach Magdeburg kommen? —
Gesandt ward der hochwürdige Kapistran,
Um für Geld den Reichen und Frommen,
Als Legat zu verkaufen den Ablaß-Brief
Für Sünden, die man erst in's Dasein rief. —

Gewaltig erscholl seiner Rede Kraft,
Obschon in lateinischen Worten;
Sie hatte die Menschheit zusammengerafft —

Denn Sünder giebt's wohl aller Orten —
Es kamen in fast unaussprechlicher Zahl
Die Leute, getrieben von folternder Qual.

Und für ein Vergebung verheißendes Blatt
Bezahlte man gern und in Fülle;
Ja alles, was Werth für die Leute noch hatt',
Das brachten sie, ganz in der Stille;
Sie füllten den Kasten des Mönchs damit aus
Und gingen dann, sündenfrei dafür, nach Haus.

Der Fleischer, der Bäcker, der Schlosser und
Schmied,
Der Weber, der Glaser und Schreiner;
Ein Jeglicher brachte das Kostbarste mit —
Auch fehlte der Kaufleute keiner!
Denn es wogte und drängte in Aller Brust
Das schäumende Wasser der Sündenlust.

Eines Gärtners Weiblein, gar zart und jung,
Mit Rosen auf Lilien-Wangen,
Trat schüchtern zum Manne der Heiligung,
That kund ihm ihr Ablaß-Verlangen:
„Mein Eheherr — sprach sie — ist alt und grau
Und ich, ich bin eine lebhafte Frau!"

Der schlaue Legat begriff schnell den Sinn
Der halb nur verkündeten Bitte. —
„Nimm, liebliches Weibchen, Vergebung denn hin

Für künftige sündhafte Schritte!“
So nahm er die beichtende Gärtnerin auf
Und küßte sie dreimal beim Ablaß=Verkauf.

Das Weiblein, das lös'te mit dankbarem Blick
Vom Leib die gefüllte Schürze,
Und ließ sie mit Birnen dem Mönche zurück,
Mit Birnen voll reizender Würze;
So zart, so weich, wie die niedliche Hand,
Die so eben gelös't das Schürzenband.

Kaum war sie verschwunden und absolvirt,
Noch lagen die Birnen im Haufen
Auf silberner Schüssel, da kam, schön frisirt,
Der Herr Kardinal angelaufen;
Und als er die Birnen, die köstlichen sieht,
Da ißt er sie — stirbt dran und — damit schließt's
Lied!

Die Himmelreichstraße

Daß in der Vorzeit die Stadt Magdeburg im Innern nicht so gebaut, und daß die Entstehung und Benennung der Straßen der Erfolg späterer Zeiten und Ereignisse gewesen sei, ist zum Ueberfluß bekannt; auch daß das Verdienst der Straßenbesserung ꝛc. hauptsächlich dem ehemaligen Gouverneur Fürst Leopold von Dessau gebührt.

Magdeburg hat von jeher schwere Kämpfe zu bestehen gehabt, und in den vorchristlichen, so wie in den ersten Zeiten des Christenthums, sind unter den vielen heidnischen Volksstämmen, die nach der Elbe vordrangen, die alten heidnischen Preußen gerade diejenigen gewesen, welche die Stadt am häufigsten in Angst und Schrecken setzten.

Ungefähr in dem Jahre 1255 hatte der 21ste Erzbischof Rudolph schwere Kämpfe mit den Preußen, war aber so glücklich, ihren berühmten und von den Christen gefürchteten Führer Hercus Monte gefangen zu nehmen. Dieser Häuptling, ein schöner junger Mann, schmachtete lange als Kriegsgefangener in Magdeburg und erlangte seine Erlösung nur da-

durch, daß er sich taufen ließ und den christlichen Namen Heinrich annahm.

Nach der Taufe ward dieser Heinrich frei und zeigte keine Lust, unter die wilden Horden seines verlassenen Volks zurückzukehren. Indem er einen Theil seiner reichen Schätze nach Magdeburg zog, wurde ihm ein schönes Haus in der Gegend der Prälatenstraße zur Wohnung angewiesen, wo er gleichsam mit fürstlicher Pracht residirte.

Ein Kreuzherr Namens Hans Hirschhals, am Breitenwege wohnend, reich und angesehen, hatte den bekehrten Heinrich in der Schlacht gefangen genommen, ihm großmüthig das Leben geschenkt und in ihm nach und nach den Geschmack und die Liebe für den christlichen Glauben geweckt, wodurch in der Folge seine Bekehrung erzielt ward. Der junge Heinrich hing daher mit seltener Freundschaft an dem schon bejahrten Hirschhals und war täglich Gast in dessen Hause. Dieser hatte zwei Söhne, mit Heinrich ziemlich in gleichem Alter, und eine Tochter, Hildegard, damals kaum 16 Jahr alt. Mit den Kindern des Hans Hirschhals genoß Heinrich in der christlichen Religion gemeinschaftlichen Unterricht, und sein liebster Gang war immer nur der, nach dem nicht fern von seinem Wohnsitze gelegenen Hause seiner Freunde, welches er seinen Himmel nannte. Mit dem Laufe der Jahre wuchs die gegenseitige Liebe, doch wußte Heinrich es nicht, daß vor allem die Reize der

schönen und sanften Hildegard es waren, welche ihn nach seinem Himmel zogen. Im Jahre 1258 naheten abermals die heidnischen Preußen, lockten ihren gefangenen Feldherrn Hercus Monte, oder Heinrich, aus der Stadt und hatten ihn einmal in ihrer Mitte zum Abfall von dem Christenglauben beredet und wieder zum Führer erwählt. Seitdem wandte sich das Glück auch auf die Seite der Preußen, und im Jahre 1261 wurde der alte Kreuzherr mit seinen beiden Söhnen in einer für die Magdeburger unglücklichen Schlacht gefangen. Sie hatten es nur der alten Freundschaft des heidnischen Feldherrn zu danken, daß sie nicht, wie andere Kriegsgefangene, getödtet wurden. Es herrschte nämlich bei den heidnischen Preußen der furchtbare Gebrauch, daß die Kriegsgefangenen, insonderheit die Christen und Kriegsobersten, ihren Götzen geopfert wurden.

Dem zum Opfer bestimmten wurden seine Waffen angelegt, mit denen man ihn auf ein Roß und dieses so fest zwischen vier Pfähle band, daß sich Roß und Reiter nicht von der Stelle bewegen konnten. Um den Opferplatz herum wurde so viel Holz aufgehäuft, daß das Opfer nur mit dem Kopf über die Holzhaufen hervor ragte. Das Holz ward hierauf angezündet, so daß Roß und Mann elendiglich verbrennen mußten. Dieses Schicksal stand auch dem gefangenen Hirschhals mit seinen beiden Söhnen bevor, und der heidnische Feldherr war außer Stande,

das grausame Geschick von seinen Freunden abzuwenden.

In einem deßhalb gehaltenen Kriegsrathe gelang es ihm indeß, eine Maaßregel durchzusetzen, wodurch wie er glaubte, wenigstens nur einer der drei Freunde als Opfer fallen, die beiden andern aber errettet werden mußten. Das Loos sollte entscheiden: wer von ihnen auf die oben bezeichnete Art verbrannt werden sollte, und für die beiden Lebenden sollte ein Christ oder Preuße sich zum Zweikampf mit dem Führer stellen. Das Loos zum Götzenopfer traf den Greis, Hans Hirschhals, und obschon seine beiden Söhne es nach vielen Bitten dahin brachten, daß noch zweimal geloost ward, so traf das Loos doch jedesmal den unglücklichen Vater, welcher auch, in Folge des vorbeschriebenen Gebrauchs, gerüstet und auf ein Pferd gebunden, verbrannt ward.

Es wurde nun in dem heidnischen Heere, sowie durch Abgesandte in der Stadt bekannt gemacht, daß die beiden Söhne um ihr Leben kämpfen sollten, und daß sie nur dann den Kampf mit dem heidnischen Führer bestehen müßten, wenn sich kein anderer Gegner finden würde. Zum Unglück für die beiden Brüder fand sich wirklich kein solcher Gegner und sie sahen mit Zuversicht ihre Niederlage im Zweikampfe mit Hercus Monte voraus, da dieser, wie sie wußten, in allen ritterlichen Kriegsspielen geübt und erfahren, der stärkste und gewandteste Mann der Christen und Hei-

den war. Heinrich aber tröstete sie und fordert sie Beide zum Zweikampf auf, ließ sich aber, obschon zur Schande seines Volks, von ihnen besiegen und rettete ihnen dadurch das Leben. Nun wurden zwar die Brüder Hirschhals frei und kehrten, reich beschenkt von Heinrich, nach Magdeburg zurück; dieser aber ward als Verräther von seinem Volke in Fesseln gelegt und sollte auf dem Kampfplatze dasselbe Schicksal eines kriegsgefangenen Christen, den Tod erleiden. Die Heiden hatten ihn nach Zörbig gebracht, wo er für seinen Verrath als Sühnopfer verbrannt werden sollte. Schon saß er in dem schönen Waffenschmuck seiner Feldherrnwürde auf dem edlen Streitroß zwischen vier gewaltigen Pfählen festgebunden, schon loderte die Flamme der mächtigen Holzstöße zum Himmel empor; da wurde es unruhig in dem Lager seiner Krieger, er vernahm unter dem Knistern des brennenden Holzes das Herannahen des ihm wohlbekannten Kriegsgeschreies der Seinen, er hörte die gewaltigen Schläge der Streitkolben auf die Schilde der christlichen Streiter und flehete den Gott der Christen um den Sieg für diese an. Da theilte sich eine Seite der Holzstöße, die flammenden Feuerbrände wichen zurück und an der Spitze einer Schaar gewappneter Reiter drang die schöne Hildegard, die geweihete Fahne in der Hand, bis an die Pfähle. Hercus Monte, oder Heinrich, wurde befreit, das Heer der Heiden in die Flucht geschlagen und Zörbig erobert, so daß es der Erzbischof

Rupert mit dem Erzstift vereinigte und dieses dadurch vergrößerte. Heinrich, von seinem Volke zum schmachvollen Feuertode verurtheilt, kehrte mit tiefer Reue nach Magdeburg zurück und bezog dort wieder seinen vorigen stattlichen Wohnsitz, von wo aus er täglich seine beiden Freunde am Breitenwege besuchte, um die schöne Hildegard, die nun zur vollendeten Jungfrau erblühet war, zu begrüßen.

Wenn er dem Drange seines Herzens hätte folgen dürfen, so würde er nicht gesäumt haben, die ihm in gleicher Neigung gewogene Jungfrau, zu seiner Gattin zu wählen; sein Abfall vom Christenthum, zu welchem er zwar wieder zurückkehrte, erforderte eine Buße, welche ihm der Erzbischof mit der Bedingung auferlegte, daß er zwar das Hirschhals'sche Haus besuchen, auch die geliebte Hildegard sehen, aber ein ganzes Jahrlang kein Wort mit ihr sprechen, auch ihren Leib und kein Glied, ja nicht einmal ein Gewand derselben berühren dürfe. Eben so wurde es ihm verboten, ihr seine Liebe durch irgend ein Wort oder Zeichen zu erkennen zu geben, und nach Verlauf des Jahres sollte vom Bischof verfügt werden, ob er seine Lebenszeit in dem Kloster zubringen, oder ferner den Freuden der Welt leben könne. Heinrich bestand rühmlich die ihm auferlegte Buße, und der Lohn seiner Ausdauer war die Hand der Jungfrau, welche ihr Leben für seine Erlösung dadurch gewagt, daß sie das Christenheer zum Ueberfall der heidnischen Preußen

begeistert und persönlich geführt hatte. Der enge Gang von der Prälatenstraße zum Breitenwege war der einzige und liebste, welchen Heinrich täglich betrat und der ihn, wie er sagte in das Himmelreich führte, womit er den Besuch bei der geliebten Hildegard und ihren Brüdern meinte. Schon damals nannte man diese enge Straße den Weg zum Himmelreich, und sie hat bis zum heutigen Tage diesen bedeutungsvollen Namen behalten.

Gottlob, daß keine Heiden mehr
Dem Elbesstrome nah'n!
Daß Preußens Völker ihre Wehr
Im Christenglauben sah'n!
Und wohl dem Lande, wohl der Stadt,
Wo Friede seine Wohnung hat!

Und Magdeburg ein dreifach Wohl!
Wo frei der Geist sich regt,
Wo kein Gedanke, eng und hohl,
Dem Fortschritt Fesseln legt!
Wo die Vernunft, der Allmacht Licht,
Dem freien Denken Bahnen bricht!

Droht auch der Vorzeit Finsterniß
Dem neuen Licht Gefahr,
Nie wird sie Dem ein Hinderniß,
Der reines Herzens war;
Er findet — jenem Heinrich gleich —
Gewiß den Weg zum Himmelreich. —

Das Blutgericht im Dom zu Magdeburg.

Vor beinahe tausend Jahren lebte in Magdeburg ein Erzbischof, Namens Udo, der nicht nur durch sein schwelgerisches und dem Sinnengenuß ergebenes Leben seiner priesterlichen Stellung keine Ehre machte, sondern sogar durch Trotz und Gottesverachtung die niedrigste Stufe des Menschen erreicht hatte.

Seine übrigens hohe und kräftige Gestalt und körperliche Schönheit begünstigten sein sündhaftes Treiben, um Andere zu verführen, und statt, seiner Stellung gemäß, das Böse zu vertilgen und auszurotten, ward er ein Werkzeug des Bösen! —

Die Aebtissin von Lilienthal, kaum 25 Jahre alt, war von einer so ungewöhnlichen Schönheit, daß der Ruf derselben sich weit außerhalb ihrer Abtei verbreitet hatte. Von Wuchs nicht groß, aber von üp-

piger Gestalt, mit lebhaftem Mienenspiel und feurigen Blicken, schien sie für nichts weniger geschaffen, als für den Stand, den sie im Kloster bekleidete. Unfreiwillig hatte sie die geistliche Stellung gewählt, und da das Schicksal ihrer innersten Natur Gewalt angethan hatte, so glaubte sie sich an dem Schicksale rächen zu dürfen, indem sie diesem trotzig entgegentrat und der Fesseln spottete, in die sie geschmiedet war.

Als Udo die Aebtissin zum ersten Male sah, entbrannte sein Herz in glühender Leidenschaft für sie; aber auch bei ihr erwachte für ihn eine heiße Liebe, und unbezähmbare Wünsche rangen in ihrer Brust nach Befriedigung. Nur eine Schutzmauer hinderte sie noch, sich der Sünde hinzugeben, die in der Person des Erzbischofs so reizend lockte: das natürliche Schaamgefühl des Weibes! Doch dem Manne ist der Kampf leicht, sobald er nur diese Schranke zu bezwingen hat; denn das Schaamgefühl hemmt den Strom der Begehrlichkeit nicht, sondern wird von demselben vernichtet, wie die Blüthe durch den daher brausenden Sturm. Nur Pflichtgefühl und Tugendwille sind Schild und Waffe, mit denen das Weib seine Keuschheit zu schützen vermag! — Unter solchen Umständen kann es nicht auffallen, daß sich in kurzer Zeit zwischen dem Erzbischof Udo und der Aebtissin ein sträfliches Verhältniß bildete, dessen Sündhaftigkeit beide Theile wohl erkannten, das sie aber, ohne es zu unterdrücken, nur um so geheimer

hielten. Weit entfernt, sich über den daraus entspringenden Zwang zu beklagen, gewährte dieser ihnen vielmehr Genüsse, die ein geheimes Liebesverhältniß bietet, und Beide schlürften die Süßigkeit derselben in vollem Maaße.

Schon längere Zeit hatten sie die Wonne ihres verbrecherischen Einverständnisses genossen, als der lasterhafte Erzbischof eine wunderbare, aber ernste Mahnung von Dem erhielt, dessen heiligen Namen er auf ruchlose Weise verlästert hatte. Seit drei Tagen weilte Udo in der Zelle der Aebtissin, jenen verbrecherischen Genüssen ganz hingegeben, nach denen sein Sinn einzig verlangte. — Es war in der dritten Nacht, nicht fern von der Mitternachtsstunde, als der Erzbischof auf einem reichgeschmückten Lehnsessel saß, während die Aebtissin in seinen Armen im tiefsten Schlummer ruhte. Er warf einen glühenden Blick auf die reizende Beute seiner Sinneslust, dann ließ er sie sanft auf das Ruhebett gleiten und ergriff den vor ihm stehenden silbernen Pokal, um der eigenen Abspannung durch die glühende Kraft des Weines zu begegnen. Kaum aber hatte er den Becher an die Lippen gesetzt, so durchwehte ein eisiger Hauch die Zelle und eine dumpfe, wie aus einem Grabe ertönende Stimme rief die Worte: Hör' auf zu kosen, Udo! du hast genug gekoset! —

Ein starres Entsetzen ergriff den Bischof, Leichenblässe bedeckte sein Antlitz und seinen bebenden Hän-

den entfiel der Pokal. Die Aebtissin aber fuhr mit einem gräßlichen Schrei aus dem Schlafe empor, rang wie eine Verzweifelte die Hände und rief mit stierem Blicke: „Hast du vernommen? — hör auf hör auf! Wir sind verloren!“ Während aber das sündhafte Weib noch zitterte, hatte sich Udo bereits von seinem Schreck erholt und sagte mit dem Trotze, der der Verderbtheit eigen zu sein pflegt: „Zage nicht, du holdes Weib, und entsetze dich nicht so in innerster Seele vor dem Mahnungsworte, das in dein Ohr drang. Was willst du? Buße thun? Ja, das ist ein heiliges und gottgefälliges Werk; aber um Buße thun zu können, müssen wir zuvor erst sündigen. Die Buße ist nur um der Sünde willen da! Wir dürfen nicht fürchten, daß der Tod uns den Weg zur Sünde vertrete; denn wir sind Beide in des Lebens schönster Blüthe und üppigster Kraft, und es wäre thöricht, an den Tod zu denken und ihn zu fürchten. Nein! an das Leben laß uns denken und an die süße, wonnige Sünde, die unsere Seele mit Entzücken füllt und uns im dürren, kraftlosen Alter Ursache zu gottgefälliger Buße gewähren wird.“

Trotz dieser Worte zagte die Aebtissin, denn ihr Herz war nicht verhärtet, sondern das Feuer ihres Blutes jagte sie in die Sünde. Mehr, als alle Worte der Ueberredung wirkten daher die zärtlichen Umarmungen, die feurigen Küsse des Erzbischofs bei der Aebtissin, und machten sie schnell wieder der Sünde

geneigt. Die Nacht schwand Beiden rasch dahin, und als ob sie aus der wunderbaren Warnungsstimme die Ahnung einer großen Gefahr schöpften, umschlossen sie sich einander inniger mit den Armen, als wollten sie sich nimmer trennen; und so fand sie das geheimnißvolle Dunkel der folgenden Nacht wiederum in der Zelle der Aebtissin vereinigt. Aber auch in dieser Nacht wurden sie durch den schon gehörten inhaltschweren Zuruf in ihrer geheimen Freude gestört, und wie sehr auch die Aebtissin bebte und sich dem übermüthigen und spottenden Troste des Erzbischofs zu entziehen suchte, sie wurde am Ende doch von ihm betäubt 'und auf's Neue der Sünde in die Arme geworfen. Und wie der Trotz des Erzbischofs und seine Halsstarrigkeit ohne Maaß war, so war es die Langmuth Dessen, der den argen Priester so ernst und so wunderbar warnen ließ. Die dritte Nacht war den vorhergegangenen Nächten gleich: dieselben Freuden, dieselbe Mahnung, derselbe Schreck und der ungebeugte Trotz des Erzbischofs, der durch neue Ueberredungskünste das Herz des schwachen Weibes besiegte und sie seinen ferneren Lüsten gewann! —

In der vierten Nacht erscholl die Stimme nicht wieder. — Da triumphirte der Erzbischof, denn er meinte, sein Trotz sei Sieger geblieben über Den, der ihn durch die Warnung vom Verderben zu retten gedachte. Dieser vermeinte Sieg steigerte seine Begierde dahin, daß er beschloß, noch längere Zeit bei der Aeb-

tissin zu weilen, gleich einem Ehemann bei seinem Eheweibe. Damit aber die Domherren zu Magdeburg nichts Böses ahndeten, sandte er einen treuen und verschwiegenen Diener an sie ab und ließ ihnen sagen, sein heilig und wichtig Amt lege ihm unerwartet die Pflicht auf, eine große Reise zu machen, von der er vor drei Monaten nicht heimkehren werde; unterdeß mögen die Domherren für sein Wohlergehn beten. — Weit entfernt, die Lasterhaftigkeit ihres Oberherrn zu theilen, waren vielmehr die Domherren zu Magdeburg fromme und Gott ergebene Männer, voll Eifer für ihren Beruf, dessen Pflichten sie nach Kräften erfüllten. Einer aber war unter ihnen, mit Namen Friedrich, der war noch frömmer und des heiligen Eifers noch voller als die Uebrigen; denn wenn er am Tage den Werken christlicher Gottesfurcht treulich obgelegen hatte, so pflegte er auch noch um die Stunde der Mitternacht in den Dom zu gehen und einsam am Altar Dessen zu beten, dem er sich als Priester geweihet hatte. — Erzbischof Udo war bereits mehrere Monate abwesend, als der fromme Domherr Friedrich in einer Nacht Zeuge eines furchtbaren Ereignisses war, eines Ereignisses, wie es wohl noch nie eines Menschen Auge gesehen hatte. Die Stunde der Mitternacht war so eben von der Thurmuhr mit dumpfen Schlägen verkündet, als Domherr Friedrich andachtsvoll in das schauerliche Dunkel des Domes trat, den nur einige Lampen vor den Gnadenbildern der heili-

gen Jungfrau spärlich erhellten. Als aber Friedrich nach gewohnter Weise seine Knie auf den Stufen des Altars beugen wollte, fuhr plötzlich ein furchtbarer heulender Sturmwind durch den weiten Raum der Kirche, daß alle Lichter erloschen, und eine grause Finsterniß den Dom erfüllte. Bebend klammerte sich der fromme Mann fest an den Altar; aber das Entsetzen, das sich auf einen Augenblick seiner Seele bemächtigt hatte, wich bald der frommen Ergebenheit in den Willen des Allmächtigen, die Friedrichs Herz erfüllte, und betend wartete er das Kommende ab.

Es dauerte nicht lange, da erfüllte eine milde Helligkeit den Dom, und in der Tiefe der weiten Halle erschienen plötzlich zwei Jünglinge, in leichte Gewänder wie Nebelluft gehüllt; sie trugen hohe Kerzen in der Hand und schritten langsam dem Hochaltar zu, auf dessen beide Seiten sie sich stellten. Ihnen folgten zwei andere, den ersteren an Kleidung gleiche Jünglinge, deren Einer einen Purpurteppich vor dem Altar ausbreitete, während der Andere ernsten Blickes und schweigend zwei Sessel auf den Teppich stellte. Darauf nahete sich ein fünfter Jüngling, der trug ein blitzendes Schwert in den Händen, damit trat er in die Mitte des Domes und rief mit lauter, wie Krachen des Donners ertönender Stimme:

„Alle Ihr Heiligen, die Ihr hier in tiefen Gräbern ruhet, erhebt Euch aus Euern Särgen, auf daß Ihr Zeuge seid bei dem Gerichte Gottes! Erwachet,

Ihr Heiligen! Erwachet und erscheinet!“ — Und da der Jüngling also gerufen hatte, krachte es, als ob die Erde auseinander berste und die Gräber öffneten sich; den Särgen entfielen mit dumpfem Geräusch die Deckel und jenen enthoben sich langsam und schauerlich die heiligen Männer und Frauen, die Bischöfe in priesterlichen Gewändern und die Ritter in Helm und Harnisch. Sie Alle entstiegen den geöffneten Grüften und schritten in tiefer Stille dem hohen Chore zu, wo sie sich lautlos in Reihen ordneten. Kein Tritt ward von der langen Reihe der Auferstandenen gehört, und ihre Gestalten, obschon kenntlich, schienen von Nebel geformt, und ihre Augenhöhle füllte ein bleiches, geisterhaftes Feuer. Als Alle standen, erhellte sich der Dom immer mehr und ward zuletzt so hell, als ob die Sonne des Tages die hohen Bogen-Fenster durchschien. Darauf kamen zwölf ehrwürdige Männer mit mildem Antlitz und umwallt von weiten farbigen Mänteln — das waren die zwölf Apostel. Vor ihnen her schritt, vom heiligen Glanze umstrahlt, Christus, der einige Sohn Gottes, mit einer goldenen Krone geschmückt und in der Hand das Scepter tragend, mit dem er geherrscht über Himmel und Erde. Er setzte sich auf einen der Sessel und zu seiner Linken reiheten sich die Apostel. Auf der andern Seite des Altars erschien die Mutter Maria, gefolgt von einer Schaar heiliger Jungfrau'n und setzte sich zur Rechten Christi. Noch immer herrschte die tiefste Stille ringsum; da erschien

des Domes Schutzpatron, der heilige Mauritius und nahete ehrfurchtsvoll mit gebeugtem Haupte und gefalteten Händen dem Herrn und Heilande der Welt, kniete vor ihm nieder, neigte die Stirn zur Erde, betete ihn an und rief:

„Sei gepriesen in alle Ewigkeit, mein Heiland! höre die Stimme und Klage deines Dieners. Freventlich hat deiner Diener Einer, Udo, dieses Tempels Erzbischof, durch schnöde Laster sein Amt entheiligt und hat nicht abgelassen von argen Sünden, obwohl ich ihn gemahnt zu dreien Malen zur Buße. Er ist bei der Sünde verharrt, darum richte du ihn, Herr und Heiland!“

Und auf einen Wink Christi trat heran Petrus und fragte:

„Wo weilt der, den du anklagst?“

„In den Armen seiner Buhlerin, der Aebtissin von Lilienthal, in deren Herzen seine Worte den schwach glimmenden Funken der Reue erstickt haben.“

Darauf befahl Petrus Zweien der Auferstandenen, den Sünder zur Stelle zu bringen, allwo er gerichtet werden solle. Die Zwei verschwanden bald aus der Mitte ihrer Gefährten, erschienen aber bald wieder, zwischen sich führend den Erzbischof Udo, der, ein Bild der Verzweiflung, todtenbleich, mit wahnsinnig starrenden Blicken, bebend an allen Gliedern, sich willenlos von den Begleitern führen ließ. Sie führten ihn dicht vor Christum, dessen leuchtender Blick voll

Wehmuth auf den Verlorenen ruhte. Dieser Blick unendlicher Barmherzigkeit gab dem Sünder Muth; aber das Böse in seinem Herzen war so mächtig, daß er, statt sich niederzuwerfen vor dem Herrn und mit heißen Thränen der Reue um Gnade zu flehen, vielmehr die freche Stirn erhob und die Frage that: „Was hab' ich gethan, Herr, daß ich vor Gericht erscheinen soll?" Als der Freche diese Worte sprach, erfüllte ein tiefer Klagelaut den Dom und alle Auferstandenen bargen ihre Gesichter in ihre Hände, denn sie schämten sich dessen, der eine unsterbliche Seele hatte, gleich der ihrigen.

Da trat der heilige Mauritius vor, seine Augen leuchteten voll edlen Zornes und seine Mienen verkündeten einigen Schmerz. „Dich, Udo! — sprach er — „habe ich angeklagt bei dem Herrn, daß du dem schändlichsten Laster fröhnst und dein heiliges Amt schändest, daß du dem dreimaligen Warnungsrufe in der Mitte deiner Sünde um Mitternacht, spottend und trotzig begegnetest und der Stimme des Bösen gefolgt und treu geblieben bist. Du hast die Reue des durch dich geopferten Weibes mit argen Worten und Thaten erstickt, und darum erscheinest du hier vor Gericht!" Udo aber war so verblendet und verstockt, daß er auch jetzt noch nicht von seiner Frechheit abließ, sondern mit dreister Stimme zum heiligen Mauritius sagte: „Prüfe dein Wort, falscher Zeuge! Soll ich gerichtet werden, so beweiset das Verbrechen, dessen

Ihr mich anklagt, und nennet mir die Zeugen!" — Da winkte Petrus den Beiden, die den Erzbischof in den Dom geführt und diese sagten: „Wir fanden ihn in den Armen seiner Buhle." — „Ihr lügt!" schrie Udo wie ein Rasender. „Vor dem Altar in meiner Zelle fandet Ihr mich betend!" Nun erhob Christus seine Stimme und sagte: „Sage mir denn, Udo, was hast Du gebetet?" Als der Heiland seine Stimme ertönen ließ, sanken Alle, die im Dom versammelt waren, anbetend zur Erde nieder; nur Udo blieb stehen und sann, welches Gebet er angeben wollte, das er gesprochen habe, als man ihn abholte. Allein wie er auch sann, ihm fiel kein Gebet ein, keines, als ob er nie ein Christ gewesen wäre, nie ein christlich Gebet gekannt hatte. Als er nun so vergeblich sann, überfiel ihn eine schreckliche Angst, und er meinte gerettet zu sein, wenn ihm nur ein einziges Gebet einfiele; er strengte wiederholt alle seine Geisteskräfte an, daß ihm das Blut zu Kopfe stieg, sein Gesicht sich färbte, die Augen stier hervortraten, der Angstschweiß von seiner Stirne floß und seine Glieder vom Fieberfrost furchtbar gerüttelt wurden. Da erhob der Heiland wiederum seine Stimme und sprach: „Siehe, du bist gerichtet; du verlangtest Zeugen, — nun zeugst du selber wider dich!" Dann wandte sich der Herr zu den Auferstandenen und sprach: „Ist Einer unter Euch, der für den Gerichteten bitten mag?" Da Alle schwiegen, so rief Christus mit gewaltiger Stimme dreimal Wehe! über Udo und alle

Auferstandenen wiederholten es, daß das Wort im Dome schauerlich wiederhallte. Christus winkte mit dem Scepter, und alsbald wurde Udo von Zweien an das Ende des Domes geführt, wo man ihn niederknien hieß, darauf trat der Jüngling mit dem Schwerte zu ihm und trennte ihm mit einem raschen Hiebe das Haupt vom Rumpfe. Kaum war das Strafgericht vollzogen, so verschwand auch mit einem Male die ganze Versammlung in der Kirche; die Lampen brannten wieder und erhellten mit schaurigem Halbdunkel den Dom wie vorher.

Friedrich aber war im Dome zurückgeblieben und stand, tief erschüttert und von heiligem Grauen erfüllt vor der blutenden Leiche des gerichteten Udo. Er blieb betend die Nacht hindurch in der Kirche; als aber der Tag anbrach, rief er die Domherren zusammen und erzählte, was er gesehen. —

So endet die Sage, die das Schicksal der Aebtissin nicht mit aufbewahrt hat. — Der Stein, auf dem Udo gerichtet, hat sich noch lange im Dome erhalten. Blutrothe Streifen bezeichnen seine Oberfläche, auf der, wenn man sie reibt, selbst flüssiges Blut hervorquillen soll. —

Wenn gleich diese Sage nicht als wahre Begebenheit betrachtet werden darf, so kann sie doch mehr als jede andere Sage auf eine innere, moralische Wahrheit Anspruch machen, die, wenn auch nicht immer ein Beweis, doch stets ein Wahrzeichen von dem Geschehenen ist.

Das brennende Licht am Kak, auf dem alten Markte zu Magdeburg, und die Saugasse. *)

Wegen mehrfacher, von den Erzbischöfen zu Magdeburg erlittenen Beeinträchtigungen, hatten sich schon im Jahre 1303 das Domkapitel, die Kollegiatstifte, sowie die Klöster und der Magistrat vereinigt, um allen weiteren Bedrückungen kräftig entgegen zu arbeiten. Man gelobte sich gegenseitig, durchaus nicht zuzugeben, daß die Erzbischöfe ohne Einwilligung des Domkapitels etwas von den Gütern des Erzstiftes veräußerten oder verpfändeten, was bisher oft geschehen war. Der Erzbischof Burkhard der 3te, ein Graf von Schraplau, war nicht geneigt, sich solchen Beschränkungen seiner Macht zu fügen und gerieth bald mit der Stadt in offene Zerwürfnisse. Er hatte eigenmächtig einen hölzernen Gang aus dem bischöflichen Palast nach dem Dom bauen, und als

*) Der jetzt vorzutragenden Sage muß etwas Geschichtliches vorausgeschickt werden, das nur in einzelnen alten Urkunden ausführlich zu finden ist, namentlich in Dreihaupts Beschreibung des Saalkreises Th. 1. Pag. 50 — 61.

diesen die Magdeburger zerstörten, ihn aus Stein erneuern lassen. Zu Hohenwarte hatte er ein Schloß mit Anlegung eines Zolls errichtet, welches ebenfalls wieder vernichtet ward. Aus diesen und anderen Anmaßungen und Widerstrebungen erwuchsen arge Mißhelligkeiten, die nach und nach in thätige Feindseligkeiten übergingen. Burkhard hatte seinen Sitz nach Wolmirstädt verlegt und belagerte 1314 die Stadt Magdeburg förmlich; weil er aber den bald darauf festgestellten Vergleich nicht hielt, wurde er, als er eines Tags nach Magdeburg kam, in der Neustadt gefangen. Da man nun seine Wortbrüchigkeit und Rachsucht kennen gelernt, so war man nicht geneigt, ihn der Haft bald wieder zu entlassen; man sperrte ihn daher in einen Kasten von starkem Eichenholz und beschloß, ihn auf dem Johannisthurme zu verwahren. Der Gefangene versprach indeß, nicht nur alle Gerechtsame und Privilegien der Stadt zu bestätigen und sich wegen der ihm widerfahrenen Behandlung nicht zu rächen, sondern er bekräftigte auch diese Zusage mit einem feierlichen Eide. Kaum aber sahe er sich aus der Gewalt der redlichen und dem Eide arglos trauenden Magdeburger befreit, so legte er einen neuen Beweis seines böswilligen Charakters dadurch an den Tag, daß er sich durch den Papst von dem eidlichen Versprechen entbinden ließ und die Stadt mit dem Bann belegte. Zwar hob er diesen gegen eine Erpressung von tausend Mark Silbers wie-

der auf, erneuerte ihn aber alsbald unter dem trügerischen Vorgeben, daß es nur dem Papst zustehe, den Bann zu lösen. Als die Bürger, da er taub gegen alle Bitten und Vorstellungen blieb, elf Abgesandte aus ihrer Mitte nach Avignon zum Papst Johann 23. schickten, ließ der Erzbischof diese unterwegs ergreifen und auf sein festes Schloß Schwalenberg bringen, wo sie in schmachvoller Haft gehalten wurden. Es kostete der Stadt unsägliche Opfer an Geld und Mühe, den Bannstrahl zu löschen und sich neben dem grausamen Kirchenfürsten zu halten. Sie schlossen daher mit mehreren Städten und Herren ein Bündniß, worin sie sich verpflichteten, den Erzbischof Burkhard den 3ten in ihre Gewalt zu bekommen und für immer unschädlich zu machen. Durch List verlockt, war dieser im Jahr 1325 nach Magdeburg zurückgekehrt und wurde hier in seinem Palaste gefangen. Man mußte ihn wegen der großen Erbitterung des Volks, welches ihn unfehlbar zerrissen haben würde, in aller Stille aufs Rathaus bringen, wo er Anfangs eine Zeitlang von den Mitgliedern des Magistrats, welche der Reihe nach abwechselten, bewacht wurde. Später ward er in das sogenannte Armesünderstübchen gebracht und von 36 dazu besonders abgeordneten Wächtern aus den Städten Magdeburg, Calbe, Halle und Burg, unter strenger Aufsicht gehalten. Aber gleich in der ersten Nacht dieser engen Haft wurde der allgemein verhaßte Kirchenfürst in

seinem Gefängniß erschlagen, und die Art seines Todes, so wie die Person seines Mörders bedeckt ein so dichter Schleier, daß man noch heute unter den vielerlei Vermuthungen die Wahrheit nicht herausfinden kann. Merkwürdig ist noch von diesem Ereigniß, daß die deßhalb von Kaiser und Papst mit dem Bann belegte und erst 1329 davon befreite Stadt Magdeburg an der Stelle, wo Burkhard ermordet war, eine Kapelle und in dem Dom fünf Altäre bauen mußte. Die Kapelle, welche am Johanniskirchhofe lag, da, wo jetzt die große Rathsstube ist, wurde dem heiligen Mathäus geweiht, weil der Mord in der Nacht des Mathäustages geschehen war.

Viele Jahre nach den so eben erzählten Ereignissen, in der Nacht zwischen den beiden Frauentagen, Krautweihung und Latäran, 1371, hörte die 30jährige Witwe des 3 Jahre vorher in der Ora ertrunkenen Fischer Hans Schortau, in ihrem Hause auf dem Thye ein Gepolter auf der Treppe, während sie im einsamen Kämmerlein schlaflos lag. Anfangs fürchtete sie, es wären Diebe eingestiegen, um sie gewaltsam zu bestehlen und auch wohl zu ermorden; als sie aber die in der nahen Kammer schlafende Magd geweckt und sich mit derselben auf den Zehen an die Thür geschlichen hatte, um zu vernehmen, was man von außen beginnen werde, da hörte sie nach einem dumpfen Klopfen durch das Schlüsselloch ein leises Geflüster und erkannte deutlich die Stimmen ihres

verstorbenen Mannes, der ihr die Worte zurief: „Höre, Magdalene, was ich dir sagen werde! Ich hatte keine Ruhe mehr auf Erden, weil mich ein böser Geist verfolgte. Du wirst gehört haben, daß vor länger als funfzig Jahren der Erzbischof Burkhard in dem Gefängniß auf dem Rathhause ermordet worden ist. Es soll ein böser und harter Mann gewesen sein, der die Stadt arg gedrückt hat. In seinem Gefängniß hat er von seinen vier Wächtern einen bestochen, um in der Nacht zu entweichen. Der Bestochene hat das empfangene Geld mit einer andern noch größern, dem Erzbischof gehörigen Summe unter dem Kak auf dem Markte vergraben. Die übrigen Wächter haben jedoch das Entweichen verhindert, und auf diese Art ist in dem entstandenen Streite der Erzbischof um's Leben gekommen. Vor seinem Tode hat er jenen Geldschatz gebannt und diesen Bann mit dem Fluche bekräftiget, daß ihn der — Gott sei bei uns! in der Gestalt eines Schweines heben solle. Mein Vater, dem der Teufel zu diesem Schatze hat verhelfen wollen, ist, ohne ihn erlangt zu haben, gestorben, und durch die an mich ausgelassene Plackereien des Bösen bin ich am Ende zur Verzweiflung getrieben worden, mir das Leben zu nehmen. Es ist aber der Schatz nur einem Sprößlinge meiner Familie zugedacht, und ich bitte dich, wenn dir der Versucher nahen sollte, von einem solchen Beginnen abzustehen, und wenn es ein Engel wäre, der dich dazu bereden

wollte, damit du nicht dein Seelenheil auf ewig verlierst!"

Frau Magdalene Schartau nahm sich zwar diese Warnung sehr zu Herzen und verbot auch ihrer Magd, welche die Geisterworte mit angehört hatte, davon zu sprechen, diese aber mochte doch wohl geplaudert haben, denn es verbreitete sich bald das dumpfe Gerücht, daß an gewissen Tagen um die Mitternachtsstunde am Kak eine Flamme brenne, die aber jedesmal verlösche, sobald sich ihr Jemand nahe.

Frau Magdalene that alles, um dieses Gerücht zu unterdrücken, beichtete aber die Wahrheit ihrem geistlichen Seelsorger und ließ für die Seele ihres verstorbenen Mannes und Schwiegervaters Messen lesen, um dieselben aus dem Fegefeuer zu erlösen und den nächtlichen Spuk zu bannen; denn der Priester meinte, daß sich der Böse, der offenbar dort sein Spiel treibe, um gläubige Christen zu versuchen, nur allein durch Gebet vertreiben lasse. Die junge Witwe war aber durch diese Ereignisse in einen besondern Ruf gekommen, und ihr Haus am Thye wurde bald ein Sammelplatz junger Schwindler und Glücksritter, die sich, in den goldenen Träumen der Schatzgräberei wiegend, um die Hand der frommen Witwe bewarben. Einem jungen Müller, Jonas Kuppel, aus der Gegend von Halle, gelang es, sich der Gegenliebe Magdalenens zu versichern. Er war mit einem Schein großer Wohlhabenheit aufgetreten und der Glanz seines

den Frauen gefährlichen Aeußern hatte die harmlose Frau verblendet. Sie gab ihm ihre Hand. Eine Zeitlang führten Beide ein glückliches und zufriedenes Ehestandsleben; als aber Jonas in sein junges Weib drang, den Versuch der Schatzgräberei zu wagen, oder ihm die Mittel an die Hand zu geben, sich in den Besitz der vergrabenen Schätze zu setzen, da wich der häusliche Frieden, und als Kuppel bei der Weigerung seines Weibes geradehin erklärte, daß er ein Recht auf jenen Schatz habe, weil er der Sohn jenes Kuppels sei, welcher den Erzbischof Burckhard mit bewacht habe, da schauderte Magdalene zusammen und schloß sich, wenn Jonas des Nachts in den Straßen der Stadt umher wanderte und auf dem Markte ein Licht suchte, traurig in ihr Kämmerlein und betete.

Eines Nachts hörten die Schaarwächter, als sie aus der Schwertfegerstraße herkamen und hinter dem alten Fleischscharren herumgingen, um sich auf dem alten Markte mit ihren Kameraden zu vereinigen, das dumpfe Grunzen eines Schweines, ohne jedoch ein solches zu entdecken. Viele Nächte hindurch wurde dieses Grunzen von den Wächtern sowohl, als von vielen andern Personen gehört. Auch Jonas Kuppel hatte die furchtbaren Töne eines Schweines vernommen und dabei beobachtet, daß dasselbe auf einer Stelle am Kak aufhöre und in ein Geräusch übergehe, welches wie das Wühlen eines Schweines mit der Schnauze klinge. Ohne seiner Hausfrau die Ursache und sein

Vorhaben zu eröffnen, wußte er sie zu überreden, eines Nachts mit ihm auszugehen und gerade um die Stunde der Mitternacht auf dem Markte zu sein. Er hatte sich schon vorher Spaten und Hacke an der Mauer des Kaks in Bereitschaft gelegt und war jetzt, von Geldgier gestachelt, fest entschlossen, den Schatz um jeden Preis zu heben. Sein Vorhaben schien einen günstigen Ausgang zu haben, denn er sah, als er, sein Weib am Arme, sich dem Kak nahete, wirklich ein hohes Licht brennen und freute sich, in dem Flackern der Flammen die Stelle zu erkennen, wo er zu graben habe. Mit Widerstreben ließ sich Magdalene näher ziehen und schien durch ihr Stillschweigen dem geldgierigen Verlangen ihres Mannes nachzugeben. Dieser ergriff Hacke und Spaten und machte sich, nachdem er seinem Weibe geboten hatte, in der Nähe aufzupassen, rüstig an das Werk Er mochte kaum einige Stiche in den harten Boden gethan haben, als er neben sich deutlich ein Grunzen hörte und nun beim Schein der leuchtenden Flamme, an seiner Seite ein gewaltiges Schwein sahe, welches mit der Schnauze ein Loch wühlte und Erde und Gestein in solcher Menge auswarf, daß er die Augen von dem Ungethüm abwenden mußte. Magdalene vermochte nicht, diesem Treiben, worin sie das Werk des Bösen erkannte, länger zuzuschauen; von entsetzlicher Furcht und Angst ergriffen, nahm sie die Flucht und rief, mit dem Gesicht nach ihrem Manne gewendet: „Herr Jesus!

erbarme dich und schütze die Seele dieses Mannes!“ In demselben Augenblicke erlosch die leuchtende Flamme, und das Schwein rannte laut brüllend davon. Aber nun wandte Jonas, da er seinen Versuch zum Schatzgraben vereitelt sah, seinen Grimm gegen sein Weib; er lief ihr nach und erschlug sie mit den Spaten. Als beim Scheiden der Nacht die Männer der Schaarwache in die Gegend, welche vom alten Markt hinter den Fleischscharren herum nach der Schwertfegerstraße zu führt, kamen, hörten sie abermals das Grunzen eines Schweines und fanden auf einer Stelle der engen Straße einen Leichnam, welchen sie, da sie ihn an's Licht gebracht hatten, als den des Jonas Kuppel erkannten. Er war am Kopf und Bauche gräßlich verstümmelt und wie von den Zähnen eines wilden Thieres zerfleischt. Auch Magdalene wurde gefunden, zwar noch lebend, aber so schwach, daß sie kaum den Hergang der Ereignisse erzählen konnte. Sie starb noch am nämlichen Tage.

An der Stelle, wo man des Jonas Kuppel blutigen Leichnam gefunden hatte, waren lange Zeit Blutflecke zu sehen, die weder vom Regen noch durch menschliches Bemühen vertilgt werden konnten; auch hörten viele Bewohner jenes Gäßchens an derselben Stelle, um die Mitternachtsstunde, das furchtbare Grunzen eines Schweines, ohne jedoch ein solches zu sehen. Dieses Schwein soll sich nur an gewissen Tagen, in der Nacht sehen lassen und immer seinen Lauf vom

Markte aus nach jener engen Straße genommen haben; daher dieselbe auch den Namen der Saugasse erhielt. Auch in neuerer Zeit noch, jedoch nur in der Nacht des Frauentages, will man ein brennendes Licht an der Stelle gesehen haben, wo vormals neben dem Kak ein Schwein gewühlt haben soll. Noch steht gegenwärtig der Kak als ein warnendes Denkmal der strafenden Gerechtigkeit; der Name der Saugasse aber ist beim Umbau des Fleischscharren verschwunden und in unserer Zeit nicht mehr im Gebrauch.

Die Dummburg.

Im Halberstädtischen, an der Ostspitze des einst ununterbrochen mit dem Harz zusammenhängenden Hakelwaldes, liegen die Trümmer der Dummburg. — Angst ergreift den Wanderer und selbst den keckſten Jäger, wenn ihn in dieser Gegend die Nacht übereilt. Denn wenn die Sonne untergegangen ist und er den Boden der Burg betritt, so hört er in der Tiefe dumpfes Aechzen und Kettengeklirr. Und um Mitternacht sieht er im Mondschein die Geister der Ritter der Vorzeit, welche das Land umher einst beherrschten mit eisernem Scepter. In feierlichem Zuge steigen zwölf lange, weiße Gestalten aus den Felsentrümmern hervor, einen großen offnen Sarg tragend, den sie auf der Höhe hinsetzen und dann verschwinden. Auch bewegen sich oft die Schädel, die hier und dort umherliegen unter den Klippen.

Lange Zeit hauseten in der Dummburg Räuber, welche die vorbeiziehenden Reisenden und Kaufleute,

die sie auf der Landstraße von Leipzig nach Braunschweig erspäheten, erschlugen, und die Schätze der beraubten Kirchen und des umliegenden Landes zusammenhäuften und in unterirdischen Höhlen verwahrten. Tiefe Brunnen waren ausgefüllt mit Erschlagenen, und in dem schrecklichen Burgverließ des Raubnestes starben oft Unglückliche den langsamen Hungertod. Lange blieben die Schlupfwinkel der Räuber unentdeckt. Doch endlich traf sie die Rache der verbundenen Fürsten.

Die geraubten Schätze von Gold und Silber und Edelsteinen liegen noch jetzt aufgethürmt in den verschütteten Kellern und Gewölben der Dummburg. Doch nur selten ist es einem Wanderer vergönnt, die hineinführenden Pforten zu finden, wenn er auch hie und da verfallene Eingänge entdeckt. Geister in Mönchsgestalten, oder auch leibhafte Mönche steigen hier öfters hinab.

Einst sah ein armer Holzhauer, der hinter den Felsentrümmern eine Buche fällen wollte, einen Mönch langsam daher kommen durch den Forst, und verbarg sich hinter den Baum. Der Holzhauer schlich ihm nach und sah, daß der Mönch an einer kleinen Pforte stehen blieb, die noch keiner der Dorfbewohner entdeckt hatte. Der Mönch klopfte leise an und rief: »Thürlein, öffne dich!« — Und die Pforte sprang auf. »Thürlein, schließe dich!« hört' er rufen, und es schloß sich die Pforte. Am ganzen Leibe zitternd, bezeichnet der Holz-

hauer den gekrümmten Gang mit Zweigen und übereinander gelegten Steinen. —

Seit der Zeit konnte er nicht schlafen und nicht essen; so ängstigte ihn die Neugierde, zu wissen, was in dem Keller sei, zu dem die wunderbare Pforte führte. Den nächsten Sonnabend fastete er; mit Sonnenaufgang ging er am Sonntage, mit dem Rosenkranz in der Hand, hin zu den bezeichneten Klippen. Jetzt stand er vor der Pforte und klappte mit den Zähnen, denn immer glaubte er, einen Geist kommen zu sehen in Mönchsgestalt. Aber es erschien ihm kein Geist. Zitternd schlich er heran zur Pforte, lauschte lange und — hörte nichts. Endlich betete er in der Angst seines Herzens zu allen Heiligen und der Jungfrau, klopfte dann schnell, halb ohne Besinnung an die Pforte: »Thürlein, öffne dich!« sprach er mit schwacher, bebender Stimme. Die Pforte sprang auf, und er sah vor sich einen schmalen dämmernden Gang. Er wankte hinein, und der Gang verlor sich bald in ein geräumiges, ziemlich helles Gewölbe. »Thürlein, schließe dich!« sagte er, ohne es zu wollen. Da schloß sich hinter ihm die Pforte.

Nun ging er zitternd vorwärts und fand große offene Fässer und Säcke — angefüllt mit alten Thalern und feinen Gulden und schweren Goldstücken. Auch standen da mehrere Schmuckkästchen voll Juwelen und Perlen, kostbare Monstranzen und prächtige Heiligenbilder lagen und standen auf geschmückten

Tischen in den Ecken der Höhle. Der Holzhauer bekreuzte, segnete sich, wünschte tausend Meilen sich von dem bezauberten Ort und konnte doch der Begierde nicht widerstehen, etwas zu nehmen von den ungebrauchten Schätzen, um seine Frau und seine acht Kinder zu kleiden, die lange schon in Lumpen gingen.

Zitternd und mit zugedrückten Augen, streckte er seine Hand aus nach einem Sacke, der zunächst neben ihm stand und nahm einige Gulden heraus. Er faßte schnell nach seinem Kopfe und fand ihn noch fest sitzend an seiner Stelle. Schon weniger zitternd, und durch die Augenwimpern blinzend, nahm er einige Thaler, auch ein paar Hände voll von den kleinen glänzenden Blechmünzen, und wankte, sich bekreuzend, der Thür wieder zu.

»Komm wieder!« rief ihm eine dumpfe Stimme aus der Tiefe der Höhle zu. Kaum vermocht' er, da rings um ihn Alles im Kreise sich drehte, das »Thürlein, öffne dich!« zu stammeln. Da sprang die Pforte auf. Fröhlicher und lauter rief er: »Thürlein, schließe dich!« und es schloß sich die Thür.

»Er eilte nach Hause, so schnell ihn seine Füße tragen wollten, sagte aber nichts von den gefundenen Schätzen, ging dann in die Klosterkirche und opferte zwei Zehntheile von Allem, was er genommen hatte in der Höhle, für die Kirche und die Armen. Den folgenden Tag ging er zur Stadt und kaufte seiner Frau und seinen Kindern Kleidungsstücke, die sie sehr

bedurften. Er habe, sagte er, einen verwitterten alten Thaler und ein paar Gulden unter den Wurzeln der alten Buche gefunden, die er fällte.

Den folgenden Tag ging er mit festerem Schritte hin zur Pforte in den Klippen, machte es, wie das erste Mal und füllte mehr, doch mäßig bescheiden, seine Taschen. — »Komm wieder!« rief ihm eine dumpfe Stimme nach. Und er kam den dritten Sonntag wieder und füllte seine Taschen wie vorher.

Jetzt war er in seinen Augen ein reicher Mann Aber was sollte er machen mit seinem Reichthum? Er gab der Kirche und den Armen zwei Zehntheile von Allem, was er hatte, und das Andere wollte er in seinem Keller vergraben, um von Zeit zu Zeit, nach dem Bedürfniß seines Hauses, etwas zu holen, doch konnte er der Begierde nicht widerstehen, sein Geld vorher zu messen, denn Geld zählen hatte er nimmer gelernt.

Er ging zu seinem Nachbar, einem reichen, reichen Mann, der aber bei seinem Reichthum hungerte und mit Korn wucherte, den Arbeitern den Lohn entzog, Witwen und Waisen das Ihrige abdrang, auf Pfänder lieh und keine Kinder hatte. Von diesem borgte er eine Metze, maaß sein Geld, vergrub es und trug die Metze zurück.

Aber die Metze hatte große Spalten, durch welche der Kornwucherer bei'm Verkauf an arme Handarbeiter durch Schütteln und Schlagen immer einige Körner

wieder auf seinen Haufen fallen ließ. In einer dieser Spalten waren einige kleine Blechmünzen zurück geblieben, die der Holzhauer beim Ausschütteln des Geldes nicht bemerkte. Aber den Falkenaugen des Nachbars entgingen sie nicht. Er suchte den Holzhauer im Walde auf und fragte ihn, was er gemessen habe mit der Metze? »Holzsaamen, Hamsterkorn und dergleichen,« antwortete dieser zitternd. Aber mit Kopfschütteln zeigte ihm der Wucherer die Blechmünzen, drohete ihn mit den Gerichten und der Folter, und dann versprach er ihm wieder Alles, was er sich nur wünschen konnte. Und so preßte er ihm nach und nach das geahndete Geheimniß ab und lernte von ihm die furchtbaren Worte.

Die ganze Woche hindurch machte nun der reiche Wucherer Entwürfe, wie er mit einem Male alle Schätze herausschaffe aus der Höhle, und auch die, welche in Nebenhöhlen noch etwa verborgen sein könnten und unter der Erde vergraben sein dürften. Hätte er alles dieß Geld wohl herbeigeschafft, dann berechnete er schon zum Voraus, wie er nach und nach einen Morgen Acker nach dem andern, eine Hufe nach der andern seinem Nachbar billig abkaufen, oder abklagen und abschwören wollte. So dachte er, Herr von dem ganzen Dorfe und vielleicht von mehreren benachbarten Dörfern zu werden, sich dann vom Kaiser adeln zu lassen und als Raubritter die ganze Gegend sich steuerbar zu machen.

Dem Holzhauer gefiel es nicht, daß sein böser Nachbar zur Burg gehen wollte. Er bat ihn, abzustehen von seinem Vorhaben, stellte ihm die Gefahr vor, erzählte hundert Beispiele von unglücklich gewordenen Schatzgräbern. Aber, wer hält einen Geizhals von einem offnen Sack voll Goldstücke zurück?

Durch Drohungen und Bitten wurde der Holzhauer endlich beredet, ein Mal nur noch mitzugehen zur Pforte; er sollte die Säcke, die der Wucherer alle selbst herausschleppen wollte, nur in Empfang nehmen und im Gebüsch verstecken. Dafür sollte er die Hälfte haben von Allem und die Kirche den Zehnten; auch sollten alle Arme des Dorfes neu gekleidet werden. So sprach der Geizige. In seinem Herzen aber hatte er beschlossen, den Holzhauer, wenn er seiner Hilfe nicht bedürfe, in den Brunnen auf der Burg hinunter zu stürzen, den Armen nichts und der Kirche einige Blechmünzen zu geben, wozu er im Geist schon die leichtesten aussuchte.

Den nächsten Sonntag ging der Geizige, noch vor Aufgang der Sonne, mit dem Holzhauer in die Klippen der Dummburg. Auf seinen Schultern trug er einen Dreischeffelsack, in welchem zwanzig etwas kleinere steckten, und einen Spaten und eine große Hacke. Der Holzhauer warnte ihn noch einmal ernstlich vor Habsucht; aber vergebens! empfahl ihm das Gebet zu den Heiligen, aber umsonst! In sich fluchend und zähneknirschend, ging der Geizhals vor sich hin.

Nun kamen sie zu der Pforte. Der Holzhauer, dem nicht wohl ward bei der Sache, den aber die Furcht vor der Folter zurückhielt, blieb in einiger Entfernung stehen, um die Säcke in Empfang zu nehmen.

»Thürlein, öffne dich!« rief hastig und voll Gier zitternd der Kornwucherer. Da öffnete sich die Pforte, und er ging hinein. »Thürlein, schließe dich!« Die Pforte schloß sich hinter ihm.

Kaum war er in dem Gewölbe und sah alle die Fässer, Säcke und Kasten voll Gold und Edel-Steinen, Perlen und blinkendem Gelde. so verschlang er Alles mit den Augen und riß mit bebender Hand die zwanzig Säcke aus dem großen Sack heraus und wollte sie hastig füllen. Da kam aus der Tiefe der Höhle, langsamen Schrittes, ein großer schwarzer Hund mit feurigen funkelnden Augen, und legte sich wechselnd auf jeden gefüllten Sack und auf alle das Geld. »Fort mit dir, du Geizhals!« so grinzte der große schwarze Hund ihn an. Bebend fiel er zur Erde und kroch auf Händen und Füßen der Thüre zu. Aber in der Angst seines Herzens vergaß er das: »Thürlein, öffne dich!« und die Pforte blieb verschlossen.

Lange harrte sein Holzhauer mit pochendem Herzen. Endlich nahete er sich der Thür. Da schien's ihm, als hörte er ein Aechzen und Winseln und ein dumpfes Hundegeheul — und dann war plötzlich wieder Alles still. Jetzt hörte er das Läuten zur Messe

im Kloster. Er betete seinen Rosenkranz; da pochte er leise an die Pforte. »Thürlein, öffne dich!« Es öffnete sich die Pforte; aber — o Jammer! Da lag der blutende Körper seines bösen Nachbars ausgestreckt auf seinen Säcken, und die Fässer und Kasten voll Gold und Silber, Diamanten und Perlen, sanken vor seinen Augen immer tiefer und tiefer in die Erde.

Die Ahnfrau auf den Ruinen der alten Burg zu Randau.

Das alte, liebe Randau, nur eine Meile von der Stadt entfernt, auf einer Elbinsel gelegen; wer kennt es nicht? Und doch ist so Vieles von ihm, selbst die Ableitung seines Namens in ein Dunkel gehüllt, das wohl nie erleuchtet werden kann! Ob es von der adligen Familie von Randau, oder von den beiden Wörtern Rand und Aue seine Benennung erhalten, bleibt um deßwillen im Dunkel, weil eine Spur, daß jemals eine Familie von Randau im Besitz desselben gewesen, nirgends aufzufinden und die Vermuthung,

daß ihm seine Lage den Namen verliehen haben möge, um deßwillen unwahrscheinlich ist, weil es gar viele Orte giebt, die am Rande eines Waldes, eines Berges oder Flusses und in einem fruchtbaren Thale, Aue genannt, liegen, und die dann mit demselben Rechte „Randau" genannt werden könnten. Geschichtlich wahr ist, daß Randau früher ein großer Flecken gewesen ist. Im Jahre 1297 belagerten die Magdeburger die Burg zu Randau, eroberten und zerstörten sie von Grund aus. Im dreißigjährigen Kriege wurde auch der jetzige adlige Rittersitz zerstört; die zerstörte alte Burg hat aber, wie Jeder weiß, auf einer ganz andern Stelle gestanden, als das jetzige Rittergut; von der alten vorzeitlichen Burg sind noch heute Spuren ihrer Trümmer sichtbar, auf welchen sich um die Mitternachtsstunde gewisser Tage im Jahre eine weiße Frauengestalt sehen lassen soll. Die Herren von Alvensleben sind am längsten im Besitz von Randau gewesen und besitzen es noch gegenwärtig. Die zu erzählende Sage hat mit dem jetzigen Rittergute nichts zu schaffen, sondern handelt überall nur von der alten, im gedachten Jahre zerstörten Burg. Also Randau ist der Schauplatz, auf welchem sich die Geister der alten Zeit, in sichtbare Formen gebracht, bewegen sollen!

An des verstorbenen Erzbischofs Erich Stelle war im Jahr 1286 unter dem Namen Burkhard II., der beim Domkapitel als Kämmerer fungirende Graf von Blankenburg gewählt worden. Ward er we-

gen seines züchtig frommen Wandels, wegen seines leutseligen und besonders höchst uneigennützigen Benehmens von den Magdeburgern allgemein verehrt und geliebt, so wurde er nun um so mehr von den stolzen Vasallen und Land-Adeligen im Erzstift gehaßt, da er viele von deren Forderungen, welche größtentheils auf Schmälerung der, der Stadt Magdeburg schon früher verliehenen Rechte und Privilegien, sowie überhaupt auf Niederbeugung des blühenden Wohlstandes und Reichthums der Bürger hinausliefen, gerade hier verwarf und dieselben eben so laut als frei und offen für ungerecht erklärte. Dies konnten ihm die an ihrer Ehre gekränkten Ritter und Grafen um so weniger vergeben, als er aus gleichem Stande mit ihnen zu einer hohen Würde gelangt war, in welcher er sich mit Recht über sie erhaben fühlte. Da Burkhard die vielfältigen Aeußerungen ihres Unwillens als ohnmächtige Bewegungen ihrer Schwäche verachtete, so verschwuren sich diese Adeligen förmlich gegen ihn und beschlossen, ihn, des Nachts von der Elbe her, in dem erzbischöflichen Palaste gefangen zu nehmen. Zwar vereitelten die wachsamen Bürger Magdeburgs dieses Unternehmen und retteten ihren allgeliebten Erzbischof von der ihm drohenden Gefahr, doch hatten sie dafür von den rachesüchtigen Rittern, die mit ihren kampfgeübten Reisigen eine gefüchtete Macht bildeten, stets unangenehme Angriffe zu erdulden. Bald schnitten sie ihnen die Zufuhr von Lebensmitteln ab, bald raub-

ten sie Jungfrauen und steigerten dadurch den Ingrimm der Magdeburger zu einer solchen Höhe, daß diese endlich der Sache ein Ende zu machen und die feste Burg Randau, in welcher die Richter ihre Berathungen hielten und die geraubten Gegenstände verwahrten, sich auch stets zu neuen Unternehmungen versammelten, zu zerstören beschlossen.

Es war in der Nacht eines rauhen Octobertages **1297**, als der Schultheiß, Thiele Weske, der sich schon seit **1293** vom einfachen Bürger und Kürschner-Meister zum Mitgliede des Magistrats aufgeschwungen und den Innungen und Zünften ein großes Uebergewicht im Stadtregiment verschafft hatte, an der Spitze einer auserlesenen Schaar Magdeburger vor der Burg Randau lag, die schon viele Wochen lang den wiederholten Angriffen muthig getrotzt hatte. Die Geduld der Belagerer, welche an den festen Werken und Mauern der Burg einen nicht zu bewältigenden Feind fanden, war gewichen und jeder einzelne Bürger sehnte sich nach den Fleischtöpfen seines heimathlichen Heerdes, als daß er länger bei Wind und Wetter, Regen und Schneegestöber unter freiem Himmel vor dem kleinen Neste so muthiger Vertheidiger zubringen mochte, zumal man erkundschaftet hatte, daß die Burg reichlich mit Lebensmitteln versehen sei, um wenigstens ein Jahr lang vor Lebensmitteln gesichert zu sein. Nur Weske war der starre Eisenkopf, der mit nimmer rastender Thätigkeit die Belagerung fortsetzen

und, wie er mit einem Schwure bekräftigte, als Sieger oder Eroberer der kleinen Veste, oder nie nach Magdeburg zurückkehren wollte. Er hatte schon einigemal beobachtet, daß in dem westlichen Flügel des Schlosses aus einem hohen Bogenfenster eine stattliche Dame herabschaute, die ihn, wenn er die Angriffssäulen ordnete oder die Wachen visitirte, stets mit besonderer Aufmerksamkeit betrachtete. Die Dame war jung und von blendender Schönheit. Weske führte nur mit Männern Krieg. Er grüßte die reizende Unbekannte mit ritterlichem Anstande und erfreuete sich dann immer eines freundlichen Gegengrußes; ja nach und nach entspann sich eine Art von stiller gegenseitiger Unterhaltung, die ihm Vergnügen machte, denn ihr dunkles Auge wandte sich nur dann erschrocken von ihm ab, wenn ein feindlicher Bolzen oder eine Feuerbüchse ihm Gefahr droh'te, die gar nicht selten gegen den kühnen Anführer der Belagerer gerichtet wurden. Die erwähnte Octobernacht war so stürmisch als finster, der Wind bog die an der Mauer aufgewachsenen Fliedersträuche tief zur Erde herab und ein mit List und besonnener Ueberraschung gewagtes Unternehmen konnte wohl eben so glücklich gelingen, als ungesehen von den Belagerten vereitelt werden. Weske hatte nur erst die Wachen untersucht und stand jenem Bogenfenster gegenüber, als ihn plötzlich ein ungewöhnlicher Schein blendete und den kleinen Kreis, auf welchem er stand, so hell erleuchtete, daß er wie vom lichten Tagesglanze der

hohen Mittagssonne überströmt schien. Die Dame in dem ebenfalls hell erleuchteten Zimmer sahe durch das geöffnete Bogenfenster und schien den stolzen Krieger mit innigem Wohlgefallen zu betrachten. Der Bürger-Oberst und Stadtschultheiß Weske war aber auch, trotz seiner vierzig Jahre, ein schöner, in dem glänzenden Krigerschmucke ein den Damen gefährlicher Mann. Kräftig und doch äußerst schlank gebaut, strahlte sein Leib in einer hell polirten Stahlrüstung, und das ausdrucksvolle Gesicht zierte ein starker, krauser Knebelbart. Ein sonderbares Gefühl durchzuckte ihn, als er sich auf einmal so hell umleuchtet sah, denn wenn er auch fürchtete, daß dies geschehe, um ihn, den auf der Fortsetzung der Belagerung so fest beharrenden Führer nur desto sicherer mit einem Geschoß aus der Burg zu treffen und aus dem Wege zu räumen, so war er doch zu stolz, als daß er einige Furcht hätte äußern und aus dem magischen Zauberkreise heraustreten sollen. Mit solchen Betrachtungen, auch wohl mit dem seiner Eitelkeit schmeichelnden Wahne beschäftiget, daß die schöne Unbekannte Gefallen an ihm finde und ihn deßhalb so beleuchte, sah er auf einmal das Fenster öffnen und einen Pfeil auf sich zuschwirrend vor seinen Füßen niederfallen. Der Pfeil war mit einem weißen Streifen umwunden. Als Weske den Pfeil aufgenommen hatte, verschwand die ihn erhellende Umleuchtung. Daß hier Verrätherei lausche, war ihm klar, und doch schien es nicht so, wenn er

erwog, daß der Pfeil absichtlich, nicht um ihn zu treffen, sondern um ihn aufmerksam zu machen, vor seine Füße geschleudert sei. An einem fernen Wachtfeuer besah er den Pfeil und fand daran einen Papierstreifen, auf welchem die Worte standen: So Ihr Muth habt, eine unglückliche Gefangene zu befreien, gebt ein Zeichen dadurch, daß Ihr Feuer schlaget. Ich werde Euch eine Strickleiter zuwerfen. Ein reicher Lohn wird Euch, wenn das Unternehmen gelingt, werden. Nur Euch mochte vertrauen

Adelheid, Gräfin von Barby.

Das war ein allgemeiner Fingerzeig für den kühnen Führer des Belagerungsheeres, die Burg mit List in seine Gewalt zu bekommen, denn die Strickleiter, an welcher sich wahrscheinlich die Dame herablassen wollte, konnte eben so gut von ihm und seinen Kriegern benutzt werden, um die Burg zu ersteigen und die sich keines Ueberfalls versehenden Vertheidiger im Schlafe, sowie in der ersten Bestürzung zu morden. Rasch theilte er das Ereigniß nebst seinem Plane den in aller Eile versammelten Hauptleuten mit, ordnete eben so rasch die Vorbereitungen zum Angriff und gab durch Feuerschlagen das verabredete Zeichen.

Es war gewiß unritterlich und schändlich, statt die ihm vertrauende, unglückliche Gräfin zu retten, sich der herabgelassenen Strickleiter zur Ueberrumpelung der Burg zu bedienen; allein dem Belagerer darf wohl,

um den Hauptzweck seines Vorhabens zu erreichen, nicht zu verdenken sein, wenn er diesem Zwecke — der nur allein zu Ehre, Ruhm und Glück führt — Alles opfert!

Er empfahl die Rettung und sichere Aufbewahrung der schönen Gräfin von Barby, wenn sie auf der Strickleiter herab und er mit seiner auserlesenen Schaar hinaufgestiegen sein würde, seinem Freunde, dem Hauptmann und Tuchmacher-Meister Wild und schritt entschlossen zur Ausführung seines Vorhabens. Kaum war er in den vom Wasser entleerten Wall hinabgestiegen, so schlug er mit Stein und Stahl Feuer und augenblicklich rollte die Strickleiter aus dem Fenster herab; Weske erwartete, die Gräfin würde sogleich auf der Leiter erscheinen, da dies aber nicht geschah und er seine Begierde, die Burg zu erobern, nicht länger zügeln konnte, so stieg er rasch auf der Strickleiter empor und zweifelte nicht, daß ihm seine Kameraden eben so schnell folgen würden. Aber der Feind hatte die verrätherischen Bewegungen erspähet, denn Weske hörte, als er eben an das Fenster gelangt war, daß seine Leute vom Feinde überfallen und in ein mörderisches Handgemenge verwickelt wurden, er mußte daher, wenn er nicht wieder herabsteigen und von den Lanzen der Feinde aufgespießt werden wollte, eilig zum Fenster einsteigen und die Leiter nach sich ziehen. Beides gelang dem in solchen Unternehmungen schon geübten Manne mit bewundernswürdigem Glück, aber

das Zimmer, in das er gelangte, war leer, und beim Schimmer einer brennenden Kerze konnte er auch keinen Gegenstand entdecken, hinter welchem er sich, wenn man, wie er nicht zweifelte, kommen würde, um ihn zu tödten oder gefangen zu nehmen, hätte verbergen können. Indem er aber überlegte, was zu thun sei, um sich aus der ihm gelegten Schlinge zu ziehen, vernahm er vor dem Zimmer, dessen Thür nur angelehnt war, ein starkes Geräusch, wie von nahenden Personen, und hörte zugleich die Stimme eines Weibes sprechen. Er konnte nur die Worte verstehen: überzeugt Euch, Herr Ritter! daß ich allein bin und stört dann nicht ferner die nächtliche Ruhe einer Unglücklichen, die nur in den kurzen Pausen des lauten Waffengeklirrs die zur Fristung des ihr gegönnten armseligen Lebens nöthige Erhaltung findet!"

Dabei waren die Personen, an deren starken Tritten jetzt Weske vernahm, daß es größtentheils Männer waren, dem Zimmer näher gekommen, und er hatte schon das kurze Schwert gezogen, um lieber im ungleichen Kampfe unterzugehen, als sich einer schmachvollen Gefangenschaft preiß zu geben, als sich neben ihm im Getäfel der Wand eine von ihm unbemerkte Thür öffnete und eine in ein rein weißes Gewand gekleidete Matrone ihn mit einem kräftigen Ruck am Arme in ein Gemach zog, das nur sparsam von einer Lampe erhellt wurde. Die Matrone schlug die Thür wieder zu und sagte, dem erstaunten Weske, mit ihrem

äußerst bleichen Gesicht und tief in den Höhlen einliegenden Augen näher tretend: „Steckt Euer Schwert ein, Herr Schultheiß! Ihr seid hier sicher! Eher werden Eure Feinde unter den Streichen der Magdeburger verbluten, als man Euch ein Haar krümmen wird. Verhaltet Euch aber, was Ihr auch hören möget, ruhig, dann werdet Ihr als Sieger der stolzen Burg in Eurer Vaterstadt einziehen! Vor allem seid auf Eurer Huth, wenn Euch die Frauenliebe nah't, denn Ihr seid zu Höherem berufen und werdet, wenn Ihr schwach werden solltet, mit dem geliebten Gegenstande unter den rauchenden Trümmern der besiegten Feste untergehen!"

In dem Zimmer, welches der Held verlassen hatte, wurde es laut, Sporen- und Schwertergeklirr ertönte durch die Stille der Nacht und ein emsiges Hin- und Herlaufen ließ vermuthen, daß man das Zimmer der schönen Gräfin durchsuche. Weske hatte sein Ohr an die leichte Wand gelegt und erstaunte jetzt aufs neue, als er sich nach der Matrone, welche er nach der Ursache der Gefangenschaft der Gräfin fragen wollte, umsahe und diese nirgend mehr erblickte. Das matt glimmende Lämpchen ließ ihn das kleine Behältniß übersehen; aber er konnte keinen zweiten Ausgang entdecken, und doch war die bleiche Dame nicht durch dieselbe Thür entkommen, durch welche sie mit ihm ausdem Zimmer der Gräfin eingetreten war. Lange mußte der wie ein stolzer Löwe im engen Käfig gesperrte Anführer der Magdeburger aushalten, ehe er

es wagte, seine Anwesenheit durch irgend einem Laut zu verrathen, nicht weil er die Warnung der Matrone fürchtete, sondern weil es lange währte, ehe es im Zimmer der Gräfin und überhaupt im Schlosse still ward. Er hatte sich auf die mit einem prächtigen Teppich belegte Diele gesetzt und war enschlummert, denn wohl mehrere Nächte hindurch hatte er nicht geschlafen und die Natur forderte gebieterisch ihre Rechte. Ein lautes, gewaltiges Getöse, das rund um die Burg herum sich vernehmen ließ, weckte ihn aus dem süßen Schlummer. Die kleine Lampe war erloschen und nur aus einer hoch an der Decke des kleinen Kabinets befindlichen Oeffnung drang der Schein des Tages herein und beleuchtete matt seinen engen Aufenthalt. Immer lauter und lauter wurde das Getöse von außen, und Weske schloß nicht ohne Grund, daß die braven Magdeburger die Burg stürmten. Dies war zu viel für den Helden, der seines Schwures eingedenk thatenlos in dem engen Käfig saß, dessen leichte Wände er mit einem Fußtritt sprengen zu können meinte. Er raffte sich auf, riß die kleine Tapetenthür auf und stürzte in das Zimmer der schönen Gräfin von Barby, die ja eigentlich die Ursache seiner sonderbaren Gefangenschaft war. Adelheid saß mit dem Rücken gegen die Wandthür gewendet, aus welcher er heraustrat, vor einem Tische, auf welchem ein Krucifix stand, und betete ;das lange Haar hing in losen Flechten über den schönen Nacken und ein großer Spiegel,

ihrem Sitze gegenüber, zeigte dem Eintretenden das wunderliebliche Gesicht der reizenden Jungfrau. Beide waren gleich erschrocken und befangen, und wenn nicht das anhaltende Getöse der die Burg anfallenden Magdeburger und der mit Löwenmuth kämpfenden Ritter die Aufmerksamkeit nach dem Fenster gezogen und alle Sinne auf den einen großen Moment der Entscheidung eines verzweiflungsvollen Kampfes gerichtet hätte, gewiß Weske würde sich nicht haben enthalten können, einer Empfindung des Herzens, die ihn mit Allgewalt ergriff, Worte zu geben Zu zärtlichen Erklärungen oder Gefühlsäußerungen war der Augenblick zu groß und ernst. Der Schultheiß faßte sich zuerst und redete die in großer Angst zagende Dame an: „Ich setze voraus, holdes Fräulein! daß Ihr von meinem Aufenthalte in diesem Seitenkabinet unterrichtet seid und meine Stellung als Feind dieser Burg kennt, da Ihr mich, der ich Euch doch fremd war, vertrauungsvoll zum Retter erkohret. Bald werden meine tapferen Magdeburger im Besitz dieser Feste sein; sagt daher, was ich, wenn sie Euch als eine Gefangene fortschleppen werden, für Euch thun soll! Bin ich auch kein Graf oder Ritter und nur ein schlichter Bürger, so werd' ich doch eher mein Leben lassen, als zugeben, daß Euch etwas Uebels geschehe!"

Die Gräfin war eben im Begriff zu antworten, als das Getöse und Geschei der Kämpfenden vor der Burg so laut und furchtbar wurde, daß Keins das

Andere verstehen konnte. Sie nah'te sich dem Fenster und sagte, die Hände im entsetzlichsten Schmerze ringend: „Da, schauet her, Herr Schultheiß! die Euren fliehen! — Es war nicht mein Wunsch, daß Ihr die Leiter ersteigen solltet, darum muß ich Euch bitten, Euch schnell wieder zu verbergen, indem wir Beide verloren wären, wenn man Euch hier finden würde!" Indem sie noch redete, naheten sich mehrere Personen dem Zimmer der Gräfin, und Weske, der in sein Versteck zurückgekehrt war, vernahm, an der Thür horchend, daß es dießmal nur Frauen waren, die, wie es schien, ihrer Gebieterin oder Gefangenen Speise brachten. Auch Weske wurde von Hunger und Durst gepeinigt, daher er sich, um diese physischen Leiden zu bekämpfen, wieder auf den weichen Teppich legte und wirklich dem mitleidigen Schlafgott in die Arme sank. —

„Lebt Ihr noch, Herr Schultheiß?" hörte er sich im Schlummer angeredet; — „kommt in mein Zimmer und labt Euch an dem Wenigen, was ich Euch vorsetzen kann, denn Ihr habt einem vollen Tag geschlafen und werdet hungrig und durstig sein!"

Weske fühlte allerdings ein kaum noch zu bekämpfendes Bedürfniß, Speise und Trank zu sich zu nehmen und folgte der Gräfin. Es war in und um die Burg ruhig und still, nur Adelheid erzählte, während er ohne Umstände zulangte, daß die Magdeburger auf der Flucht, die Ritter aber von der

Verfolgung derselben noch nicht zurückgekehrt wären, und daß sie einige Stunden lang ungestört sein werde, da sie den sie bedienenden Frauen gesagt habe, sie wolle sich einige Zeit lang der Ruhe überlassen, indem sie in der That mehrere Nächte hindurch nicht geschlafen habe.

In Momenten großer Gefahr werden die in der Gesellschaft sonst üblichen Höflichkeitsformen und oft zu ängstlichen Rücksichten zwischen Personen verschiedenen Geschlechts leicht übergangen, der Mensch steht dem Menschen als Bruder oder Schwester gegenüber, und eine Stunde reicht hin, um ein inniges Verhältniß mit dem zarten Bande der Freundschaft oder Liebe zu kämpfen, wozu in den Tagen der Ruhe, Monden und Jahre erfordert werden. — Weske schloß mit der reizenden Gräfin Adelheid in der kurzen Zeit seines heimlichen Aufenthalts bei ihr ein so innig zartes Bündniß, daß Beide alle hemmenden Schranken des Standesunterschiedes überstiegen, sich alle ihre Geheimnisse des Herzens ohne Rückhalt offen mittheilten und der Göttin der Liebe einen Tempel bauten, den keine Macht der Erde niederreißen sollte. Als der Schultheiß die Jungfrau nach der Matrone fragte, die ihn in das verborgene Seitenkabinet geführt hatte und dann auf eine ihm noch räthselhafte Weise verschwunden war, erschrak sie und zögerte, ihm eine befriedigende Antwort zu geben; da schlang der schöne Krieger zum erstenmal seinen Arm um den

zarten Leib der reizenden Gräfin und diese, seinem schmeichelnden Kusse nicht wehrend, öffnete schon die Lippen, um seine Neugier zu befriedigen, da schritt — es dämmerte bereits der nahende Abend — aus jenem Seitenkabinet die unserm Helden als Retterin erschienene Matrone und droh'te dem sich in sehnsüchtiger Liebe umschlingenden Paare mit dem Zeigefinger der rechten Hand, worauf sie schweigend das Zimmer verließ. Adelheid fuhr erschrocken empor, schob den Schultheiß sanft von sich und seufzte: „Jesus Maria! die Ahnfrau." — Was ist's, — frug Weske — mit dieser Erscheinung? — Adelheid erzählte ihm nun, daß die Ahnfrau der Burg Randau nur Denen erscheine, welchen ein großes, unabwendbares Unglück bevorstehe. — Jetzt gedachte der liebebeglückte Bürger-Anführer der von Jener erhaltenen Warnung: Er werde, wenn er schwach werden solle, mit dem geliebten Gegenstande unter den rauchenden Trümmern der besiegten Veste untergehen."

Einen Augenblick lang faßten ihn Furcht und Entsetzen, aber bald richtete ihn der Gedanke, daß die Burg erobert und die Schaar seiner Magdeburger als Sieger einziehen werde, wieder auf und belebte in seiner großen Seele den noch nie gebrochenen Muth.

„Glaubt nicht — sagte er, die Gräfin tröstend — an das Ammenmärchen von einer das Schicksal bestimmenden Erscheinung, in welcher Ihr die Ahnfrau

erkennen wollet! Ich mag nicht in Euch dringen, mir zu offenbaren, wer die räthselhafte Matrone sei, die mich in ihren Schutz genommen und soeben dieses Zimmer verlassen hat, aber gewiß ist, daß Ihr so gut einer Täuschung preiß gegeben seid, wie ich es bin! Laßt uns die uns gegönnte Zeit der Ruhe zu der Ueberlegung benutzen, wie wir mit Hülfe der Strickleiter entkommen mögen; dann vertraut Euch meiner Sorge und seid gewiß, daß ich den Tod tausendfältig leiden, als zugeben will, daß Euch das geringste Leid geschehe!"

Unter diesen und ähnlichen Gesprächen, unter dem süßen Gekose der Alles wagenden, Alles duldenden und zu großen Entschlüssen begeisternden Liebe, flogen die kurzen Stunden des traulich schönen Abends dahin, wie unsichtbare Nebelgestalten, und ließen in den Herzen der Lieben einen Zauber zurück, der sie mit Muth und Kraft zu den schwierigsten Unternehmungen ausrüstete. Es ward beschlossen, daß in der grauenvollen Mitternachtsstunde mit Hülfe der Strickleiter die Flucht versucht werden sollte, welche schon um deßwillen ein sicheres Gelingen versprach, weil die Magdeburger die Belagerung der Burg, wie es schien, aufgehoben und die Vertheidiger derselben die bekannte Gewohnheit hatten, sich jedesmal nach einem glücklich abgeschlagenen Sturme der lang entbehrten Ruhe zu überlassen. Es mochte 11 Uhr Nachts sein, als Weßke, der sich in das ihm zum Versteck dienende Seitenkabinet zu-

rückgezogen hatte, das mit Adelheid verabredete Zeichen erwartete, daß sie der lästigen Aufsicht der sie bedienenden Frauen ledig und zur Flucht bereit sei; da glaubte er aus der Ferne herüberhallendes dumpfes Getöse zu hören und zweifelte nicht, daß die braven Magdeburger heranziehen würden, um die nur schwach bewachte Burg zu überfallen. In diesem Augenblicke gab ihm Adelheid das bekannte Zeichen, und sich dem Schutze des Himmels und der Heiligen vertrauend, ward von dem sich liebenden Paare die gefahrvolle Reise auf der Strickleiter angetreten. Sie ging insoweit glücklich von statten, als Beide auf einer an der Burgmauer befindlichen Erhöhung, neben welcher sich ein starker Strebepfeiler befand, ungefährdet anlangten; allein mit Schrecken nahmen sie wahr, daß der nahe Wallgraben mit Wasser angefüllt und daß derselbe zu tief war, um ihn ohne Gefahr durchwaten zu können. Weßke besann sich nicht lange, als ein eben so kühner als vortrefflicher Schwimmer lud er die süße Last auf den Rücken und erreichte glücklich das jenseitige Ufer. Doch kaum aus der feindlichen Burg entronnen, wär' er beinahe das Opfer der Seinigen geworden, denn die Magdeburger, welche um die Veste herum auf der Lauer lagen, drangen jetzt von allen Seiten auf ihn ein und würden ihn, wenn sie nicht bei der anbefohlenen Stille, welche sie beobachten mußten, seine Stimme erkannt hätten, ohnfehlbar getödtet haben. Hoch erfreut ihren alten, geliebten

Führer wieder in ihrer Mitte zu haben, brachten sie ihn zum Hauptmann, mit welchem nun Weßke verabredete, mittelst der noch am Fenster der Burg befestigten Strickleiter dieselbe zu ersteigen und durch eine innere Wendung den Sturm von außen zu unterstützen. Seine theure Beute, die schöne Gräfin, sicheren Händen vertrauend, stellte er sich an die Spitze einiger Wagehälse, mit denen er die Burg erstieg, und stürmte, nachdem er an einigen Stellen Feuer angelegt hatte, mit Brandfackeln in der Hand, in die Gemächer der größtentheils im festen Schlafe liegenden Ritter. Wohl hatte Weßke im Innern der Burg eine leichte Arbeit, aber um so schwerer ward es ihm, aus den ihm unbekannten Räumen des festen Schlosses zu gelangen, da die Knappen und Lanzknechte vom Hofe aus ihren Herren zu Hülfe eilten und die kleine Schaar der Magdeburger in die rauchenden Säle und Zimmer zurücktrieben. Mitten in dem fürchterlichsten Handgemenge, von allen Seiten von Feinden umringt, würden die mit Löwenmuth kämpfenden Magdeburger dennoch haben unterliegen müssen, wenn sich nicht im Augenblick der höchsten Noth eine Erscheinung gezeigt hätte, welche den Muth der Randauer brach und den der Magdeburger zur Raserei steigerte. Die Ahnfrau stand unter den Kämpfenden, schritt zum Streite ermunternd vor Weßke her und führte ihn und die Seinen unverletzt durch den dicksten Haufen der Randauer. Auf dem Schloßhofe angelangt, öffnete sie mit eigener

Hand die starken Thore, und über herabrasselnden Zugbrücken stürmten die Magdeburger herein. Das ganze Schloß ward zerstört, unter den vielen Leichen der Erschlagenen aber fand man auch die des tapfern Weßke und der Gräfin Adelheid.

Der hungrige Wolf.

Eine Viertelstunde von der Berliner-Chaussee abwärts, eine Stunde von Burg und 1½ Meile von Magdeburg, liegt ein ohngefähr 15 bis 20 Morgen enthaltender Torfmoor, welcher sonst in Waldung bestand und mit der Biederitzer Forst in Verbindung stand. Vor mehreren Jahrhunderten hausten noch Wölfe und Bären und andere wilde Thiere in den nur sparsam von Wegen und Wandersteigen durchschnittenen urwaldlichen Gehegen. In einem sehr kalten Winter drangen die wilden Bestien bisweilen sogar in die nahen Dörfer und Flecken und hatten nicht selten, wenn sie in die wohl verwahrten Schaafställe nicht eindringen konnten, ein spielendes Kind oder eine schmucke Bauerdirne, welche eben aus dem Ziehbrun-

nen des Dorfes Wasser holte, mit den scharfen Zähnen gepackt und in den nahen Wald geschleppt. Es war wunderbar, daß man, so oft und vielfach man auch nach den Ueberresten der Unglücklichen suchte und nicht selten dem Raubthiere mit seiner Beute im Rachen auf den Fersen war, nie einen Leichnam, nie ein Gebein daran, auch kein Kleidungsstück, oder sonst eine Spur davon entdecken oder auffinden konnte. Fast immer nur war es ein eisgrauer, ungeheuer großer Wolf gewesen, welchen man mit solcher Verwegenheit den menschlichen Wohnungen sich hatte nahen und fast nie ohne einen lebenden Gegenstand davon laufen sehen. Die Jäger und die Bauern vereinigten sich endlich zu dem gemeinschaftlichen Entschlusse, dem gräulichen Ungethüm aufzulauern und dasselbe, es koste was es wolle, zu erlegen. Aber das Thier war bei seiner Raubsucht eben so vorsichtig als schlau; es kam, wenn sich eine Menge Schützen aufgestellt hatte, entweder gar nicht zum Vorschein, oder es überfiel unvermuthet und rückwärts einen im dichten Walde oder am Saume desselben postirten Mann und war, ohne daß es seine Gefährten wußten, schnell in den Wald zurückgekehrt. Die Gegend in und um den großen Wald wurde dadurch so allgemein gefürchtet und verrufen, daß es kein Reisender allein oder bei einbrechender Dämmerung wagte, den gefahrdrohenden Weg zurückzulegen. Ein junger Schäfer von Biederitz — Paul, war sein Name — hatte mit einer Dirne aus Külzau eine

Liebschaft, und des Sonntags Nachmittags, wenn er auf den nahen Triften die ihm anvertrauten Hammel weidete, pflegte ihn Margarethe, nachdem sie Kühe und Schweine gefüttert und sich bei ihrer Herrschaft beurlaubt hatte, dann und wann zu besuchen. Paul war blutarm und Margarethe sparte sich manchen Groschen ihres geringen Lohnes, wovon sie dem Geliebten bisweilen ein kleines Geschenk kaufte oder ihm auch wohl ein Stück Kuchen und reife Früchte mitbrachte, da er seinen eigenen Verdienst der armen Pflege-Mutter gab, bei welcher er lebte. Dann setzten sich Beide auf einen Feldrain oder unter einen schattigen Eichbaum am nahen Walde und plauderten ein Stündchen über die Zukunft, für die sie allerhand Pläne entwarfen, wie sie sich bald heirathen und wovon sie sorgenlos leben möchten, während der treue Hund des jungen Schäfers, der von seinem Vater ererbte Moor, ein schwarzer, zottiger Spitz mit rothen, feurigen Augen, die ausgebreitete Heerde umkreis'te und hauptsächlich die Waldseite im Auge hatte, von welcher aus schon so manches muntere Schäflein eine Beute der wilden Thiere geworden war. An einem solchen Sonntags-Nachmittag saß das liebende Paar ebenfalls unter einem dichtbelaubten Baume am Waldes-Rande und hatte die ruhig auf der Feldmark weidende Heerde vor sich, da schlug der wachsame Moor an und rannte auf einmal einem Wolfe nach, der sich der Heerde genähert und sich mitten in dieselbe

eingeschlichen hatte. Der arme Spitz war zu schwach, als daß er den starken Wolf hätte bewältigen oder nur von dem räuberischen Anfalle abhalten können. Dieser trug den Hammel in seinem Rachen davon und lief in ziemlicher Entfernung abwärts von dem Baume, unter welchem das Liebespaar saß, dem Walde in einer andern Richtung zu. Paul mußte den Werth des Hammels bezahlen, oder sich von seinem Lohne kürzen lassen, daher er — wie er schon oft mit günstigem Erfolg gethan hatte — dem Räuber mit seinem großen Stabe nacheilte und ihn, weil das Raubthier mit dem schweren Hammel nicht schnell laufen konnte, bald einholte. Er hatte kaum dem Wolfe mit dem langen Hirtenstabe einen Schlag versetzt, als derselbe seine noch unverletzte Beute fahren ließ und waldeinwärts floh. Der arme Hammel dürfte wohl geglaubt haben, daß es der erste und letzte Liebesdienst sei, den ihm sein Erbfeind dadurch erzeigte, daß er ihn ganz sanft an der Wolle gepackt forttrug, denn er war auch jetzt noch dergestalt erschrocken, daß er wie todt auf der Stelle, wo ihn der Wolf abgeworfen hatte, liegen blieb. Paul richtete ihn auf und sprach ihm zu, wie einem Freunde, dem er den beruhigenden Trost einreden wollte, daß der Feind auf der Flucht und er frisch und gesund und außer aller Gefahr sei; und wirklich schien das treue Thier die Zusprache seines Hüters zu verstehen, denn es sprang mit einem mächtigen Ruck empor und rannte

in kurzen, fröhlichen Sätzen unter die Heerde. Vor herzlicher Freude mußte Paul lachen und würde gewiß noch länger der Freude-Aeußerung des Hammels zugesehen haben, wenn nicht ein gellender Angstschrei seines geliebten Mädchens seine Aufmerksamkeit waldwärts gezogen hätte. Das Blut schien in seinen Adern stocken und ein gewaltiger Druck der Luft ihm das Herz erdrücken zu wollen, denn er sah mit seinen scharfen Augen, wie der hungrige Wolf die harmlos unter dem Baume sitzende Margarethe gepackt hatte und mit dem laut jammernden Mägdlein hinter dem finstern Dickicht verschwand. Zwar gewann der arme Schäfer sehr bald seine Fassung wieder und rannte in der größten Wuth und Verzweiflung dem Räuber nach, allein er gelangte zu spät in dem dichten, keine Fernsicht bietenden Forste an, als daß er hätte errathen mögen, wohin der Räuber die theure Beute geschleppt habe; er hörte keinen Laut ihrer Stimme mehr und konnte, zumal es bereits zu dunkeln anfing, auch keine Spur entdecken, die ihn hätte leiten können. Demohngeachtet ließ er mit der Durchsuchung des Waldes nicht eher ab, bis ihn die völlige Finsterniß zurücktrieb, wo ihn die Pflicht der Dienstbarkeit zu der ihm anvertrauten Heerde rief.

Mit zerrissenen Kleidern und alle Schrecken der höchsten Verzweiflung im Gesicht, gelangte er mit der Heerde in Biederitz an, wo er das unglückliche Ereigniß seinem Herrn erzählte und in Begleitung seines getreuen Hundes sich sofort wieder auf den Weg nach

dem Walde machte und in die dichten Nadelholz-Schlünde hineinstürzte. Laut brüllend wie ein vom scharfen Jagdspieß getroffener Eber, rannte er die ganze Nacht durch die Kreuz und die Queer im großen Walde umher, nicht achtend der Wunden, die ihm die oft entgegenstehenden spitzen Zacken der vom Sturm zerbrochenen Bäume an allen Theilen des Körpers beibrachten, nicht fürchtend das entsetzliche Brummen eines aufgescheuchten Bären oder eines gewaltigen Schweines, über dessen borstigen Rücken er zuweilen hinwegfiel und sich in den scharfen Stacheln verletzte. Sein fürchterliches Rasen, begleitet von einem ununterbrochenen Gebrüll und Gestöhne, schien sogar die wildesten Bestien in Furcht und Schrecken zu setzen, denn Alles floh' erschrocken aus dem Lager und schoß vor und neben ihm hin. Es war, als ob das wüthende Heer aus den Lüften herab in den großen Urwald gestürzt wär' und seine große Treibjagd, oder als ob Rübezahl mit seinen Geisterkohorten einen Streifzug hielt. Als der Morgen graute, befand er sich vor Ermattung hingesunken unter dem schattigen Eichbaume am Waldrande, wo er süß plaudernd mit der geliebten Margarethe Tags vorher gesessen hatte. Ein Glück war es, daß die rauchlederne Schäfertasche, in welcher er gewöhnlich eine Flasche mit Wasser und etwas Speisevorrath bei sich führte, noch unversehrt in einem nahen Strauche lag; er zog sie an sich heran und trank das kühlende Wasser, worauf sich die

schlaffen Nerven wieder etwas spannten und die müden Lebensgeister regten. Seine Kameraden suchten ihn und er hörte ihr lautes Rufen, aber er war zu schwach und hatte sich zu heiser geschrien, als daß er hätte ihren Ruf beantworten können. Die Natur machte ihre unwiederruflichen Rechte geltend und ließ den müden Leib schlummern. Schon nah'ten die Schatten des dunkelnden Abends, als er erwachte. Gestärkt stand er auf und nahm die wenige Speise zu sich, welche die Schäfertasche enthielt. Ein kleines Stück Kuchen, den ihm Margarethe gebracht hatte, lag auf dem grünen Moosboden; er nahm es gierig auf und fand daneben noch ein Stück, einige Schritte weiter wieder eins, so daß er durch diesen Fund aufmerksam suchte und wirklich weithin bis tief in den Wald hinein einzelne Brocken entdeckte. Außer sich vor Freude, endlich eine Spur, der er folgen konnte, gefunden zu haben, ging er immer noch tiefer in den Wald und zweifelte nicht, daß sein treues Mädchen die Brocken des Kuchens gestreuet habe, um ihn sicher auf der Spur des Weges zu leiten, welchen der hungrige Wolf bei ihrem Fortschleppen genommen. Während dieser Entdeckung erheiterte ihn die Freude darüber, daß er auf der langen Waldstrecke, wo immer noch Kuchenbrocken zu finden waren, keine Blutspur fand; denn wenn er auch mit Gewißheit annahm, daß das hungrige Raubthier seine Beute in keiner anderen Absicht fortgeschleppt habe, als sie in seinem sicheren

Versteck zu zerreißen und mit ihrem Fleisch und Blut seinen Hunger zu stillen', so hätte ihn doch das Auffinden einer Blutspur und der damit verbundene Gedanke an den qualvollen Tod seiner Geliebten zur Verzweiflung gebracht. Jetzt blieb ihm der dämmernde Hoffnungsschein, daß die unglückliche Dirne doch noch leben, daß sie, von einem Engel des Herrn beschützt, ob ihres frommen und sittigen Wandels gerettet worden sein könne; denn wenn sie von dem Wolfe zerfleischt worden wäre, würde sich doch irgendwo ein Stück ihrer Bekleidung gefunden, und gewiß würde das vom Hunger getriebene Ungethüm sein Gelüst nicht so lange bekämpft haben. Immer noch unablässig nach ausgestreuten Kuchenbrocken suchend, war Paul in tiefes Nachdenken versunken fortgegangen, durch dichtes Gesträuch und stachlichtes Dickicht gebrochen und stand auf einmal, als er kaum noch die Gegenstände um sich her unterscheiden konnte, vor einem kleinen, mit niederem Strauchwerk bewachsenen Berge; da sah' er an einem Brombeerstrauche das roth und gelb gestreifte Tuch flattern, welches Margarethe um den Kopf getragen, und das er ihr einst selbst geschenkt hatte. Der Berg war lang und steil und schloß mithin den Weg, so daß er entweder umkehren oder hier irgend eine nähere Aufklärung erwarten mußte. Der Tuch war sorgfältig aufgehangen und mit den Zipfeln zweier Enden so fest an die Nadeln des Strauches befestigt, daß man hier ein absichtlich und

mit Besonnenheit aufgestelltes Zeichen nicht verkennen konnte. Vorsichtig und prüfend ging der arme Schäfer am Berge umher, jeden Busch, jede dunkle Stelle untersuchend, ob er vielleicht den Eingang zu einer Höhle finde, in welche der Wolf seinen Raub geschleppt haben möge. Doch abermals überraschte ihn die Nacht, und todtmüde warf er sich unter jenen Brombeerstrauche nieder und war in wenig Minuten eingeschlafen. Er mochte nur einige Stunden geruh't haben, als er durch das Bellen seines zu seinen Füßen liegenden Hundes geweckt ward und sich aufrichtete. Er glaubte zu träumen, denn er befand sich nicht in einem dunkeln Walde, sondern dicht vor dem Thore einer alten Burg oder eines Schlosses, dessen graue Zinnen hoch in die Wolken ragten. An beiden Seiten des großen Eingangsthores brannten lodernde Pechpfannen und in dem grauen Gestein über der Pforte spiegelte sich in der hellen Beleuchtung ein großes, stattliches Wappen, in dessen Mitte ein Wolf auf den Hinterfüßen aufrecht stand, dessen Kopf mit einem Ritterhelme geziert war. Sonst war alles still und ruhig, nur einmal verkündigte eine helltönende Thurm-Uhr die zwölfte Mitternachtsstunde; Paul strich sich das Haar aus dem Gesicht und rieb sich die Augen, denn er glaubte noch immer, daß ihn der Schlaf gefesselt halte und ein trügerischer Traum seine Sinne täusche, da sprang sein munterer Spitz an ihm empor, knurrte schmeichelnd und setzte sich hart an das große

Thor, gleichsam als ob er mit Zuversicht erwarte, daß sein Herr Einlaß begehren werde. Dieser würde sich gewiß nicht sobald entschlossen haben, da er ja nicht wußte, wie er, der arme Schäfer, werde aufgenommen werden in der stolzen Ritterburg, wo gewiß nur vornehme Herren und Frauen wohnten; aber Moor, das treue Thier, durstete und ließ die Zunge lang aus der offenen Schnauze hängen. Auch Paul war hungrig und durstig und einen Labetrunk würden ihm — dachte er — gewiß die Diener der vornehmen Herrschaft gern reichen, wenn er ihnen seinen und seines Hundes brennenden Durst recht beweglich vorstelle. Rasch drückte er auf die gewaltige Klinke des alten Thorschlosses, und eben so rasch sprang die Pforte auf und schloß sich, als er mit Moor eingetreten war, wieder hinter ihm zu. Aber ein furchtbares Entsetzen erfaßte den sonst muthigen Paul, und sein Spitz zog ebenfalls furchtsam den Schwanz ein und schmiegte sich ängstlich an seinen Herrn, denn eine ungeheure Wölfin, gefolgt von fünf jungen Wölfen, schritt mit glühenden Augen auf ihn zu und blieb, ihn unverwandten Blickes anschauend, vor ihm stehen, gleichsam als ob sie ihm zu erkennen geben wollte, daß er ihr und ihren Jungen eine willkommene Beute sei. Der erschrockene Jüngling griff zwar wieder nach der Pforte, um sie zu öffnen und sich wieder zu entfernen, doch seine Mühe, das Thor zu öffnen, war vergeblich. Entschlossen, das Aeußerste zu wagen, ging er an der

Gruppe der ihn umstehenden Wölfe vorüber und schritt die hohen Stufen hinan nach dem Eingange zu der dem Anscheine nach bewohnten Burg. Ein großer Flur, oder vielmehr eine große, an den Wänden mit Hirschgeweihen, ausgestopften Vögeln und allerhand Jagdgeräth verzierte Vorhalle nahm ihn auf, und seine Schritte hallten laut in dem langen Raume und brachen sich an den vielen Säulen und Bogen in ein schauerliches Echo. Kein Mensch ließ sich sehen, kein Laut eines menschlichen Bewohners ließ sich vernehmen, nur das dumpfe Knurren der alten Wölfin, die mit dem Vorderleibe im Hausflur stand, war hörbar und erhöhete des jungen Schäfers schon bis zur größten Angst gesteigertes Schrecken. Die Wölfin wandte kein Auge von ihm ab und schien sich eben zu einem gewaltigen Sprunge gegen ihn bereit zu machen, als er den vergoldeten Griff einer hohen Doppelthür faßte und, da sich diese sofort aufthat, in ein großes Zimmer trat, wo er nicht nur, da die Thür hinter ihm wieder zufiel, von der Besorgniß, von der Bestie zerrissen zu werden, befreit, sondern auch sonst höchst angenehm überrascht ward. Auf einer Tafel mitten im Zimmer standen nämlich allerhand kalte und warme Speisen, Früchte und Backwerk, Wein und Meth, was ihn so einladend umduftete, daß er dem gewaltigen Triebe, hiervon zu nehmen und den Hunger, der ihn längst qualvoll gepeinigt hatte, zu sättigen, kaum widerstehen konnte. Und dennoch

würde der arme Schäfer, der nie eine so kostbar und reich besetzte Tafel gesehen hatte, Anstand genommen haben, Etwas zu genießen, wenn sich in dem Augenblicke nicht eine freundliche Stimme hätte hören lassen, die ihn aufforderte, von den Speisen und Getränken beliebigen Gebrauch zu machen. Die Stimme des unsichtbaren Wirthes schien aus einem Nebengemache zu kommen, dessen hohe Doppelthüren nur angelehnt waren. Sie lautete: „Seid willkommen, Freund! in meiner, allen Wanderern gern Erholung und Stärkung bietenden Burg! Esset und trinket und lasset auch Euern Hund sich sättigen! Wenn Ihr gesättigt seid, werde ich Euch Gesellschaft leisten!"

Die beiden Flügel der Doppelthür schlossen sich, und Paul, der sich nun mit seinem Hunde allein wußte, sprach allen den feinen, noch nie gesehenen, viel weniger genossenen Speisen und Getränken so tapfer zu, daß er bald darauf ermüdet auf dem samtnem Polsterstuhle einschlief. Aber wie hätte der junge, von der sehnsüchtigsten Liebe zu der so unglücklichen, geliebten Margarethe gefolterte Schäfer ruhig schlafen können? Kaum hatten sich die matten Augenlieder geschlossen, als er in einen wunderbaren Traum versank. Ihm träumte: Er habe sein Mädchen wiedergefunden, aber nicht mehr die schmucke Bauer-Dirne mit dem grünen Mieder und dem rothen einfachen Tuche um die Stirn, sondern eine gar stattliche, vornehme Jungfrau in Seide und kostbare Spitzen ge-

kleidet, und umgeben von einer Menge junger Damen, die ihr dienten und nur auf ihre Befehle zu warten schienen. Sie saß an seiner Seite neben einem alten Herrn mit einem eisgrauen Barte, ihr gegenüber eine freundliche Matrone, welche sie ihre liebe Tochter nannte, und noch viele junge Herren und Frauen saßen an der Tafel und scherzten und lachten so laut und lustig, daß — Paul wirklich erwachte und nun in der That nicht wußte, ob er geträumt habe, oder noch träume, denn er fand seinen ganzen Traum verwirklicht, und Margarethe bog sich eben zu ihm herüber und machte ihm Vorwürfe, daß er so verschlafen sei und der Gesellschaft, die sich doch ihm und ihr zu Ehren zu einen Festgelag versammelt habe, so wenig Aufmerksamkeit schenke.

„Laß es gut sein, liebe Tochter! sagte die freundliche Matrone — der gute Paul träumt sich ja noch im lieben Schäferstande, wo er mit dem langen Hirtenstabe den hungrigen Wolf verfolgt, der dich ihm entrissen hatte!" Und zu Paul sich wendend fuhr sie fort: „So wunderbar Ihnen alles vorkommen mag, lieber Sohn! so erwarten Sie ruhig die Aufklärung und geben sich gegenwärtig ganz der ungestörten Freude hin, die wir alle Ihnen und Ihrer jungen Gattin zu Ehren so herzlich und aufrichtig theilen! Der arme Schäfer wurde ganz verwirrt bei dieser dunkeln Rede, ward aber vor Schreck und Staunen bis über die Ohren roth, als er sich betrachtete und Leib und Glie-

der mit so kostbaren Kleidern geschmückt sah, wie er sie nie gesehen hatte. Ein hellgrünes Wams von Seide mit aufgeschlitzten Aermeln, kurze Ritterstiefeln mit Sporen und braune, eng anliegende Beinkleider gaben ihm das Ansehen eines Ritters oder Edelknappen, und die blitzenden Goldreifen an den Fingern blendeten seine guten Augen und schienen ihm so ungewohnt und drückend, daß er sich ihrer gern entledigt haben würde, wenn er nicht gefüchtet hätte, seiner Margarethe, die ihm gewiß alle die wunderschönen Sachen geschenkt hatte, zu mißfallen. Als die Tafel aufgehoben und der Ball, bei welchem er fast immer nur mit Margarethe tanzte, die sich mit ihm über Musik und Gesang unterhielt, beendigt war, brachen die fremden Gäste nach einander auf und fuhren, einer nach dem andern, in glänzenden Korossen davon. Eine himmlische Seligkeit half den beiden Liebenden die kurzen Schatten der Nacht überwinden und führte sie plaudernd über die Gränze des jungen Tages. Margarethe hatte ihrem Gatten, denn dieß war jetzt der junge Schäfer Paul wirklich, die mit ihrem beiderseitigen Schicksale so eng verbundenen Ereignisse der Wolfsburg erzählt, und wir theilen sie — wenn auch in gedrängter Kürze — unsern freundlichen Lesern mit:

Ritter Wolf von Wolfeck war ein wüster Gesell. Zwar gut von Herzen und tapferer Faust, kam er von früher Jugend an aus den Rauf- und Liebeshändeln nicht heraus und lebte, der einzige Sohn und

Erbe, seinen hochbetagten Eltern mehr zum Verdruß, als zur Freude. Der Vater verlobte ihn einst im Rausche mit der Tochter eines benachbarten Ritters, Wolf aber verspottete, als er nüchtern war, das ihm verlobte Burgfräulein und ließ sich mit einer jungen, bildschönen Bauerdirne durch den Schloßkaplan im Stillen trauen. Er hatte sich mitten in dem zu des Vaters Gütern gehörigen großen Forste ein Schloß bauen lassen, auf welchem seine junge Hausfrau Gertrud wohnte, und mit der er in heimlich glücklicher Ehe fünf Kinder zeugte. Das Schloß lag auf einer Stelle, welche wegen der vielen Wölfe, die dort haus'ten, allgemein verrufen und gefürchtet war; der alte Wolfeck wollte diese Bestien vertilgen und stellte eines Tages ein großes Treiben an. Als er nach Beendigung der großen Jagd, welcher viele Grafen und Ritter beiwohnten, sich der Ehre rühmte, nun alle Wölfe vertilgt und die Sicherheit der Gegend wieder hergestellt zu haben, lachte einer seiner Freunde, der ihm aber heimlich Feind und der Vater der verspotteten Verlobten Wolfs war, und sagte: „Wenn Ihr auch viele Wölfe getödtet habt, so will ich Euch doch noch ein Nest zeigen, wo eine recht schmucke und gefährliche Wölfin mit fünf Jungen wohnt. Der alte Wolfeck wollte es nicht glauben; jener Ritter aber führte ihn in die Burg, wo seines Sohnes Gattin, Gertrud, mit ihren fünf Kindern wohnte, und machte ihn mit dem Geheimniß der heimlichen Ehe bekannt. Aus

Wuth und Aerger, so getäuscht worden und mit diesem Ereigniß Jahre lang nicht bekannt gewesen, nun aber auf einmal die Zielscheibe des Spottes und Hohnes seiner ebenbürtigen Nachbaren zu sein, gebot er seinem Sohne, augenblicklich das wider alles Recht und Ehrgefühl geschlossene Bündniß als nicht bestehend zu betrachten und die Bauerdirne mit ihren Bälgen ihrem Schicksale zu überlassen; als aber Wolf den Gehorsam versagte und mehr an Weib und Kindern, als an dem gefühllosen Vater hing, da sprach dieser den furchtbaren Fluch aus: Er möge so lange als hungriger Wolf der Schrecken des Volks, und sein Weib mit ihrer Brut so lange die gefürchtete Wölfin sein, bis ein frommer Jüngling in der grausen Mitternachtsstunde vor der Waldburg erscheine und Einlaß begehre!"

Unser junger Schäfer Paul hatte also den Zauber dieses Fluchs gelöst, denn der alte Ritter und Burgherr war der in den hungrigen Wolf verwandelte Wolf von Wolfeck und die Burgfrau und Wölfin mit ihren fünf Jungen die vormalige Bauerdirne, Wolfs heimlich vertraute Gemahlin Gertrud gewesen. — Wie aber — werden die denkenden Leser fragen — war aus dem gemeinen Schäfer Paul ein stattlicher Junker oder Ritter und aus der niedrigen Magd Margarethe ein so schönes und zartes Burgfräulein geworden? Beide — so antwortet ihnen die Sage — hatten, während sie so lange geschlafen zu haben glaub-

ten, zwei Jahre lang in der Wolfsburg zugebracht und waren nichts weniger, als von so niederer Herkunft, wie sie erst vermeinten; denn Margarethe war die ältere Tochter Wolfs von Wolfeck und seiner Gemahlin Gertrude, und Paul war der Enkel des in tiefer Armuth verstorbenen Ritters, dessen Tochter Wolf von Wolfeck einst verlobt gewesen war, und die er verachtet und nicht geehelicht hatte. Diese hatte einen armen fahrenden Ritter, Hugo von Schwarzenfels, geheirathet und ihren Erstgeborenen, unsern Paul, einem alten Schäfer in Pflege und Zucht gegeben, war aber mit ihrem Gatten verschollen. Paul von Schwarzenfels ließ nach einem Jahre die Burg in der Waldschlucht zerstören und jede Spur von ihr vertilgen, denn er mochte mit seiner Margarethe nicht auf einer Stelle wohnen, auf welcher ein so furchtbarer Fluch geruhet hatte. Er zog mit allen den Seinigen weit fort in das Böhmerland, wo er, nachdem er vielen Kriegen und Fehden beigewohnt und sich einen hohen Ruhm der Tapferkeit erworben hatte, von dem Böhmenkönig Ottokar II. eine schöne Burg erhielt, auf welcher noch lange Zeit der Stamm derer von Schwarzenfels in Ehre und Wohlstand geblühet hat. Da nun Ottokar II. bis in die letzte Hälfte des 13ten Jahrhunderts gelebt und als Böhmerfürst regiert hat, so kann die Zeit unserer Sage wohl mit Grund der Wahrheit in die Periode zwischen dem 12ten und 13ten Jahrhunderte verlegt werden.

Noch bis auf den heutigen Tag wird die im Eingange dieser Erzählung näher bezeichnete Gegend „der hungrige Wolf genannt," doch vielen Bewohnern derselben mag der Ursprung dieses Namens unbekannt gewesen sein.

Drei Burschen verschreiben sich dem Bösen, und zu Wolmirstädt wird eine Hexe verbrannt.

In dem letzten Jahre des 16ten Jahrhunderts saßen an einem rauhen Winterabende in dem Kirschner-Schraken am Johanniskirchhofe zu Magdeburg drei junge lustige Gesellen und labten sich an dem schon damals weit und breit berühmten Zerbster Bier. Wer die drei, mit alten geflickten Jacken bekleideten Burschen neben einander sitzen sah, schaute sich gewiß recht vorsichtig nach einem entfernten Plätzchen um, damit er nicht in Verlegenheit gerathe, ihnen näher auf den Leib zu kommen; denn die unzähligen Löcher und herabhangenden Fetzen ihrer mißfarbigen Anzüge, ließen auf eine gewisse Gesellschaft von Kameraden schließen,

mit denen Niemand gern Gemeinschaft macht. Es waren drei Gäste, die man in der modernen Sprache unserer Zeit „ächte Bummler“ nennen, und deren antike Trachten man zu dem so beliebten Rokocko zählen würde. — Eine nähere Beschreibung ihrer, auf alle Jahreszeiten passenden Bekleidung würde eben so uninteressant sein, als eine Bezeichnung ihrer, den Ausdruck roher Gemeinheit enthaltende Gesichtszüge. Unmöglich würde es sein, irgend ein Geschäft, ein Handwerk oder eine Kunst zu finden, zu deren Jüngern man sie stempeln wollte, da sie sämmtlich ein Gewerbe trieben, das wohl von jeher die einzige eigentlich freie Kunst gewesen sein mag und bis auf unsere Tage gekommen ist. Nur so viel können wir versichern, daß es getaufte Christen sein mußten, weil jeder einen Namen hatte. Charschenau, Schmierlieb Kamm und Kaspar Schumlau waren die gefeierten Namen, welche sie führten, und die schwerlich die Schößlinge eines hochadelichen Stammbaums sein mochten.

„Das wundert mich gewaltig — nahm der riesenhafte Charschenau das Wort und rückte den beiden Kameraden näher — daß unser Herr heut so lange auf sich warten läßt, da er mir doch gestern in die Hand versprochen hat, punkt sieben Uhr hier zu sein. Charschenau, sagt' er, thut Euch nur immer eine Güte! ich bring' Euch ein schönes Lohn im voraus mit, damit Ihr jeden Tag nach Herzenslust zechen und

Euch in Sammt und Seide kleiden könnt!" Das wär'n schöner Spaß, wenn er uns in der Kneipe sitzen ließ und wir könnten die Zeche nicht bezahlen!"

„Trag' nur keine Sorge und mach dir keine Gedanken — sagte Kaspar Schumlau, ein kleiner untersetzter Kerl mit rothen Pausbacken — Der kommt gewiß; wenn's deine Schwester, die falsche Margarethe aus Wolmirstädt wär', da wollt' ich's glauben, daß sie sich wieder einen Spaß gemacht und uns in April geschickt hätte!" Ein großer, baumlanger Mann in einen, bis auf die Sohlen herabreichenden schwarzen Mantel gehüllt, trat ins Zimmer und machte der kaum begonnenen, getäuschte Erwartung und Unzufriedenheit auf den Gesichtern der drei Burschen andeutenden Unterhaltung mit einem Male ein Ende. Er setzte sich, die hohe mit Fuchspelz verbrämte Mütze bis tief an die buschigen Augenbraunen herabziehend, ohne alle Umstände neben die ihn mit den dargereichten Händen bewillkommnenden Gesellen und gab durch Zusammenstoßen zweier leeren Krüge das zum Wiedereinschenken auffordernde Zeichen.

„Seid Ihr noch entschlossen — frug er, als der Kellner die gefüllten Krüge auf den Tisch gestellt und sich, um einem andern Befehle zu gehorchen, wieder entfernt hatte — in meine Dienste zu treten, so bringe ich heute ein gutes Trinkgeld, sowie den schon entworfenen Kontrakt mit, welchen Ihr unterschreiben werdet? Erklärt Euch!"

„Und die Bedingungen? gnäd'ger Herr Teufel!“ frug Eherschenau, als der älteste der drei Gesellen. —

„Habt Ihr ein so schlechtes Gedächtniß, daß Ihr nicht über eine Nacht merken könnt, was doch so kurz und einfach ist, daß es ein Kind nicht vergessen würde? So hört!“ — Der Herr im langen Mantel, der, wie die scharfsinnigen Leser längst vermuthet haben werden, Niemand anders als der Böse war, rückte seinen Kopf vertraulich zwischen die glühenden Gesichter der drei Freunde und fuhr fort: „Ich verlange nicht Viel: Jeder liefert mir jährlich sieben Seelen und bringt mir mit dem sechszehnten Jahre seine eigene! Dafür hat Jeder die Kraft, sich nach Belieben unsichtbar zu machen, und kann auf diese Art, wenn und wozu er Lust und Geschick hat, sein Glück sich selbst schaffen. Besinnt Euch nicht lange, denn ich habe mehr zu thun und finde tausend andere verwegene Burschen, die weniger bedenklich sind, als Ihr!“

Schmierlieb Kamm nickte seinen Kameraden ein Zeichen der Einwillung zu, und Herr Satan streckte eine lange Kralle aus dem Mantel hervor, in welche der Reihe nach die Angeworbenen einschlugen. Jeder fühlte beim Zurückziehen seiner Hand einen wenig empfindlichen Schmerz und bemerkte in der hohlen Hand einige Tropfen Blut. Beelzebub schob dann ein Kartenblatt auf den Tisch und machte mit einer kurzen Feder ein Zeichen der Unterschrift. Wiewohl nun keiner der drei Gesellen lesen oder schreiben

konnte, so kritzelten sie doch Alle eine willkürliche Gestalt hin, womit sich der Böse begnügte. Er saß noch einige Minuten bei ihnen und schritt, als er ihnen einen ziemlich gefüllten Beutel zurückgelassen, zufrieden grüßend aus dem Zimmer.

Kurze Zeit nach diesem Ereigniß sah man zwar die drei Gesellen noch vielmal, einzeln und zusammen, in dem Kirschner-Schraken am Johanniskirchhofe, wo sie dem starken Bier oder Broihahn tapfer zusetzten; aber es waren jetzt sauber gekleidete Jünglinge, von denen man mit dem schon damals gültigen Sprichwort sagen konnte: **Kleider machen Leute.** — Ihre sonst breiten mit Schwielen und Schmutz bedeckten Hände, schienen von Tag zu Tag kleiner und weißer zu werden, und die an den Fingern schimmernden Goldreifen, welche sie recht geflissentlich den Gästen zur Schau stellten, ließen auf Stand und Vermögen schließen, wie nur immer solche Leute besitzen mußten, die sich täglich mit kostbaren Kleinodien schmücken konnten. Indeß war auch damals für thätige und spekulative Köpfe Etwas zu verdienen, da ein sichtbarer Wohlstand herrschte, welcher sich immer mehr und mehr allen Klassen und Ständen mittheilte. Nur zwei große, aber schwere, durch keine Kunst und Wachsamkeit zu beseitigende Uebel rissen gewaltig ein und nahmen bald dergestalt überhand, daß man öffentliche Kirchengebete anordnete und auf den Straßen bewaffnete Wachtmannschaften aufstellte, die des Nachts

durch alle Straßen patrolliren mußten. Diese furchtbaren Plagen waren viele große, gewaltsame Diebstähle und die Pest, welche mit einer Wuth um sich griff, die allen Verkehr, allen freundnachbarlichen Umgang der Bewohner hemmte, mindestens gewaltig störte. Die sonst stark besuchten Schankstätten wurden täglich leerer, und wenn sich ja noch einzelne Gäste in dieselben wagten, so drehte sich die stille, heimliche Unterhaltung, statt des sonst fröhlichen Jubels, immer nur um Klagen und Seufzer, über von der furchtbaren Seuche dahin geraffte Freunde und Verwandte und über die Unzulänglichkeit der menschlichen Kräfte, so schaudervollen Drangsalen abzuhelfen. Nur die drei rüstigen Burschen, Cherschenau, Schmierlieb Kamm und Kaspar Schumlau, blieben unverändert heiter, zechten und schwelgten und trieben sich zu jeder Stunde des Tages an den öffentlichen Vergnügungsorten umher. Die Schenkwirthe sahen sie wohl überall gern, da sie mehr draufgehen ließen, als ein Dutzend Großbürger, und mit den blanken Goldstücken um sich warfen, als ob es Nußschaalen wären, aus denen sie den Kern gelöst hätten. Sie hatten aber auch Ursache mit den Goldfüchsen zu schleudern, denn ihr Gewerbe bestand in Diebstählen, die sie mit Hülfe der ihnen vom Bösen verliehenen Kräfte, sich unsichtbar zu machen, ungescheuet verübten, und in Ausübung geheimer Künste und Mittel, womit sie den wuchernden Saamen der Pest ausstreu'ten. So dauerte Jahre lang dieser, für

die Stadt traurige, für die drei verbündeten Gauner aber lustige Zustand fort. Unzählige Reiche waren beraubt, unzählige Schwelger und Prasser, Geizige und Wucherer, Wollüstlinge und Scheinheilige, Fromme und Betschwestern von der Pest dahin gerafft worden, und der in mancherlei Gestalten umherwandelnde Teufel hatte eine so reiche Ernte gehalten, daß er den drei Gesellen oftmals eine unverhoffte, außerordentliche Freude machte, ihnen ein hübsches Frauenbild in die Arme oder einen Schwarm anderer Zechbrüder zuführte, mit welchen ein wilder, toller Abend gefeiert ward.

Viele Jahre waren verstrichen, Charschenau und Schmierlieb Kamm standen an der Schwelle des sechszigsten Jahres, an die sie stets gesund, mit vollen Taschen und lebensmuthig, sie wußten selbst nicht wie, gelangt waren. Die für alle Bewohner Magdeburgs so furchtbaren Leiden der Pest, hauptsächlich die Angst davor, hatten sie unberührt gelassen, und das nahende Greisenalter schien noch in weiter Ferne von ihnen zu liegen, denn Keiner dachte an die Möglichkeit des Sterbens und Keiner hatte der zählenden Zeit nachgerechnet.

Eines Sonntags befanden sie sich alle Drei in dem Schenkkruge zu Barleben und beredeten eben unter sich einen Diebseinbruch, den sie bei der jungen und reichen Witwe des vor eben einem Jahr verstorbenen Müllers Wandler zu Wolmirstädt zu verüben

beabsichtigten; Kaspar Schumlau war auf Kundschaft ausgesandt, um vorerst in der Mühle die Gelegenheit, sowie die zu wissen nöthigen, sonstigen örtlichen Umstände zu erforschen. Kaspar war ein schöner Mann, erst vierzig und einige Jahre alt, aber noch so wohlerhalten, daß man ihn kaum für einen starken Dreißiger halten mochte. Als er in seiner sehr anständigen Kleidung bei der Frau Müllerin ankam, um, wie er sich vorgenommen hatte, einen Oelhandel einzuleiten, fand er diese zu seiner großen Freude ganz allein im Zimmer und ward äußerst freundlich aufgenommen. Die junge Frau schien ihn merken zu lassen, daß sie glaube, er komme mehr in der Absicht, um sie zu werben, als um Handelsgeschäfte zu machen. Sie setzte ihm Wein und Kuchen vor, und Kaspar war von den Reizen der wirklich recht hübschen Frau bald so geblendet, daß er ihr seine Liebe, aber das Handelsgeschäft nur als den Vorwand erklärte, unter welchem er sich habe bei ihr einführen wollen. Frau Wandler lächelte bei seiner, dem Anschein nach, sehr offenen Erzählung und sagte: „Ei, Ihr loser Gesell! habt Ihr mir Eure Liebe gestanden und ist es, wie ich glauben will, Euer Ernst, mich zu freien, so verhehlt mir auch nicht, daß Ihr nicht allein seid, sondern noch zwei gute Freunde bei Euch habt, die draußen auf Euch warten. Ihr sehet, daß ich meine Kundschafter vorsichtiger gewählt habe, als Ihr; denn mir ist sehr wohl bekannt, was Ihr in Barleben berath-

schlagt und wie Ihr bei mir Schätzlein zu holen Euch vorgenommen habt, die Ihr nur bei reichen Leuten findet. Sehet! ich will Euch meine Kisten und Kasten öffnen, und Ihr sollt Euch überzeugen, daß Ihr kein Geld bei mir findet. Doch ich will Euch deßhalb nicht zürnen, so Ihr aus redlichem Herzen nach meiner Gegenliebe trachtet und in Ehren um mich werbt. Geht hinaus und holt Eure beiden Freunde, und lasset sie Zeugen der Verlobung sein, die wir dann im traulichen Stübchen feiern wollen!"

Kaspar Schumlau war wie aus den Wolken gefallen, denn er konnte nicht begreifen, woher die junge Witwe Alles wissen mochte. Sie sagte ihm aber noch Mancherlei, woraus er abnehmen konnte, daß sie mit seinen und den Geheimnissen seiner Kameraden vertraut sei; ja sie bezeichnete ihm sogar eine Stelle, nicht fern von der Mühle, wo er dieselben, die ihm nachgegangen wären, treffen würde. Schumlau eilte ins Freie, traf seine beiden Freunde und führte sie, nachdem er ihnen den Erfolg seiner Sendung erzählt hatte, in die Mühle. Frau Wandler war zu ihrem Empfang schon vorbereitet und hatte den Tisch mit feinen Speisen und Getränken so zierlich besetzt, daß Derjenige ein Narr gewesen sein müßte, der nicht zulangte und sich nicht heiter und wohlbefunden hätte. Es mochte schon nahe um Mitternacht sein, als die drei Freunde immer noch bei der schönen Müllerin saßen und sich das feine Backwerk, welches die leckere

Mahlzeit schloß, recht wohl schmecken ließen, als ein Müllerknappe an das kleine Fenster in der Stubenthür klopfte und die Frau Meisterin herauswinkte. „Es will — sagte der Bursche — ein fremder Herr mit den drei Männern sprechen, die bei Euch im Zimmer sind und läßt Euch ersuchen, sie noch vor Mitternacht zu entlassen!“ Frau Wandler war gerade recht heiterer Laune, riß die Hausthür auf und sagte, als sie einen langen Mann in einem großen, weiten Mantel draußen stehen sah: „Nur herein, lieber Herr! holt Euch, wenn Ihr Euch an einem Glase Wein gelabt habt, Eure Freunde selbst ab und erfahret dabei, was sich inzwischen hier ereignet hat!“ Dabei faßte sie den Langen am Mantel und zog ihn, der sich auch nicht eben dagegen sträubte, zur Hausthür herein bis in die Stube. Die drei Gesellen wußten anfangs nicht, ob sie erschrecken oder sich freuen sollten, denn Herr Urian kam ihnen so unerwartet, daß sie sich seinen Besuch gar nicht erklären konnten; zudem schien er in der Mühle gar nicht fremd zu sein und wechselte mit der Witwe so dunkle, ihnen unverständliche Worte, daß sie wohl merkten, er kehre nicht zum erstenmal hier ein. Mit den drei Männern nahm er sich gar nicht die Mühe zu sprechen, ja er dankte nicht einmal ihrem höflichen Gruße, trank vielmehr mit einem Zuge ein Glas Wein aus und öffnete dann einen Fensterflügel, um sich, wie es schien, bei der eindringenden Nachtluft etwas abzukühlen. Kaum aber war

dieß geschehen, so hörte man die nahe Thurmuhr zwölf schlagen. Satan packte mit dem letzten Schlage die beiden Gäste Cherschenau und Kamm, warf sie auf den Boden nieder und sagte ganz ruhig: „Habt Ihr vergessen oder im Taumel der Freude gar nicht daran gedacht, daß Ihr über sechszig Jahr alt und nun mir verfallen seid? „Dabei gab er jedem derselben einen gewaltigen Stoß mit dem großen runden Pferdefuße und sagte, als sie todt und regungslos vor ihm lagen, zu Kaspar Schumlau: „Nun hilf mir die Mühle tragen, dafür sollst du noch ein Jahr zum Besten haben." Schumlau that, wie ihm befohlen ward, und sah draußen, wie Beelzebub seine beiden Kameraden unter den Mantel nahm und in der Finsterniß verschwand.

Ehe ein Vierteljahr verstrich, war die hübsche Müllerin des Kaspar Schumlau eheliche Hausfrau, und er wohnte bei ihr in der Mühle. Obschon er aber in dem schönen Besitzthum ein wahres Götterleben mit ihr führen konnte, so war er doch nicht glücklich, denn seine Hausfrau trieb geheimen Verkehr mit unbekannten häßlichen Frauen, die zu gewissen Zeiten zu ihr kamen und sie mehrere Nächte über mit fortnahmen, wogegen er diese Zeit über in ein finsteres Zimmer gesperrt und nur durch eine kleine Oeffnung von außen mit Speise und Trank versehen ward. Als er sich darüber bei ihr beklagte und ihr geradezu vorwarf, daß sie eine Hexe sei, läugnete sie dieß gar

nicht und hielt ihm dagegen vor, daß er sich dem Teufel verschrieben habe. Sie bot ihm an, mit ihr gemeine Sache zu machen und gab ihm, um seinen Willen und seine Ausdauer auf die Probe zu stellen, allerhand Aufträge, die aber so schwer auszuführen und überhaupt so grausam waren, daß er sich dazu durchaus nicht entschließen konnte. Von nun an that ihm das böse Weib täglich so großes Herzeleid an, daß er seine Verbindung mit ihr aufrichtig bereute und nichts sehnlicher wünschte, als von ihr loszukommen. Sie hätte ihn nun wohl gern ziehen lassen, doch mit leeren Händen wollte er nicht von ihr, und das alte Diebsgewerbe mochte er nicht wieder ergreifen, da er den im jugendlichen Leichtsinn mit dem Teufel geschlossenen Vertrag längst verabscheuete, dafür täglich fleißig betete und sich zu überreden suchte, der Böse könne keine Gewalt über ihn haben, wenn er ihm nicht nur nicht mehr diene, sondern auch sich zum frommen Gebet wende. Nach langem Hader kam es endlich dahin, daß er mit einer baaren Abfindung von hundert Dukaten sich von der ihm verhaßt gewordenen Zauberin trennte. Durch seinen wenigstens äußerlich frommen Wandel, brachte er es bald so weit, daß er auf dem St. Johannis-Thurme zu Magdeburg als Hausmann angestellt ward und dadurch den innern Frieden erlangte, sich sagen zu können, daß er sich auf eine ehrliche Art nähre. Für die vielen Sünden und Ausschweifungen, deren er sich bewußt war,

lebte er nun bei Gebet und mäßiger Arbeit einer andern einzigen Leidenschaft, nämlich dem Geize. Täglich zählte er die durch seinen Geiz nach und nach vermehrte Summe, ohne zu bedenken, daß er alt werde und dem ein und sechszigsten Geburtstage, wo der Böse kommen werde, um seine Seele zu fordern, nahe stehe. Es war im Jahre 1616, als er eines Tages schwer erkrankte und lange Zeit das Bett hüten mußte. Am Tage vor seinem Geburtstage besserte sich sein Zustand etwas, und gleich dachte er wieder an seinen Schatz; am Morgen darauf fühlte er sich so wohl, daß er auf eine Freude dachte, wie sie der Feier des Tages am würdigsten wäre. Jeder fromme Christ würde einen solchen Geburstag dankbaren Gefühlen, die er durch Gebet geäußert hätte, geweihet haben; Schumlau dachte anders: Das Geld war sein Gott. — Er ließ sich die von seiner getrennten Frau empfangenen hundert, sowie die noch dazu gesammelten Dukaten in einer zinnernen Schüssel aufs Bett bringen, wühlte lange mit den Händen darin herum, sah sie mit unbeschreiblichem Entzücken an und hatte eben die Anrede begonnen: „O ihr lieben Rothfüchschen! könnte ich doch lange noch bei euch sein!“ als er fühlte, daß ihn Jemand von hinten am Genick faßte. Wie er sich erschrocken und unwillig umsah, bemerkte er oben an seinem Bett den Teufel, der ihn aber sogleich wieder faßte und erwürgte. Ein Weib, welches die Nacht über den Leichnam bewachte, sah

um die Mitternachtsstunde einen großen, schwarzen Kerl ins Zimmer kommen, welcher gerade aufs Bett zuging und den Körper forttragen wollte; das Weib legte sich aber quer über's Bett weg und rief Gott und Menschen um Hülfe an, worauf der schwarze Bursche verschwand. Um einen etwaigen weitern Versuch zu verhindern, ließ das Weib — wahrscheinlich die Leichenwärterin — die Leiche in derselben Nacht noch in den Sarg legen und diesen mit dem Deckel verschließen; demohngeachtet wurde am Morgen darauf in dem Sarge, statt des Leichnams, ein alter, abgenutzter Besen gefunden. Man füllte den Sarg mit Steinen, und also wurde er auch hingetragen und beerdiget.*)

Viele, viele Jahre waren seitdem vergangen, der dreißigjährige Krieg war mit seinen furchtbaren Schrekken vorüber, und die lebenden Geschlechter dachten nicht mehr dieses Ereignisses. Im Jahre 1653 sollte zu Wolmirstädt eine Hexe verbrannt werden, welche vieler Verbrechen und Frevelthaten theils verdächtig, theils geständig war. Es war eines Tages im März gedachten Jahres, als die Execution auf dem Anger vor

*) Wörtlich aus der unter dem Titel „Magdeburgs sonderbare Herrlichkeit" bekannten Chronik von Vulpius, Pag. 300, wo sich die Stelle also schließt: „Der Autor setzet dieses Epiphonema hinzu: Hänge dein Herz nicht an's Zeitliche, sondern bereite dir einen Schatz im Himmel.

der Stadt vollzogen werden sollte. Schon war der Holzstoß aufgebaut, schon strömten von nah' und fern lange, unübersehbare Reihen von Zuschauern herbei, um sich an den Qualen der Unglücklichen in dem Flammen-Meere zu ergötzen; nur die arme Sünderin fehlte noch, welche, wie verlautete, sich endlich bekehrt, nach einem Priester verlangt und zu beichten begehrt hatte. Alles strömte, um zu wissen, was das verstockte, gottlose Weib etwa noch bekennen werde, nach der damals sogenannten Frohnveste, wo die Wandler in Ketten und Banden saß. Es waren allerdings Umstände von Wichtigkeit, die sie entdeckte. Einmal erklärte sie, daß sie gar nicht die rechtmäßige Ehefrau des Müller Wandler sei, daß sie diese vielmehr durch ihre Zauberkünste gleich nach der Hochzeit bei Seite gebracht, und sie selbst, nämlich die Hexe, indem sie der ersteren Gestalt angenommen, als Hausfrau in der Mühle geblieben, bis es ihr gelungen sei, den Müller Wandler unter die Erde und dessen Vermögen an sich zu bringen. Sie versicherte, daß sie dreihundert Jahr alt und aus Stätteritz bei Leipzig gebürtigt sei. Ferner bekannte sie sich schuldig, vom Bösen verführt, mehrmals den Versuch gemacht zu haben, den Prediger in der Neustadt-Magdeburg, Herrn M. Kaspar Andrä vermittelst Zauberei in eine tödtliche Krankheit stürzen zu wollen, was ihr aber nicht gelungen sei, weil derselbe ein gar frommer Mann und keinen Augenblick mit Willen oder Vollbringen vom Wege

der Tugend und Gottesfurcht abgewichen sei. Mit bewunderswürdiger Standhaftigkeit bestieg das furchtbare Weib den Scheiterhaufen, und lange sah man sie lustig und hohnlachend beleuchtet von der sie umfassenden Flamme mitten im Feuer, bis der verbrannte Holzstoß zusammenfiel und in eine gewaltige Rauchwolke gehüllt ward. Als der große Aschenhaufe aufgeräumt und von den Henkersknechten nach irgend einem Stück Knochen der Hexe gesucht ward, fand sich auch nicht eine Spur davon, ja nicht einmal ein Glied der starken Eisenkette, womit sie an den Pfahl befestigt gewesen war, und viele Zuschauer wollten behaupten, sie hätten, als die Flammen gerade am mächtigsten emporgelodert, einen Gegenstand hoch in der Luft davon fliegen sehen, der die Gestalt eines alten Besenstummels gehabt habe. Der nachher befragte Pfarrer Andrä in der Neustadt-Magdeburg, welcher noch im nämlichen Jahre zum Diakonus in der St. Johanniskirche befördert wurde, sagte aus: Er könne sich sehr wohl erinnern, daß öfters ein junges, hübsches Weib zu ihm gekommen sei, sich für vom Bösen besessen ausgegeben und allerhand verfängliche Fragen an ihn gerichtet, ja daß sie ihm endlich ihre Liebe erklärt und ihm einen Beutel mit vielen Goldstücken gebracht habe, den er hätte aufbewahren sollen; er habe dem Weibe mit der Kraft des heiligen Geistes widerstanden, bis sie einmal scheltend weggelaufen und nicht wieder gekommen sei.

Die zwei Gleichen

Als der Gründer des Hauses Brandenburg, Markgraf Albrecht der Bär, das Zeitliche gesegnet hatte, waren zehn Kinder, drei Töchter und sieben Söhne, von welchen Otto I. ihm als Markgraf von Brandenburg folgte, seine Nachkommen. Im Jahre 1278 hatten sich die Domherren zu Magdeburg über die Wahl eines Erzbischofs nicht einigen können, und ein Theil hatte dem Bruder des Markgrafen, Erich von Brandenburg, ein Anderer dem Grafen Bußo von Querfurt die Stimmen gegeben. Ob sie nun schon dadurch, daß sie jedem der beiden Wahlkandidaten 2000 Mark Silbers bewilligten und den Graf Günther von Schmalenberg zum Erzbischof wählten, die Ersteren zufrieden gestellt zu haben glaubten, so war doch der Markgraf Otto damit nicht einverstanden und bestand trotzig auf die Wahl seines Bruders. Der Erzbischof Günther wollte sich aber eben so wenig seines erworbenen Anrechts begeben und rüstete sich, da Otto durch Gewalt der Waffen seines Bruders Recht erzwingen wollte, zur tapferen Gegenwehr. Markgraf Otto hatte unter seinen Kriegern zwei junge Ritter, die Grafen

von Gleichen, aus dem berühmten Hause Gleichen, dessen Ahn, Ernst Ludwig, mit Kaiser Friedrich II. im Jahre 1227 gegen die Ungläubigen nach Asien gezogen, dort aber viele Jahre lang in harter Sklaverei gefangen gewesen und endlich durch Suleima, die Tochter eines morgenländischen Fürsten, dem er als Sklave gedient, auf wunderbare Weise befreit, die mit ihm entflohen und seine zweite Gemahlin geworden war. Die Grafen von Gleichen nun wurden vom Markgrafen nach Magdeburg entsendet, um, nach damaliger Sitte, eine letzte gütliche Aufforderung zur Zufriedenstellung ihres hohen Gebieters zu überbringen, oder die wirkliche Fehde anzusagen. Es war ein trüber Wintertag, als die jungen Grafen, Heinrich und Ludwig von Gleichen, in glänzenden Stahlrüstungen auf stattlichen Gaulen und von einer Schaar rüstiger Knappen gefolgt, zu Magdeburg einritten. Wer die schönen jungen Krieger sah, wie sie so kräftig und stolz auf den gewaltigen Streithengsten durch die Straßen zogen, der mochte wohl für die Sache der Erzbischöflichen bange Sorge tragen, wenn er erwog, daß diese dem Markgrafen so kühne Streiter nicht entgegenstellen konnten; die Frauen aber lugten mit scharfen Blicken nach den königlichen Jünglingen und mochten, in ihrer Vergleichung mit den spießbürgerlichen Konstablern, manche sehnsüchtige Wünsche hegen, die sie leider nur in stillen Seufzern äußern durften. Der Erzbischof nahm die markgräflichen Gesandten

mit allen ihnen gebührenden Ehrenbezeugungen auf und hörte die ihnen von Otto I. ertheilten Aufträge ruhig an. Als sie sich ausgesprochen hatten, erklärte ihnen der Erzbischof kurz und bündig, sie möchten ihrem hohen Gebieter nur sagen: Daß er und seine braven Magdeburger sich nicht fürchteten und den Herrn Markgrafen, wenn auch nicht mit Verlangen, doch mit aller Ruhe erwarteten.

Die Grafen schienen auf diese oder eine ähnliche trotzige Antwort schon gefaßt und erwiederten: „Da möge nur der Herr Erzbischof den Dom fegen lassen, damit sie ihre Pferde darin futtern könnten, denn der Markgraf werde binnen drei Tagen siegreich in die Stadt einziehen und gedenke dann aus der Domkirche einen Pferdestall zu machen!"

Während der ältere Graf von Gleichen, Heinrich, diese eben nicht freundliche Unterhaltung mit dem Erzbischof pflog, war Ludwig, der jüngere, in dem großen Audienzzimmer an einem Pfeiler stehen geblieben, wo er von dem, was die beiden Gegner zusammen sprachen, ob er ihnen schon nicht zu fern stand, um deßwillen nichts hörte, weil an der andern Seite desselben Pfeilers, also kaum einen Schritt von ihm fern, ein wunderschönes Mägdlein stand, das, wie es schien und sich dann später auch bestätigte, beim Eintritt der beiden jungen Ritter sich eben hatte entfernen wollen, das aber, von deren schnellem Fortschritt überrascht, sich hinter den Pfeiler gedrückt und die Absicht

hatte, während des Gespräch der drei Männer sich leise davon zu schleichen Ludwig stand aber gerade der mit Angst erfüllten Jungfrau im Wege und diese blieb nun ebenfalls stehen, und gab dem Jünglinge durch ein Zeichen mit der Hand zu erkennen, daß er ihre Gegenwart ignoriren und sie nicht etwa grüßen oder anreden möge, damit der im Dienst strenge erzbischöfliche Ohm nicht aufmerksam und ihre Anwesenheit nicht gewahr werde. Ludwig nickte der reizenden Unbekannten eben so still und leise zu, daß er sie vollkommen verstehe und nahm dabei eine solche Stellung ein, daß sie von dem Erzbischof durchaus nicht bemerkt werden konnte. Aber wie dem jungen Ritter diesem Mägdlein gegenüber zu Muthe, wie er von ihren Reizen gefesselt an diese Stelle gebannt, nur in ihr Anschauen versunken und von einem seltsamen, noch nie gekannten Entzücken durchströmt war, als er ihr in die blauen Taubenaugen sah, womit sie angstvoll bittend zu ihm aufblickte, dieß konnte er erst dem geliebten Bruder, als er mit ihm auf dem Rückwege nach dem Markgräflichen Lager war, offenbaren. Ludwig von Gleichen war ein Hitzkopf, verwegen bis zur Tollkühnheit, sonst aber seelengut und fromm; er dachte, Magdeburg sei schon so gut wie erobert, und freute sich königlich, wenn er als Sieger in den erzbischöflichen Palast eindringen und die schöne Jungfrau vor den Zudringlichkeiten und Anmaßungen roher Lanzknechte in Schutz nehmen, wenn ihm diese dann

ihren herzlichen, innigen Dank stammeln und sich ganz seiner Großmuth und Liebe, die er ihr dann ohne Rückhalt gestehen konnte, überlassen würde.

Drei Tage nach diesem Ereigniß, den 10ten Jan. 1278, rückte der Erzbischof Günther mit seinen Magdeburgern aus, um die Markgräflichen, die in einem Lager bei Frohse standen und sich nichts weniger als eines feindlichen Ueberfalls versahen, anzugreifen; er schlug sie auf's Haupt, nahm den Markgrafen nebst 300 Rittern und vielen Reisigen gefangen und ließ sie nach Magdeburg bringen. Die beiden Grafen von Gleichen befanden sich ebenfalls mit unter den Gefangenen, und das Volk, welches die schmachvollen Drohungen, die sie kurz vorher überbracht hatten, nicht vergessen konnte, war hoch ergrimmt über die stolzen Ritter, und, nicht vermögend, daß diese nur des Markgrafen Befehl ausgerichtet, bestürmte es den Erzbischof dringend mit dem Antrage, an diesen, ihr ehrwürdigstes Heiligthum einst so schnöde verhöhnenden Jünglingen blutige Rache zu nehmen. Erzbischof Günther war, eingedenk der hochfahrenden Reden, die Heinrich von Gleichen kurz vorher gegen ihn geführt hatte, ganz mit seinen schwer beleidigten Magdeburgern einverstanden und ließ nicht nur den Markgrafen Otto in einem hölzernen Käfige vor der Nikolai-Kirche am Neumarkte öffentlich zur Schau ausstellen, sondern auch die beiden Grafen von Gleichen in Ketten legen und ins Gefängniß werfen, wo sie, wie

gemeine Uebelthäter bei Wasser und Brod schmachten mußten. Dem Markgrafen gelang es, durch seine Gemahlin, welche selbst nach Magdeburg reis'te, mit jedem Domherrn einzeln sprach und die Kinder dieser Welt durch Schätze dieser Welt gewann, sich gegen Erlegung von **4000** Mark Silber (ohngefähr **56000** Thlr.) zu befreien, wogegen die beiden Grafen lange in einem der tiefsten Kerker schmachten mußten. Sie ließen zwar öfters dem Erzbischof melden, daß sie bereit und im Stande wären, ein ansehnliches Lösegeld für ihre Befreiung zu erlegen; dieser hatte aber, da er ihnen eine schwerere Buße zugedacht haben mochte, nur taube Ohren. In einer Nacht, als die beiden Grafen schlaflos, wie fast immer, auf dem feuchten Stroh ihres Gefängnisses ruh'ten, war endlich der ältere, Heinrich, doch eingeschlafen und es schien auch, als ob der wohlthätige Gott des Schlummers den bekümmerten Ludwig ebenfalls mit seinem alle Leiden und Sorgen umhüllenden Mantel bedecken wollte; da hörte er Jemand leisen Trittes sich der Thür des Kerkers nähern, die schweren Schlösser und Riegel wurden aufgezogen und die starke Eisenpforte öffnete sich. Ludwig erschrak anfangs und meinte, da er sich nichts Gutes zu den Gesinnungen des Erzbischofs versehen konnte, man möge in keiner andern Absicht kommen, als sie Beide zum Tode zu führen; er sprang daher eilig vom Lager auf und war eben im Begriff, den süß schlummernden Bruder zu ermuntern, als leichten

Schrittes ein schwarz gekleidetes Frauenbild, das Gesicht mit einem langen Schleier verhüllt, eintrat und beim hellen Schein einer Lampe, die sie in der einen Hand trug, sich vor dem erstaunten Grafen hinstellte. Eine Minute lang mochten sich Beide, ohne die tiefe Stille der Mitternacht nur mit einem Worte zu unterbrechen, gegenüber gestanden haben, da schlug das Weib den Schleier zurück und blickte den Ritter mit den ihm noch wohlbekannten Taubenaugen seiner unvergeßlichen Unbekannten, die er im Sprachzimmer des Erzbischofs gesehen, und deren liebliches Bild so fest in seiner Seele ruh'te, an. — „Herr Ritter — sprach mit süßem Wohllaut die unbekannte Schöne — ich komme, Euch meine Dankbarkeit für die mir vor kurzem bewiesene Achtung und Aufmerksamkeit, ohne welche ich den Zornausbrüchen meines guten, aber gestrengen Oheims nicht entgangen sein würde, mit einem Rathe zu beweisen, der, wenn Ihr ihn pünktlich befolgt, Euch und Eurem Bruder Leben und Freiheit verbürgt. Eure Verwandten haben ein Lösegeld von 7000 Mark Silbers geboten, der Erzbischof aber hat geschworen, Euch für diese oder jede noch höhere Summe nur dann erst freizulassen, bis Ihr mit Ketten belastet in unsrer Domkirche, die Ihr in einen Pferdestall umzuwandeln freventlich gedrohet, drei Tage lang öffentlich zur Schau ausgestellet worden. Gegen das Versprechen, einem mir verhaßten Verwandten des hohen Prälaten, den ich bisher mit Abscheu zurückge-

wiesen habe, meine Hand zum ehelichen Bunde zu reichen und ihm die reiche Mitgift meiner seligen Mutter zuzubringen, ist es mir gelungen, jenen beschworenen Beschluß dahin zu mildern, daß man statt Eurer lebenden Personen, Eure Bilder öffentlich ausstelle. Fügt Euch daher, wenn man Euch diese schmachvolle Bedingung ankündigen und durch einen Maler Euch abzeichnen lassen wird, dem unvermeidlichen Schicksale und überlaßt mir die Sorge, diese Bilder, so gut sie getroffen sein mögen, dergestalt zu verändern, daß Euch in denselben Niemand erkennen wird! Denn Ihr müßt wissen, daß man Euch unwiderruflich in eigener Person dort ausstellen wird, wenn Ihr Euch weigern solltet, die Bilder durch den Maler, den man Euch senden wird, fertigen zu lassen!" —

„Und Ihr wollt Euch, holdes Fräulein! — antwortete Graf Ludwig — für uns, die wir Euch fremd und Feinde Eurer Stadt, zumeist Eures erzbischöflichen Ohms sind, aufopfern und Eure liebreizende Gestalt, deren bezauberndes Bild von dem Augenblicke an, wo wir uns schweigend an einem Pfeiler in dem erzbischöflichen Sprechsaale gegenüberstanden, meine ganze Seele füllt, das mir allmählich im schönsten Traume erscheint und dieses abscheuliche Lager, wenn auch nur auf Minuten lang, in ein himmlisches Paradies verwandelt, einem ungeliebten, ja Euch verhaßten Manne preisgeben? — O! bedenket Fräulein, Eure Jugend, Eure bezaubernde Schönheit und gewiß auch Euren

Stand! bedenket, wozu Euch diese Vorzüge berechtigen, und daß die Zeit nicht ausbleiben werde, wo Ihr den so übereilten Entschluß gewiß bereuen müßt! Könntet Ihr nur ahnen, wie heiß und innig ich Euch, die Ihr mir doch so ganz fremd und unbekannt seid, von jenem Augenblicke an liebe! ach, Ihr würdet Euch wohl auch entschließen können, mit dem einst schmachvoll öffentlich ausgestellten, aber sich keiner Schuld, keiner Sünde, ja keines Fehltritts bewußten Jünglinge auf seiner schönem Burg, im fernen Thüringerlande, glücklich zu sein! — Darum überlaßt mich meinem Schicksal und entsagt dem, Eure und auch meine irdische Glückseligkeit vernichtenden Entschlusse!" Graf Ludwig wollte bei diesen Worten die ihn mit liebseligen Blicken stumm betrachtende Jungfrau an die Hand fassen und diese an seine vor Liebe und Dankbarkeit bebenden Lippen pressen, aber er hatte nach einem Schatten gehascht, denn wie Nebel zerrann das liebliche Frauenbild vor seinen Augen, tiefe, finstere Nacht umfing ihn wieder, und die schauerlich dumpfen Töne der Domglocke sprachen die scheidende Mitternacht mit so starker Stimme aus, daß auch der Bruder erwachte, welchem Ludwig die wunderbare Erscheinung mittheilte. Heinrich glaubte aber dem Bruder nicht, meinte, er habe geträumt und sagte: „Laß es gut sein, Bruder! und ängstige dich nicht um eines Traumes willen, doch laß uns daraus den Schluß ziehen, daß man doch irgend etwas Schlimmes mit

uns vorhaben müsse, weil man uns, des von unsern Verwandten gebotenen hohen Lösegeldes ohngeachtet, doch immer noch nicht frei lassen will. Sollte uns die von dir geträumte oder eine ähnliche Bedingung gestellt werden, so laß sie uns ja unbedenklich eingehen, denn ich habe das Leben in dem verdammten Hundeloche hier satt und lache zu der gold'nen Freiheit der Thoren, die in ausgehangenen Bildern, sie mögen nun ähnlich sehen oder nicht, uns zu beschimpfen wähnen! Liebt dich jenes unbekannte Mägdlein, wie du dir einbildest, dasselbe vom ersten Augenblicke an, wo sie dir im erzbischöflichen Palaste entgegen trat, geliebt zu haben, so wird unser Herrgott Wege genug haben, Euch einmal wieder zusammen zu führen, besonders da sie ein uns ebenbürtiges Fräulein sein muß, indem sie sonst nicht die Nichte oder Verwandte des Erzbischofs sein könnte, wofür sie sich dir im Traume zu erkennen gegeben hat, und woran ich um so weniger zweifle, als eine Zofe gewiß sich anders benommen haben würde." —

Die beiden Brüder waren am Morgen darauf kaum vom Lager erstanden, als zwei Büttel sie aus dem Gefängniß in ein Zimmer des Rathhauses, die Schöppenkammer genannt, führten, wo ihnen jedem ein Stuhl gereicht und ein junger Mann vorgestellt wurde, der, wie man ihnen ohne weitere Erklärung mit wenig Worten zu erkennen gab, sie zu malen beauftragt sei. Ohne den mindesten Widerspruch hörten

die beiden Grafen die ihnen gemachte Eröffnung an und nahmen auf den Sesseln Platz. Schon am folgenden Tage waren die Bilder fertig, und nun erst fing man mit den Grafen von Gleichen über ihre beantragte Freilassung Unterhandlungen an. Da sie, der langen Haft müde, gegen die Ausstellung ihrer Bilder nichts einnerten, so erfolgte ihre alsbaldige Entlassung und sie kehrten nach ihren Burgen in Thüringen zurück. Der Erzbischof Günther war aber doch betrogen, denn am Morgen nach der Entlassung der beiden Grafen vermißte man die in der Schöppenkammer aufbewahrten Bilder, welche am Markte oder Rathhause einige Tage öffentlich ausgehangen und dann zum ewigen Andenken im Dom aufbewahrt werden sollten. Statt der Bilder fand man in jenem Zimmer ein Paar grob aus Holz geschnitzte männliche Figuren, die dann zur rechten Seite des Eingangs in der Domkirche aufgestellt wurden. *) Graf Ludwig von Gleichen hatte sich mit seinem Bruder nach seiner in Thüringen auf der Straße von Gotha nach Erfurt gelegenen Burg Gleichen, welche sein erbliches Stammgut war, begeben; Heinrich, dem die nahe gelegene Wachsenburg gehörte, vertrieb sich auf des Bruders

---

*) In Magdeburgs sonderbarer Herrlichkeit von Wulpius ist dieses Ereigniß nur kurz und im Wesentlichen erwähnt, die beiden Zeichnungen befinden sich pag. 39 mit der Bemerkung, daß zum Gedächtniß des merkwürdigen Facti jährlich den Armen eine Spende ausgetheilt werde.

besser bestandenem Wildgehege die Zeit mit Jagen, und Beide trieben sich geflissentlich jeden Tag vom Morgen bis zum Abend in den weiten Revieren umher, um sich für die ungewohnte Einsperrung durch goldene Freiheit zu entschädigen und das Andenken an die erlittenen Drangsale ganz aus dem Gedächtniß zu verwischen. Freilich hatte Graf Ludwig seine geliebte Unbekannte noch nicht vergessen und träumte nicht nur allnächtlich von ihr, sondern sann auch fortwährend auf einen Plan, wie er sich ihr nähern und sie wohl in seine Gewalt bekommen möchte, denn die Einleitung einer brieflichen Correspondenz war damals, wo nur selten ein Rittter lesen oder schreiben konnte, schwierig. Endlich machte er sich, als Pilger gekleidet, mit falschem Bart und Haupthaar bis aufs Unkenntlichste entstellt, selbst auf den Weg, gelangte glücklich nach Magdeburg und ebenso glücklich in den erzbischöflichen Palast, weil er von Jugend auf meisterhaft die Harfe schlug und der Erzbischof Günther gerade dieses Instrument außerordentlich liebte. Auffallend kam es ihm vor, daß er den Erzbischof in Trauer fand. Ludwig nahm unter der Maske seiner Pilgerschaft Anlaß, nach der Ursache der Trauer zu fragen, um die Weisen seines Spiels nach der Seelenstimmung des hohen Prälaten einzurichten, und erfuhr von dem Haushofmeister, daß vor kurzem die Nichte des Erzbischofs, die junge und schöne Gräfin Agnes, gestorben sei. Noch wußte er nicht, ob Gräfin Agnes seine geliebte

Unbekannte sei, denn diese hatte ihm zwar bei ihrer räthselhaften Erscheinung im Kerker gesagt, daß der Erzbischof ihr Oheim sei; aber es war doch möglich, daß sie eine Schwester oder daß der Erzbischof noch eine andere Nichte hatte.

Wie alt war Gräfin Agnes, und an welcher Krankheit starb sie? frug Ludwig den Haushofmeister, der ihm eben mit einem Humpen Wein Bescheid that. Ach! antwortete der treue Fürstendiener, die Gräfin war kaum 17 Jahr alt und soll an der Pest gestorben sein, wie man nach ihrem Tode fälschlich behauptet, aber da Ihr wahrscheinlich Euer Spiel und Eure Lieder darnach einrichten und den alten Herrn recht rühren wollt, so darf ich Euch, im Vertrauen auf Eure Verschwiegenheit, die Wahrheit nicht verheimlichen. Gräfin Agnes sollte des Erzbischofs Verwandten, den Grafen von Welpe, heirathen, liebte aber in der Stille einen jungen Ritter und ist, da man sie zu der ihr verhaßten Verbindung mit aller Gewalt und unter der Drohung, sie außerdem in ein Kloster zu sperren, zwingen wollte, nicht sowohl an der Pest, welche, Gott sei gelobt! schon längst von uns gewichen ist, als vielmehr aus Schmerz und Bekümmerniß über ihre unglückliche Liebe gestorben. Sie hatte, wie sie ihrer vertrauten Zofe entdeckt, immer gehofft, ihr geliebter Junker werde kommen, und sie durch List oder Gewalt fort und auf seine Burg bringen, aber der treulose Fant muß nicht so innig und wahr geliebt

haben, als die jugendlich schöne Gräfin, denn er hat nichts wieder von sich hören lassen, und so ist die holde Blume von der gewaltigen Wucht des Schmerzes erdrückt worden!"

Ludwig zweifelte nicht, daß Agnes sein still geliebtes Mädchen, und daß er selbst der für treulos gehaltene Junker sei; er konnte kaum Herr des großen Jammers werden, der sein Herz zerfleischte, stürzte den ihm lange vorgehaltenen Humpen hinunter und frug, sich an die feuchte Wand lehnend, weiter: Und wer ist jener Junker, der so treulos handelte? hat man auch Gewißheit darüber, daß er nichts unternahm, um seine Geliebte zu retten?

Darüber kann ich Euch keine Auskunft geben — sagte der Haushofmeister —, denn ich habe seinen Namen nie nennen hören und nur so viel erkunden können, daß er ein Feind unsers erlauchten Erzbischofs sei.

Ja, nun blieb dem unglücklichen Grafen kein Zweifel; die todte Agnes war seine Geliebte, und er war der von ihr für treulos gehaltene Junker. Er war außer Stande, die begonnene Rolle eines Troubadours oder Meistersängers durchzuführen, schützte ein Uebelbefinden, das ihn in Folge des ungewohnten Genusses von Wein befallen habe, vor, und entfernte sich mit dem Vorsatze, sich, auf welchem Wege es immer sein möge, nur noch die Leiche der geliebten Jungfrau zeigen zu lassen, um ihr im Tode seine Treue versichern und ihr das Gelübde thun zu können, daß er, nur

ihr Bild im Herzen tragend, lebenslang unvermählt bleiben werde. Er zog den Haushofmeister mit sich fort und gab ihm, gegen das Erbieten einer großen Geldsumme, seinen sehnlichsten Wunsch zu erkennen, aber der gefühlvolle Diener konnte sein Verlangen nicht erfüllen, denn Agnes war zwar noch nicht begraben, ihr Sarg aber war, der Pest halber, an der sie gestorben sein sollte, fest verschlossen und wurde streng bewacht. Er mußte hoffnungslos und schwer betrübt von Magdeburg abreisen. Nur dem treuen Herzen seines Bruders konnte er seinen schweren Kummer anvertrauen, und dieser bot Alles auf, um des geliebten Bruders tiefe Schwermuth zu vertreiben. Etwa zehn Tage darauf ritten beide Brüder, von einigen Knappen begleitet, auf der Straße nach Erfurt einher, um in dieser Stadt einem ritterlichen Kampfspiele beizuwohnen, das der dortige Adel zur Uebung im Fechten und Lanzenwerfen veranstaltet hatte. Die dortige Gegend war damals noch fast lauter Wald, und von der Wachsenburg aus, bis nahe gen Erfurt zog sich eine lange Nadelholzkette. Schweigend waren die Brüder lange Zeit nebeneinander hergeritten, da mußten sie mitten im Wege Halt machen, denn mehrere Männer standen um ein verschleiertes Weib umher und bemüheten sich vergebens, dasselbe auf einen Zelter zu heben, von dem sie herabgefallen zu sein schien, denn durch den Schleier drang Blut, und es mochte sich das Weib im Fallen beschädigt haben. Die rau=

hen Männer suchten gegen das sich wider das Auf-
sitzen sträubende Weib, Gewalt zu brauchen und be-
gonnen eben damit, ihr die Hände zu halten, als
Heinrich, empört über solches Verfahren, die unbe-
kannten Reisigen andonnerte und sie aufforderte, von
dem rohen Beginnen abzustehen. Aber die Männer
achteten seiner Drohungen nicht und schienen sich in
ihrem grausamen Geschäft nur mehr zu beeilen, da
gebot Heinrich seinen Knappen, die Burschen zu ent-
waffnen, sprang vom Gaule und hielt das wankende
Weib mit starken Armen, während Ludwig ihr den
Schleier abzog, um die Wunde zu untersuchen. Aber
beide, Ludwig Graf Gleichen und das unbekannte
Weib, sahen erstaunt einander an, dann ermannte
sich der Erstere und rief, sich vor Freude vergessend,
aus: Wär's möglich! Gräfin Agnes, die vom Tode
erstandene, mir vor Gott im stillen Herzen verlobte
Braut! Lebt Ihr, holdes Fräulein, oder steht schon
wieder Euer Geist vor mir, wie im Gefängniß zu
Magdeburg?

Ihr irrt Euch, Ritter — begann die sich erholende
Jungfrau — ich bin nicht die gestorbene und längst
begrabene Agnes, welche dem Grafen Welpe vermählt
werden sollte; ich bin Bertha, Gräfin von Schmalen-
berg, und wohl sind wir alte Bekannte, aus der Zeit
Eurer schmachvollen Gefangenschaft; mein Oheim, der
vormalige Erzbischof hat auf seine hohe Würde verzich-
tet, und ein Graf von Welpe ist jetzt an seiner Stelle;

so Ihr aber wollt, könnt Ihr mir helfen, wenn Ihr mich sicher gen Erfurt geleiten wollt, wo ich lieber im Kloster mein Leben vertrauern, als mich auf die Burg eines ungeliebten Ritters führen lassen will, dem ich morgen als Gemahlin vertraut werden soll!

Ludwig vermochte vor Entzücken und Ueberraschung lange nicht zu sprechen; aber er riß dem Bruder das Mädchen seiner Liebe aus den Armen, preßte es an seine Eisenbrust und rief Jenem zu: Bruder, Diese laß ich nimmer! Du wirst für mich fechten, wenn man uns angreifen sollte! Er hatte noch nicht geendet, als auch schon der Kampf begann, der sich aber nach wenig Minuten zum Vortheil der Grafen von Gleichen endigte. Zwei der feindlichen Reisigen wurden schwer verwundet, die Uebrigen flohen; Ludwig aber zog nicht gen Erfurt, kehrte vielmehr, von dem geliebten Bruder begleitet, wieder um und brachte die junge, ihm längst holde Gräfin Bertha von Schmalenberg auf seine Burg, wo er sie alsbald ehelichte und sich auch später mit ihren Verwandten aussöhnte. Sie hatte einem Grafen Plotho vermählt werden sollen.

Zum Schluß dieser Erzählung diene den geehrten Lesern noch die kurze Bemerkung, daß die gedachten Gebrüder Gleichen die Söhne und Nachkommen desjenigen Grafen v. Gleichen waren, welcher 1237 mit dem Kaiser Friedrich II. gegen die Ungläubigen zog, im Morgenlande gefangen und von der Tochter des Sultans, Selima, aus der Sklaverei erlöset ward. Aus Dankbarkeit vermählte er sich mit derselben und ward vom Papst zu der Doppelehe autorisirt. Der Papst befahl, die Muhamedanerin taufen zu lassen, und Graf Gleichen soll mit ihr und seiner ersten Gemahlin ein so glückliches Leben geführt haben, daß sich Jedermann darüber mehr gefreut, als gewundert hat. Am Schluß der Legende, welche jenen Kreuzzug des Grafen Gleichen und seine nachmalige Doppelehe berichtet, heißt es:

Es entsproßten zwei Kinder ihm jegliches Jahr,
Bis das Alter ihn krönte mit silbernem Haar;
Und als er von hinnen that scheiden,
Da folgten in kurzem die Weiber ihm nach.
Und wie er mit beiden im Ruhebett lag,
So liegt er im Grabe mit beiden.

Unsere beiden Grafen waren die Früchte jener schönen Doppelehe.

Das freundliche Gesicht.

Wenn schon seit der verhängnißvollen Bestürmung Magdeburgs, besonders seit der ersten Hälfte und Mitte des achtzehnten Jahrhunderts viele und wesentliche Veränderungen mit den Häusern und Anlagen der Stadt in Innern und Aeußern vorgekommen sind, so giebt es doch der Häuser noch viele, welche in irgend einem Bilde oder andern Zeichen an ein Ereigniß aus der alten Zeit erinnern. Ja selten hat wohl eine Stadt so viel wunderbar bezeichnete Häuser aufzuweisen, als unser gutes, altes Magdeburg. Nur wenige der gegenwärtigen Bewohner mögen genaue Kenntniß von dem Ursprung und der Deutung solcher Zeichen und Bilder besitzen und sich oft manche irrige Vorstellung davon gemacht haben.

Dem Fürst Leopold von Dessau, welcher eine Zeitlang Gouverneur von Magdeburg war, ist es durch die Gunst des Königs Friedrich Wilhelm vorbehalten gewesen, den Aufbau, die Wiederherstellung und Verschönerung der Stadt und seiner Umgebungen zu fördern; dabei sind aber die alten Denkmäler und Wahrzeichen immer möglichst geschont worden.

Den geehrten Lesern dieser Blätter möge es Interesse gewähren, wenn wir bisweilen bei einem sol-

chen Zeichen stehen bleiben und in die dunkeln Zeiten seines Ursprungs zurückblicken.

Am westlichen Ende der großen Münzstraße, der Königlichen Bank gegenüber, steht ein ansehnliches Haus, über dessen Thüre man noch heutiges Tages einen menschlichen Kopf mit der Unterschrift: „Zum freundlichen Gesicht" sieht. Die Sage will die Veranlassung zu diesem Bilde in einem Ereigniß finden, welches wir hier mittheilen.

Vor langen Zeiten, wo es der reichen Kaufleute in Magdeburg noch viele, vielleicht noch mehr als jetzt gab, lebte daselbst und wohnte in genannter Straße der reiche Kauf- und Handelsherr Gottlob Ring noch in der Blüthe seiner Jahre und an der Seite seiner schönen, jungen Gattin Barbara, aller Reichthümer und Glücksgüter ohngeachtet, weder glücklich noch lebensfroh. Der Grund seines Unmuthes lag in dem ewig finstern Ernst, in einer nicht zu bekämpfenden Unfreundlichkeit und Traurigkeit seiner Hausehre. Gesund und kräftig, von ihrem Gatten zärtlich geliebt und bei irgend jeder Gelegenheit reich beschenkt, hatte sie nichts, was ihr Freude machen, ihren stets trüben Blick nur irgend einmal aufheitern konnte. Herr Ring besuchte auswärtige Messen und Märkte, machte kleine Reisen in nahe und ferne Gegenden und nahm sein junges Weib mit; allein kein Reiz der Natur, kein Wechsel von Kunstschönheiten vermochte den Nebel ihres Trübsinns zu zerstreuen.

Sie wußte selbst nicht, was oder woran es ihr fehlte, und ihr Gatte wurde endlich von der Besorgniß ergriffen, daß wohl eine tiefe Schwermuth, oder der Keim einer verborgenen Krankheit die Bedingung eines solchen Zustandes sein möge.

Eines Sonntags Nachmittags, wo die Magdeburger in großen Schaaren nach den umliegenden reizenden Vergnügungsorten strömten, Frau Barbara aber mißmuthig auf den Sopha saß und die schmeichelhaftesten Aufforderungen ihres Gatten zum Ausfahren oder Ausgehen ablehnte, nahm dieser verdrießlich Hut und Stock und verließ, ohne zu wissen wohin, sein Haus. In Gedanken vertieft, war er in eine größtentheils nur von der niedern Volksklasse bewohnte Straße am Faßlochsberge gekommen, wo er an einer alten verwitterten Hausthür drei mit Kohle angeschriebene Kreuze bemerkte und in stiller Betrachtung darüber eine Zeitlang stehen blieb.

Eben wollte er seinen Wanderstab fortsetzen, als sich das Fenster der kleinen Unterstube öffnete und der graue Kopf eines alten Weibes heraussah. Die Frau blickte den jungen Mann mit so stechenden Augen an, daß er erschrak und, um sein Stehenbleiben zu entschuldigen, nach dem Besitzer des Häuschens und der Bedeutung der drei Kreuze an der Thür fragte. Die Alte sagte lächelnd: Ei, mein lieber Herr Ring! kennen Sie denn die Mutter Brand nicht und haben Sie noch nichts von ihrer Wissenschaft

gehört? Seid Ihr die Mutter meines Markthelfers George Brand? frug Herr Ring, so erlaubt, daß ich bei Euch eintrete. Das Weib nickte mit dem grauen Kopfe und war bald im Hausflur, um den reichen Kaufherrn in ihre Wohnung zu geleiten.

Ring erinnerte sich jetzt wohl schon gehört zu haben, daß die Mutter seines Markthelfers eine sogenannte kluge Frau sei, sich mit Kartenschlagen und Kaffeegießen befassen und mit dieser Kunst im Buche des Schicksals lesen solle; allein er hatte als Mann von aufgeklärtem Verstande nur darüber gelacht und war weit entfernt gewesen, an die Kraft solcher Wahrsagereien zu glauben. Jetzt fiel es ihm ein, die Kunst der Mutter Brand einmal ernstlich zu versuchen. Indem er ihr umständlich den traurigen Gemüthszustand und sein in Folge desselben höchst unglückliches Schicksal erzählte, frug er sie um ihren Rath und versicherte, ihn gewiß treulich zu befolgen. Die Alte hieß ihn sich auf einen hölzernen Lehnstuhl setzen, nahm auf einem kleinen Schemel neben ihm Platz und begann: Ihr habt es, werther Herr! in Eurer Gewalt, die Wolken Eures ehelichen Unwetters zu zerstreuen und auf dem Antlitz Eurer Eheliebsten ein immer freundliches Gesicht erscheinen zu lassen, aber Ihr müßt handeln und glauben! Unser Heiland, seine Jünger und die Apostel würden keine Wunder haben thun und die Propheten nicht weissagen können, wenn das Volk nicht geglaubt hätte. Dafür waren auch die

Leute jener alten Zeit noch im Kindesalter, glaubten mehr als in unserer Zeit, wo man schon anfängt, an der Wahrheit des Evangeliums zu zweifeln, und darum fiel es jenen Männern nicht schwer, sich mit ihren göttlichen Gaben Eingang in die Herzen des Volks zu verschaffen.

„So Ihr mir versprechen wollt, dem zu glauben, was ich Euch sagen werde, so wird Euch bald geholfen sein!" Herr Ring mochte bald die bisher gehabte Vorstellung fallen lassen, daß Mutter Brand eine verrufene Hexe oder Zauberin sei, denn ihre fromme Rede lehrte ihn vertrauen, daß er eine gottesfürchtige Frau vor sich habe. Er sagte ihr unbedingten Glauben zu, und Mutter Brand ging sogleich an ihr Werk, indem sie aus dem alten Ofen eine braune Kaffeekanne nahm, den Satz in eine Schale goß und dem Herrn Ring drei Würfel reichte, womit er einmal werfen mußte. Aus den verschiedenen Figuren des Kaffeesatzes las sie Zahlen heraus und schrieb sie mit Kohle auf den Tisch, darunter die Zahl der von jenem geworfenen Augen und addirte diese zusammen. In einem Büchlein sucht sie die Position dieser Zahlen unter vielen Reihen heraus und schlug ein größeres Buch auf, woraus sie den prophetischen Ausspruch entnahm, „ein schönes Haus mit kostbaren Möbeln und Geräth ist der Gegenstand eines Wunsches, der die Person traurig macht." Was soll ich mir daraus nehmen? fragte Herr Ring, ist mein Haus nicht schön

genug? und kann nicht meine Gattin die schönsten Geräthschaften kaufen?

Die Alte lächelte und erwiderte: Das Gelüste eines Menschen ist oft wunderbar; wartet ruhig die Zeit ab, denn es wird Euch bald ein gar schöneres Haus geboten werden, dessen Besitz Eure Hausfrau beglücken wird.

Am zweiten Tage nach diesem Ereigniß saß Herr Gottlob Ring mit seiner noch immer traurigen Eheliebsten im untern Zimmer seines Wohnhauses, den Blick auf das Haus seines Nachbarn, des ebenfalls reichen Handelsherrn Klaus gerichtet, welches dieser ehelängst hatte bauen lassen und das, wie er hörte, bald vollendet war. Er bemerkte, wie seine Gattin ihre Augen starr an jenes Haus heftete und in ihrer Betrachtung seine mehrfachen Fragen zu überhören schien. Er hatte dieses Haus nur immer obenhin gesehen und war neugierig, auch das Innere zu betrachten; zu dem Ende begab er sich zu Herrn Klaus, um sich dessen Haus überall zeigen zu lassen. Doch dießmal war Klaus nicht so gefällig und stellte ihm vor, daß er nur dann sein Haus dem Publikum öffnen werde, wenn es völlig ausgebaut sei. Ring entfernte sich verdrießlich und konnte sich nicht enthalten, seiner Gattin das höchst ungefällige Benehmen des Nachbars als ungeziemend herauszustellen. Kaum waren acht Tage verflossen, so fand sich eines Vormittags der Nachbar Klaus selbst ein und bat

das Ring'sche Ehepaar zum Richtschmaus. Beide Gatten wollten durchaus von der Einladung nichts wissen, und Klaus mußte eben so verdrießlich abziehen. Aber wie wurde ihnen, als am bestimmten Tage die Straße von Equipagen und vornehmen Herrschaften angefüllt ward, welche sich um das Klaus'sche Haus drängten und als geladene Gäste hinein gingen! Schon that es ihnen leid, daß sie die Einladung abgelehnt hatten, als der Nachbar Klaus wieder eintrat und seine Einladung mit dem Bemerken wiederholte, daß er eine Versagung seiner Bitte als Beleidigung aufnehmen müsse. Ungern schien Frau Barbara endlich der Einladung zu folgen. Um ihren Unwillen recht offen darzustellen, erschien sie unter den vielen festlich geschmückten Herren und Frauen in einfachen Trauerkleidern. Aber es kam anders, als sie wünschte. Ueber die Pracht des Hauses wurde ihr auffallender Anzug, welcher offenbar ihre Gleichgültigkeit und Unzufriedenheit mit der Einladung andeuten sollte, übersehen. Jedermann hatte nur ein Ach und O! für die innere Bauart des Hauses, für die Pracht der Zimmer und den Luxus des noch nie gesehenen Hausgeräthes. Das Haus, mit plattem Dach, nach orientalischem Styl errichtet, war im Innern in so vielfältig verschiedene Abtheilungen geschieden, als es Völker auf der Erde giebt. Gemächer mit den reichsten türkischen Teppichen und Ottomanen geziert, wechselten mit Prunkzimmern in den neuesten Pariser und Londoner Moden. Blu-

men und Orangenbäume der heißesten Zonen füllten viele Räume, und in den mit Spiegeln belegten Wänden strahlten die wandelnden Gäste in den überraschendsten Gruppen.

Man würde mehrere Bogen füllen müssen, wenn man versuchen wollte, den Glanz und Zauber zu beschreiben, womit von allen Seiten das Auge geblendet ward. Das Ganze war mit einem Worte ein entzückender Feenpalast.

Barbara wogte am Arme ihres Eheherrn mit der Fluth der übrigen Gäste durch alle Räume, und es gehörte eine große Lust und Ausdauer dazu, die Herrlichkeiten von Anfang bis zu Ende zu beschauen. Auch sie war endlich matt und müde vom langen Umherlaufen; sie zog ihren Eheherrn in ein kleines Seitenkabinet, drückte ihn mit sanfter Gewalt in die schwellenden Kissen eines rothseidenen Divans mit schweren Goldborden, schlank den runden Arm traulich um seine Schultern und sprach, ihn herabziehend: Siehe, mein Schatz! das ist ein Haus, wie es mir gefällt, solch' eins müßten wir haben, wenn ich zufrieden und glücklich sein sollte! Dabei leuchteten ihre Augen wie funkelnde Sterne, und zum erstenmal breitete sich ein frohes und heiteres Lächeln über das schöne Gesicht. Herr Gottlob Ring dachte an die alte Kartenlegerin, Mutter Brand, und es fiel ihm wie Schuppen vom Gesicht, daß sein Weibchen heiter und zufrieden sein werde, wenn er sie in den Besitz eines so schönen

Hauses setze. Am Tage darauf hatte er nichts eiliger zu thun, als daß er zum Nachbar ging, um ihm sein Haus abzuhandeln; aber dieser eitle Mann, welcher selbst reich genug war, hätte den Werth des Hauses zehnfach erhalten mögen und wäre doch zum Verkaufe nicht zu bestimmen gewesen, denn er hatte mehrere Jahre lang daran gebaut, viele fremde Künstler kommen lassen, und hielt es nicht für möglich, daß ein ähnliches Haus gebaut und so seltsam im Innern ausgeschmückt werden könne. Er sehe es für einen ganz besondern Vorzug an, ein solches Haus zu besitzen, daher war es ihm um keinen Preis feil. Herr Ring theilte seine vergeblichen Versuche, jenes Haus zu kaufen, seiner Gattin mit und suchte sie mit der Versicherung zu trösten, daß er an die Stelle des Seinigen — es koste, was es wolle — ein ähnliches, ja vielleicht ein noch schöneres Haus bauen werde; doch Barbara meinte: ein solches Haus verstehe Niemand zu bauen, und ward von Stund' an unfreundlicher und unzufriedener als zuvor. Der arme Ring befand sich wieder in der alten Verlegenheit und dieß um so mehr, als ihm alle Gewerke und Baukünstler Magdeburgs versicherten: die Bauart jenes Hauses sei ein Geheimniß, das kein deutscher Künstler ergründen könne, und Niemand mochte es unternehmen, einen Neubau des Ring'schen Hauses zu versuchen. Endlich wurde jeder Versuch dazu aufgegeben und Frau Barbara lag schon seit Wochen auf dem Siechbett und

schien dem gewissen Tode entgegen zu welken. Als Herr Ring eines Nachts neben ihrem Lager saß und die eiskalte Hand seines Weibes in der seinigen hielt, klopfte um die Mitternachtsstunde Jemand an die Thür des Zimmers. In der Meinung, daß der Arzt noch komme, öffnete Herr Ring und wurde höchst wunderbar von seinem Nachbar Klaus überrascht, der, ein kurzes Männlein an der Hand führend, eintrat und sogleich begann: Guten Abend, Herr Nachbar! wollt Ihr mein Haus noch kaufen, so sollt Ihr es um einen weit geringern Preis haben, als es werth ist; aber Ihr müßt eine Bedingung eingehen! Nun, so laßt hören, sagte Ring. Ihr versprecht mir diesen Fremden im Hause zu behalten, ohne ihn jemals zu fragen: wer er sei und was er treibe? Ring sahe sein krankes Weib an, dieses aber richtete sich auf und antwortete kräftig: Wir kaufen das Haus, der kleine Mann soll bei uns wohnen. Der Handel ward abgeschlossen, Frau Barbara gesundete von Stund an und nahm von der Zeit ein so freundliches Gesicht an, als sie nimmer gehabt hatte. Noch über ein Jahrhundert lang soll jener kleine Unbekannte in dem Hause gelebt haben.

Abschiedsgruss an die Leser.

Zur Kurzweil brachten wir mancherlei
In unsern Legenden und Sagen
Gar mühsam gesammelte Früchte herbei;
Viel mußten wir forschen und fragen,
Bis über dem eisgrauen Heimathsland
Der Vorzeit lagernder Nebel schwand.

O! Magdeburg, schwer oft geprüfte Stadt!
Was bringst du für Wunder im Schoße!
Wer kühn deinen Gürtel gelöset hatt',
Dem reichtest du traulich die Rose. —
Er zählte die Blätter und wand sich daraus
Gar sinnig den duftenden Sagenstrauß.

Komm! — riefst du dem Fremdling — besteige den Dom!
Beschaue die Thürme und Straßen!
Flieg hin mit dem Geiste ins ewige Rom,
Wo heilige Väter viel saßen,
Und denke: so sah's mit der Christenheit
In der alten und hochgerühmten Zeit. —

Dort webten im päpstlichen Alterthum
Für Magdeburg's hohe Prälaten
Kunstfertige Hände das Pallium
Und sandten es gegen Dukaten
Dem Fürsten der Kirch' in geweih'ter Truh
Mit des heiligen Vaters Bestätigung zu.

Tönt's unter dir leise, wie Harfenklang,
Umweht dich ein schauerlich Grausen,
Und hörst auf der Elbe du süßen Gesang
Statt stürmendes Tosen und Brausen, —
Wirf ruhig den sehnenden Blick hinab
Auf Editt' und Otto's hochheiliges Grab!

Dort haus'te vor Zeiten ein heidnischer Troß,
Ein würgender Wolf unter Schafen —
Da bauten die uralten Sachsen ein Schloß
Für einen gewaltigen Grafen,
Darneben den schirmenden Hünenthurm; —
Ihn schmaus'te behaglich der Zeitenwurm —

Was blickst du das sinkende Sonnenlicht an?
Erkennst du die blut'gen Gestalten
Erschlagener Bürger? Erkennst du den Mann,
Der einstens mit rohen Gewalten
Die wehrlosen Greise, die Frauen schlug? —
Es ist unser Magdeburg's ewiger Fluch! —

Welch' stattliche Häuser! wie nett und wie rein
Mit Schildern und Namen gezieret!
Die Gassen und Gäßlein, wie niedlich und klein,
Zu Straßen und Plätzen formiret! —
Sie bieten uns viele der Sagen noch dar,
Wenn wir sie nur fragen: wie's ehedem war?

Ja blicken wir Kröken- und Sudenburgs-Thor,
Mit Allem, was innen liegt, an,
Betrachten wir sinnend den steigenden Flor
Und seh'n, was der Bürgerfleiß kann, —
Lustwandeln wir stolz auf dem Fürstenwall,
Da blüht uns ein Sagenfeld überall! —

Was der alten Gewerke, der Gilden Gebrauch,
Was an Rechten der Handel besaß,
Wo die Feuerflamme im dampfenden Rauch
Die Kirchen und Heiligen fraß,
Wo der Vorzeit erbleichender Vorhang fiel,
Da ist der Legenden und Sagen Ziel. —

Wohl schreitet so Mancher die Straßen hin
Zur Rechten und Linken ein Haus
Mit Bildern und Zeichen; sein scharfer Sinn
Bringt keine Bedeutung heraus. —
Nur uns schließt Janus den Tempel auf
Und Kronos erzählt uns den Lebenslauf. —

Es lehrten die Priester im Heidenthum schon,
Daß Opfer und Gaben allein
Erwürben der Sterblichen herrlichsten Lohn
Und luden zum Opferfest ein. —
Der Tempel der Sagen steht lang und weit
Dem williglich Opfernden offen noch heut! —

Und wären die Sagen kein Opfer werth? —
So wahre Geschichten und neu?
Auf uralter Quellen verborgenem Heerd
Gekochet, ein ächtes Gebräu —
Mit Salz nur gewürzet und ohne Topf
Beschwert's nicht den Magen und steigt nicht
zu Kopf.

Drum näher zum Altar, das Opfer gebracht!
Beseht Euch das freundliche Bild,
Von Meisterhänden gar künstlich gemacht,
Für Männer ein sinniges Schild! —
Die nächste Legende klingt wunderbar —
Das Ganze beschließt mit dem laufenden Jahr.

Inhalts-Verzeichniß.

Druckfehler.

Pag. 30. Zu Anfang der 6ten Zeile statt: „blain" „allein."
= 43. Zeile 7 statt „den" „den"
= 51. Zeile 14 statt „mal" „einmal."
= 61. Unterste Zeile, statt „großen" „großer."
= 65. Unterste Zeile statt des ersten „ihn" ihm.
= 79. Zeile 9 statt „Gastwirthschaft" „Guts=wirthschaft."
= 87. Zeile 2 statt „nach" „noch."
= 92. Zeile 10 statt „in der" „in den."
= 93. Zeile 17 statt „bedarf" „bedürfe."
= 95. Letzte Zeile statt „diesem Verhältnisse" „dieses Verhältnisses"
= 98. Zeile 3 ist das Wort „zu" zu streichen.
= 141. Zeile 17 oder im vorletzten Verse des Gedichts muß es heißen statt „Ja voller Glauben" „Ja glau=bensvoll."
= 160. Im Anfang der letzten Zeile des 4ten Verses muß es heißen statt „Das glaubt der Mann" „Das glaubt dem Mann."
= 161. In der 7ten Zeile statt „Baues hallen" „Baues falten."
= 187. In der letzten Zeile statt „fortgenomme" „fort=genommen."
= 188 Zeile 21 statt „an die Wand" „an der Wand."
= 205. Zeile 18 statt „ihn" „ihm"
= 233. Zeile 18 statt „mit seine Gründe" „mit seinen Gründen."
= 265. Letzte Zeile, statt „von standhafter Liebe" „von sündhafter Liebe."

Pag. 303. Zeile 8 statt „Juvelen „Juwelen."
= 306. Zeile 24 muß vor dem Worte: „qualvollen" stehen „von dem"
= 372. Zeile 22 statt „an mich" „an mir."
= 376. Zeile 6 statt „mit den" „mit dem."
= 385. Zeile 11 statt „Edelsteinen" „Edelsteine."
= 389. Zeile 4 statt „die Richter" „die Ritter."
= 389. Zeile 26 statt „vor Lebensmitteln" „vor Mangel an Lebensmitteln."
= 390. Zeile 14 statt „zu kämpfen" „zu knüpfen."
= 401. Zeile 17 statt „der Liebe" „der Liebenden."
= 411. Zeile 26 statt „Der Tuch" „Das Tuch."
= 412. Zeile 7 statt „unter jenen" „unter jenem."
= 424. Zeile 12 statt „sechszehnten „sechszigsten."
= 428. Zeile 12 statt „schien ihn" „schien ihm."
= 429. Zeile 24 und 25 statt „zulangte" „zugelangt."
= 431. Zeile 11 statt „hilf mir die Mühle" „hilf mir sie aus der Mühle."
= 437. Zeile 16 statt „die" „der"
= 446. Zeile 8 statt „nun" „uns"
= 447. In der Note statt „Wulpius" „Vulpius."



